







Malerischer Atlas

und

beschreibende

Darstellungen

aus

dem Gebiete der Erdkunde.

Herausgegeben

von

Eduard Poeppig.

Leipzig,
Hartleben's Verlags-Expedition.

1838.

Vorwort.

Vor der rasch schreitenden Civilisation unserer Zeit fallen die Mauern, welche die Verschiedenheit der Sprache und Sitte, die natürliche Schwierigkeit der Verbindung, das Vorurtheil und wohl auch der gegenseitige Haß zwischen den Völkern errichtet hatten und die Uncultur und Bedürfnißlosigkeit des rohen Gesellschaftszustandes aufrecht erhielt. Die Vortheile der näheren Berührung mit dem ausschließlich gesitteten Welttheile sind gradweise selbst in Ländern begriffen worden, wo noch vor wenigen Menschenaltern entweder uralte Gesetze den Fremdling ausschlossen, oder die rücksichtslose Feindlichkeit der Bewohner dem Eindringenden unfehlbares Verderben gebracht hätte. Wie auf einer Seite in Folge des sich steigernden Bedürfnisses des Handels auch rohere Zweige des Menschengeschlechts zur Verständigung die Hand bieten, Länder, die bisher nur durch unsichere Tradition bekannt waren, sich den Unternehmungen des Kaufmannes, und bald darauf der wissenschaftlichen Forschung eröffnen, so mehrt sich die Zahl der Berichte von allen Far-

ben und von verschiedenstem Gehalte, als sicheres Zeichen, daß das geographische Wissen in seiner neuen und reineren Form, täglich Freunde gewinne. Das Bedürfniß stellt sich gleichzeitig heraus mit der Zunahme der Kenntniß Schritt zu halten, und hat um so eher eine Menge von theilweis sehr verdienstlichen Zeitschriften und Auszügen größerer Reisewerke veranlassen müssen, je weniger ein Einzelner, alle derartige neue Erscheinungen selbst kennen zu lernen Zeit oder Gelegenheit findet. In England hat man zuerst den Gedanken gehabt, jene mehr oder minder periodischen Werke mit einer reichen Ausstattung an Kupfern zu versehen, gleichviel ob Luxus allein dazu rieth, oder ob die nicht unbegründete Ansicht herrschte, daß selbst die tüchtigste Darstellung in Worten, durch die Beihilfe des Grabstichels nichts verliere, im Gegentheil aber Vielen durch einen Zusatz angenehmer werde, der, wenn er gut gelingt, der Phantasie einen äußeren Anhalt darbietet.

Diesen, in Deutschland bisher wenig befolgten Weg, hat die Verlagshandlung des vorliegenden Buches zu ergreifen beschlossen, wenn sie einen umfassenden Text, begleitet mit einer Reihe von sorgfältig gewählten, von guten Künstlern ausgeführten Blättern, herauszugeben unternimmt. Der mit der Redaction Beauftragte verkennt keineswegs die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Aufgabe und glaubt eine Entwickelung der ihn leitenden Ansichten voraussenden zu müssen.

Die Ausbeutung der über alle Theile der Welt entweder schon vorhandenen oder noch täglich sich mehrenden Nachrichten, kann in sehr verschiedenen Formen und Absichten geschehen. Die streng wissenschaftliche, einen ganzen Zweig der Literatur umfassende Erörterung steht als die verdienstlichste oben an, obgleich gerade sie nicht immer der gesamten Lesewelt genügt. Ihr folgt die eklektische Zusammenstellung des aus früherer und neuester Zeit vorhandenen Stoffes, eine Art der Benutzung, die zwar mehrere äußere Abänderungen zuläßt, allemal aber suchen soll auch höheren Ansprüchen zu genügen. Die Wiedergabe kurzer und unvollendeter Bruchstücke oder zerstreueter Anekdoten aus fremden Werken, und zwar im Style der sogenannten Magazine, die eben nur für das Bedürfniß der augenblicklichen Unterhaltung berechnet ist, und daher in der Regel eine kritische Bearbeitung weder erheischte noch erfährt, beschließt die Reihe und ist an diesem Orte unbedenklich verworfen worden. Den ersten Weg zu befolgen, verbot dem vorliegenden Werke nicht allein seine populäre Tendenz, sondern auch sein beschränkter Umfang. Wenn die allein noch übrige zweite Form gewählt wurde, so konnte entweder die schnelle Mittheilung des Neuesten den Endzweck bilden, oder es konnte als Aufgabe gelten, jenes Neue nach kritischer Sichtung und mit Zuziehung alter Werke in eine Reihe von Darstellungen von größeren oder kleineren Theilen der Erdfläche zu verarbeiten, und auf diese Weise abgeschlossene, jedoch möglichst gründ-

liche und charakteristische Bilder hinzustellen, die zwar die Leistungen des Grabstichels als unterstützend anerkennen, sie aber keinesweges als Ballast begleiten wollen. Wenn Dieses als Ziel der folgenden Bogen hingestellt wird, so ergiebt es sich von selbst, daß in ihnen die momentanen Begebenheiten in anderen Welttheilen und die Nachrichten über fremde Zustände, welche nur ein vorübergehendes Interesse erregen, eben so wenig einen Platz finden können, als die Wiedererzählungen persönlicher Schicksale von Reisenden, sobald diese unsere Kenntniß der Sitten der Menschen und der Natur der Länder nicht bedeutend vermehren. Es wird kaum nöthig sein hinzuzufügen, daß die gewählte Form eben so eine jede wörtliche Uebersetzung von Bruchstücken ausländischer Werke, als die Erörterungen irgend einer auf Politik bezüglichen Frage vollkommen ausschließt. Da in Folge des dargelegten Planes kleine und unvollkommene Fragmente keine Aufnahme finden dürfen, vielmehr das vorhandene Material bei jedem Aufsatze unzerstreuet verwendet werden soll, so wird theils die typographische Einrichtung, theils ein Register am Ende des Bandes eine schnelle Uebersicht des Inhaltes gestatten.

Matanzas.

Der Seereisende, der von Europa kommend unter den westindischen Inseln die südlichen zuerst besucht, soll, wie man sagt, eine größere Ueberraschung, wenn auch am Ende keinen größeren Genuß zu erwarten haben als jener, der sich Cuba zum Ziele wählte, und durch die Richtung seines Weges vorbereitende Eindrücke empfängt. Es scheint aber doch, als ob diese Annahme nicht unbedingt gelten dürfe, denn statt die ungeduldige Spannung zu vermindern, die gegen den Schluß einer langen, wenn auch durch Verhältnisse angenehm gemachten Seefahrt unfehlbar eines Jeden sich bemächtigt, trägt der vorübergehende Anblick einer entfernten Küste, und ihrer nicht immer zu deutenden abweichenden Formen, eher dazu bei, die Sehnsucht nach dem Lande und seinen vermutheten Wundern zu erhöhen. Mit vermehrter Erregung betritt der Fremde nach solcher Vorbereitung den Ort seiner Bestimmung, gleichsam doppelt befähigt die noch frischen Erinnerungsbilder aus seinem fernen Vaterlande mit den ganz verschiedenen und großartigen Umgebungen, einer unendlich reicheren Natur zu vergleichen. So ist wenigstens das Gefühl aller mehr empfänglichen Männer gewesen, wenn sie auf dem geradesten Wege nach der Nordküste von Cuba die Gruppe der Bahamas durchsegelten. Es ist ein großer, freudiger Augenblick im Leben des europäischen Reisenden, wenn er zum ersten Male einen fernen Welttheil am Horizont emporsteigen sieht, aber bei der Ankunft in der Richtung der Bahamen erhält der Eindruck ein besonderes, man möchte sagen ein rührendes Interesse, durch die Erinnerung an die merkwürdige Nacht, die der Entdeckung Amerikas in jener Gegend vorausging. Es sind seitdem Jahrhunderte verstrichen voll von gewaltigen Veränderungen und Fortschritten der Menschheit, aber durch sie hindurch

tönt noch das fromme Salve Regina, mit welchem die reuigen, zur Pflicht zurückgekehrten Begleiter des Columbus den letzten Abend ihrer langen Irrfahrt begrüßten. Und frisch blieb in dem Gewühl der Ereignisse das Andenken der Stunden, die jener heldenmüthige Führer auf dem hohen Deck seines Schiffes von der Stille und Dunkelheit der Nacht umfangen, aber im Innern mit stürmischen wechselnden Gefühlen erfüllt verbrachte, ehe der zögernde Morgen ihm die Wirklichkeit darlegte, und auf einmal die Gewißheit gab, daß von nun an die Dauer seines Ruhmes und seines Namens mit der Dauer des Menschengeschlechts gleichbedeutend sei.

Wenige Tage nach dem Erscheinen der gewöhnlichen Zeichen des Landes, entdeckt man, wenn anders keine Irrung in der Rechnung dem Schiffe einen falschen Lauf gegeben, das Südende der Insel Abaco. Ein steiler, mauergleicher Felsen tritt dort weit in das Meer hinaus, und giebt ein leitendes Kennzeichen zur Bestimmung der ferneren Richtung, indem ein offenes Gewölbe seines Fußes, durch welches die See hindurch rollt, hoch genug ist, um schon in ziemlicher Ferne erkennbar zu sein. Wenige Stunden später sieht man sich der Nordspitze der Insel Eleuthera gegenüber, und endlich zwischen den zahlreichen Felsen der Berry-Inseln, die ungeachtet ihres gefahrdrohenden Äußeren das Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit nicht verscheuchen, welches im Vertrauen auf die ausgebildete Nautik unserer Zeit ein jeder Seegewohnte empfindet. Der Anblick des Archipels der Bahamen hat nichts von jener Großartigkeit der Felsküste von Chile, denn kaum dürften einzelne Anhöhen in den kleineren Eilanden sich einhundert Fuß über das Meer erheben, allein er ist noch so lachend und freundlich wie in den Tagen des ersten Entdeckers. In allen Richtungen über ein Meer verstreuet, das wegen geringerer Tiefe nicht länger im gewohnten Azurblau des sonnenbeschienenen Oceans glänzt, sondern durch ein lichteres Grün sich auszeichnet, erheben sich weiße und wenig hohe Streifen von bald endenden Gestaden. Ein niedriger aber ununterbrochener Wald von saftiger Färbung schmückt den weithin leuchtenden Kalkfelsen, und einzelne Palmen, zwar nicht von Alles überragenden königlichen Verhältnissen, aber immer noch durch Höhe bemerkbar, bezeichnen eine neue, der europäischen nur wenig verwandte Natur. Zwar erlaubt die Entfernung nicht das Erkennen von Einzelnheiten, aber dennoch tragen jene Inseln einen fremdartigen Stempel. Auf gleiche Weise reflectirt kein Baum des nördlichen Europa das Licht, wie einzelne Gipfel jener

Uferwälder, und eine eben so große Mannichfaltigkeit der Umrisse der Kronen, läßt aus gleicher Entfernung an keinem unserer Forste sich erkennen. Selbst die Vögel der See, obwohl überall die mindest geschmückten ihrer großen Familie, sind in den Gewässern Westindiens von bunterer Färbung als jene endlosen grauen oder weißen Schwärme von Möven, die mancher Gegend des düstern Nordstrandes von Deutschland allein einiges Leben verleihen. Tritt Ebbe, Nacht oder Windstille ein, ehe das Schiff die jenseitige Gränze des Archipels und tieferes Wasser erreicht hat, so fällt des Abends der Anker. Neu und sehr ungewöhnlich ist der Eindruck, wenn das seit der Abfahrt unablässig segelnde Schiff, scheinbar mitten im Meere und fern von den jenseits des ruhigen Wasserspiegels hervordämmernden Inseln, auf einmal unbeweglich steht. Die Örtlichkeit, besonders aber die heftigen Strömungen, verlangen bei tiefer Beladung größerer Schiffe diese Vorsicht, während des Überganges über die Bank von Bahama, jener ausgebreiteten Anhäufung von Sand zwischen den zahlreichen, großentheils von Korallen erbaueten Inseln, die bald die Spitzen eines unterseeischen Bergrückens, bald die Vormauern gegen die ebenende Gewalt des Oceans darstellen. Ein Blick über Bord möchte Zweifel lassen, ob die Tiefe genügen werde, das Fahrzeug flott zu erhalten, denn durch das klare und unbewegte Wasser unterscheidet man den Anker und jedes Glied seiner gewichtigen Kette. Der weißsandige Boden wird mittels der außerordentlichen Durchsichtigkeit des Wassers dem Auge täuschend nahe gebracht, und verbirgt keinen der Bewohner des Meeres, da auf ihm keine Seegräser sich ansiedeln, die als wallende, steigende und wiederum sinkende Geflechte, bunten Gärten vergleichbar, die granitischen oder vulcanischen Klippen der Südsee zieren. Dafür tritt aber das Leben zahlreicher Thiere um so deutlicher hervor. Fische von abenteuerlicher Form, spielen furchtlos um den Kiel des Schiffes, oder sie schießen, das Licht in den lebendigsten Farben zurückgebend, in allen Richtungen durch das Wasser, während noch weit zahlreichere Geschöpfe einer minder vollkommenen Organisation, zum Theil wie Pflanzen unbeweglich und festgewachsen, oder wie viele Medusen nur beim Hervortreten auf die Oberfläche vom gleichgefärbten Wasser unterscheidbar, der Betrachtung den reichsten Stoff bieten, oder den unerfüllbaren Wunsch sie zu besitzen hervorrufen. Ein solcher ungestörter Genuß wird aber nicht jedem Reisenden, und nicht jeder Seemann darf hoffen, die Nacht auf der Bank vor Bahama gleich ruhig zu verbringen. Wenn gegen das Ende den

1*

trockenen Jahreszeit Stürme den Wechsel der atmosphärischen Zustände vorbereiten, gerathet manches Schiff in große Gefahr, wenn es nicht zeitig genug einen der geschützteren Ankerplätze in der Nähe der Inseln erreichen kann, oder so glücklich ist einem Fahrzeug mit einer Bemannung von Bahamesen zu begegnen. Diese sind die allein zuverlässigen Piloten des Archipels in stürmischen Wetter, und ämsige Fischer, wenn fremde Schiffe ihre Hülfe nicht bedürfen. Sie kennen jeden Kanal und sind so gute Seeleute, daß sie, obwohl in offenen Böten, die Reise nach Nordamerika oder den westindischen Inseln nicht scheuen, wo sie mit den Spitznamen der Krebsfänger (crabcatchers) belegt, aber gern gesehen werden. Ereignet sich ein Schiffbruch, so sind sie zum Dienst der Wrecker vorbereitet, indem sie, wo es irgend geschehen kann, das festgesegelte Fahrzeug wieder flott machen, oder mit außerordentlicher Kühnheit noch während des Sturmes die Ladung oder was sonst zu retten sein mag, bergen. Ehedem trieben sie dieses Geschäft ohne gesetzliche Aufsicht, und man erzählt manche entehrende Geschichte von ihrer Gewinnsucht und dem kaltblütigen Verlassen der Verunglückten, die den geforderten Preis der Rettung zu erlegen entweder nicht willig oder unfähig waren. Dieses Unwesen, der einstigen Besitzer jener Inseln, der Buccaniers, würdig, hat durch die Vorsorge der britischen Behörden schon lange Zeit sein Ende gefunden. Seit Florida zu den Vereinigten Staaten gehört haben Nordamerikaner an dem Geschäfte der Bergung von gescheiterten Schiffen Theil genommen. Hin und wieder sind auf den Küsten jener niedrigen mit Sandbänken umringten Halbinsel kleine Dörfer entstanden, die nur von Wreckers und Piloten bewohnt sind. Key West, eine unfruchtbare Sandinsel zunächst Cap Florida, wurde zu ihrem Hauptquartier, als gegen 1823 die Regierung von Washington dort eine Niederlassung und Magazine für eine Escadre begründete, die gegen die unvertilgbaren Piraten von Cuba mehrere Jahre lang erhalten werden mußte.

Von der Bank von Bahama bis zur Küste von Cuba breitet ein gefahrloses Meer sich aus. Bei gewöhnlichem Winde erreicht das Schiff in vier und zwanzig Stunden nach der Abfahrt von der Bank die Nähe der Insel. Glücklich mag der Fremdling sich preißen, der den ersten Eindruck der tropischen Natur im Glanze eines schönen Morgens in sich aufnahm. Ihm wird ein Bild, das isolirt und frisch stets über die Menge der Erinnerungen hervorragen wird, die bei Durchwanderung der verschiedensten Climaten sich einprägen. Ruhig

gleitet das Schiff durch das wenig bewegte Meer, denn der aufregende Passatwind tritt nur erst ein, wenn die Sonne höher gestiegen ist, und erreicht vor acht Uhr Morgens nie seine gewöhnliche, aber gleichförmige Stärke. Bis Sonnenaufgang weht ein lauer Landwind, und die Wellen rollen nicht mit lautem Geräusch an dem Fahrzeug vorüber, sondern sie steigen und sinken ohne störenden Ton. Das nahe Erscheinen des Tageslichtes verkündet keine langdauernde nordische Dämmerung, wohl aber die gradweis sich mehrende Thätigkeit der Thierwelt. Der leichte Luftzug bringt von dem annoch unerhellten Lande die Stimmen der erwachenden Thiere, und zugleich den Duft blühender Bäume. Was Columbus in seinem ersten Berichte mit so ungezwungener Verwunderung und Vorliebe von den aromatischen Düften jener Strandgegenden meldet, ist auf treue Beobachtung der Natur begründet, und keineswegs, wie wohl Einige geglaubt haben, eine Übertreibung seiner Einbildungskraft oder des Wahnes, daß er sich den Gewürzinseln des in tausend glänzende Fabeln gehüllten Orients nähere. Wenn zur Zeit der stärksten Regen, im July und August die größere Zahl der Waldbäume von Cuba in Blüthe steht, entwickeln sich nicht die gewöhnlichen harzigen Gerüche der nordischen Forste, sondern das Aroma der Rose und Vanille. Es verdankt seinen Ursprung zum Theil einer reichlichen Zahl von Büschen und Schlingpflanzen, und ist um so stärker, je mehr gewisse tropische Gewächse die Gewohnheit haben als gesellige, und daher fast immer in große Gruppen vereint zu wachsen. Während die Seegeschöpfe im Vorgefühl des nahenden Tages in einer größeren Tiefe des Meeres Dunkelheit und vielleicht Sicherung suchen, und daher das Leuchten der Wellen abnimmt, erinnern die undeutlich erkennbaren Züge der noch lautlos vorüberstreichenden Seevögel an die Gewohnheit der meisten tropischen Tagthiere, schon vor dem Eintritt des Lichtes ihre Thätigkeit zu beginnen. Verkürzen sie auf diese Art die Stunden der Ruhe, so ersetzen sie den Verlust durch einen in der nordischen Thierwelt nur selten bemerklichen mehrstündigen Schlaf, oder bewegungsloses Hinbrüten während der mittäglichen Hitze. Auf einmal aber wird der östliche Horizont hell, und nach wenigen Minuten schießen die Strahlen der aufsteigenden Sonne empor. Sie verwandeln fast augenblicklich das durchsichtige Dunkel des Nachthimmels in ein ätherisches Blau, und brechen, zumal in der Regenzeit sich an großartigen Gruppen von Wolken, die alsbald verschwinden, aber acht bis neun Stunden später vermehrt und in drohende schwärzliche Massen ver-

sammelt zurückkehren, um die drückende Luft während dröhnender Donnerschläge und undurchsichtiger Ergießungen abzukühlen, und die ermatteten, in Jubel ausbrechenden Thiere oder die erschlafften Pflanzen zu erfrischen. Der leichte Nebel des Landes sinkt in flachen Streifen nieder, und verschwindet bald so vollkommen, daß die Umrisse der entfernteren Bergketten und die Einzelnheiten der Küste scharf gesondert erscheinen. Zugleich vermehren sich aber die Zeichen des wiedererwachten Lebens, denn nicht allein empfangen die Pflanzen durch ihre Düfte den nahenden Fremdling, sondern ihn begrüßen auch, lange vor dem Landen, die bunten Boten einer schöneren Thierwelt. Kleine Landvögel, die kein Sturm verschlug, sondern eher ihr Muthwille oder die belebende Kraft des frischen Morgens die Gränzen einer sichern Heimath verlassen ließ, umschwirren das Schiff, und Schmetterlinge von ungewöhnlichem Glanz flattern als fremdartige Gäste zwischen dem schwarzen Tauwerk umher*). Der graue Pelican, ein gewöhnlicher Bewohner aller bewaldeten Seefelsen der Insel trifft schwerfälligen Fluges endlich ein, nachdem die weit thätigeren Möven schon geraume Zeit auf ihrem, von der Küste stets weit entlegenen Revier angekommen sind. Haie, diese mit unversöhnlichem Haß verfolgten Erbfeinde der Seeleute, verrathen ihre Nähe durch die aus dem Wasser hervorstehenden Rückenflosse, und kommen mit gewohnter Kühnheit oft so nahe, daß man sich mit inneren Grauen gesteht, wie wahr die Erzählungen von ihrer Größe und Häufigkeit in den westindischen Gewässern seien. Doch scheint es, als ob die wenigsten Fische vor diesen gefräßigen Ungeheuern wirkliche Furcht fühlten, und vielleicht herrscht zwischen dem Hai und manchem Seegeschöpf dasselbe wunderliche Verhältniß wie zwischen den Reihern und Enten, die in den Seen und Sümpfen Südamerikas unbesorgt und unbelästigt zwischen den sich sonnenden oft zahllosen Krokodilen sich aufhalten. So fürchtet unter andern der Delphin den Haifisch nicht, und läßt durch diesen sich nicht stören in jenen lustigen Gauckeleien um das segelnde Schiff, durch welche er zum unterhaltenden Gesellschafter geworden, seit der Glaube an seinem sturmverkündenden Instinct das alte Gewicht verloren hat.

---

*) Während der, diesen Angaben zu Grunde liegenden Reise, wurden am Morgen des 1. Juli 1822 eine Stunde vom Lande Pap. (Charaxes) Pherecytus und Pap. Phyllis ergriffen.

Mit der Annäherung an das Land vermehrt sich die Schönheit des Bildes. Zwar strebt hier nicht jene Achtung gebietende Felskette wie an der Westküste Südamerikas, oder jener herrliche Urwald wie um die Einfahrt des Amazonenstromes empor, aber der Himmel ist hier nicht unreiner als dort, das Meer nicht minder blau. An der wellenförmigen Küste zieht sich ein Wald hin; nur da unterbrochen, wo bisweilen der Fels sich höher zu kleinen Vorgebirgen erhebt, oder wo Pflanzungen und Niederlassungen von Fischern sich befinden. Weiter nach dem Innern ragen der grottesk geformte Bergzug von Mariel hervor, und die noch etwas höhere, die ganze Insel der Länge nach theilende Centralkette beschließt das Bild. Die Bewohner der Küste erkennen mit dem scharfen Blicke der Seemänner leicht genug, ob das sich nähernde Fahrzeug eine weite Reise gemacht, und eilen im letzeren Falle die Früchte ihres Landes, dem Seefahrer eine lang entbehrte und daher von ihm gut bezahlte Erfrischung an Bord zu bringen. Sie leiten mit geschickter Hand ihre unsicheren Nachen durch die Wogen, und erfüllen eben so durch ihre Persönlichkeit als die Gegenstände ihres Verkaufs den Neuling mit nicht geringer Verwunderung. Eine westindische Frucht ist am Ende einer funfzigtägigen Seereise ein köstliches Labsal, allein die Gefahr lauscht unter dem Genusse. So wird die lockende, auf Cuba besonders gedeihende Ananas dem ungewohnten Nordeuropäer, vor allen leicht verderblich. Da der Matrose ungeachtet seiner Furcht vor klimatischen Fiebern sehr selten seine Gelüste zügelt, so wehren manche Capitaine die fruchtbeladenen Küstenböte ab, und andere beobachten im Hafen die Vorsicht, keinem ihrer Untergebenen zu gestatten am Lande Vorrath zu kaufen, sondern sie vertheilen mit eigener aber sparsamer Hand die Früchte.

Die meisten der von Europa kommenden Schiffe laufen zuerst in den Hafen der Havanna ein. Jene Stadt ist so häufig beschrieben worden, daß kaum viel Neues über sie zu sagen sein möchte. Sie bietet der Beobachtung wohl manche interessante Seite, allein sie stößt nach kurzem Aufenthalte den Europäer zurück. In unsern Zeiten hat sie eine hohe Wichtigkeit erlangt; sie ist der Sitz einer sehr großen Thätigkeit und einer vollkommeneren Civilisation als sonst die spanischen Colonien auszeichnet, sie bildet den Sammelplatz außerordentlicher Reichthümer und wird daher zum Ziele von Tausenden unternehmender oder Gewinn suchender Menschen, allein sie enthält auch den Auswurf der seefahrenden Völker, den unausrottbaren Stoff einer pestartigen Krankheit und die Gräber von zahllosen vorzeitig vom

Tod ergriffenen Europäern. Was ihr zauberhafter Anblick von Außen verspricht, löst in der Wirklichkeit in Täuschung sich auf. Schmutz, Verdorbenheit der niederen Classen, Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, die, wie man sagt, zwar neuerdings den blutigen Decimirungen eines energischen Befehlshabers gewichen sind, aber dereinst unfehlbar wiederkehren, ein drückendes Klima, eine dürre verödete Umgebung scheuchen einen Jeden bald davon, den kein kaufmännisches Interesse bindet. Wir führen daher den Leser nach einem andern anziehenderen und minder bekannten Hafen der Insel.

Dem Canal der Bahamen gerade gegenüber liegt die Bai von Matanzas. Sie stellt auf der Nordküste Cubas den zweiten Hafen in Hinsicht kaufmännischer Wichtigkeit dar, und dürfte dereinst der Havanna schon dadurch gefährlich werden, daß rings herum ein reich bebaueter District sich ausdehnt und die Producte nach wenigstündigem Landtransport, folglich ohne große Kosten verladen werden können. Kleine aber schiffbare Flüsse (Rio San Juan, Yumury, Canimar), fallen von verschiedenen Seiten in die Bai und erleichtern die Verbindung der Pflanzungen mit der Stadt. Die Ansicht der Havanna ist von mehr malerischer Wirkung als die von Matanzas, allein die letztere ist ungleich freundlicher und im Charakter der Zone. Dort erheben sich auf einer flachen und pflanzenlosen Küste die zahlreichen Thürme einer durch Größe imponirenden Stadt, und von den nahen Felswänden drohen zahlreiche Forts und besonders der malerische Morro, aus dessen tiefen Gefängnissen beiläufig mancher südamerikanische Patriot und mancher europäische Vertheidiger der spanischen Constitution nie wiedergekehrt ist, allein ringsum ist Alles dürr und baumlos, wo die Kunst nicht thätig gewesen und Gärten voll schattiger Laubmassen erschaffen hat. Ganz anders zeigt sich die Bai von Matanzas dem von der Seeseite Ankommenden. Der Strand ist zwar nur an wenig Orten hoch und steil, und besteht zunächst aus denselben langen Kalk- und Corallenbänken wie auf den Bahamen, allein in kleiner Entfernung erheben sich wellenförmige Hügel, die überall ein dichter, wenn auch nicht hoher Wald schmückt. An der Mündung der Bai stehen zwar nur ärmliche Fischerhütten, allein sobald man in das schöne Becken eingelaufen ergeben sich überall Zeichen einer sorgfältigeren Cultur des fruchtbaren Bodens in den weiten waldlosen Vierecken der Abhänge, den Pflanzungen von Kaffee oder den großen Weiden, wo besonders Viehzucht getrieben wird. Der ruhige Wasserspiegel breitet, ringsum von grünenden Ufern eingefaßt, sich eine

Meile in der Tiefe, eine Stunde in der Breite aus. An seinem südlichen Ende liegt auf einer Anhöhe die Stadt, vor ihr die geankerten Schiffe, ihr zur Seite der schroffe Absturz des Thales des Yumury; weiterhin begränzt den Strand ein dichtes Gehege von Wurzelbäumen. Die Gärten der Bürger machen sich in derselben Richtung durch ihre hervorragenden Baumkronen bemerklich. Hinter diesen verläuft ein Wald bis an die stufenweis aufsteigenden Hügel; Cocospalmen mit stets geneigtem Stamme, Gruppen der dem Lande eigenthümlichen herrlichen Königspalme bezeichnen das Clima, und den Hintergrund der wahrhaft tropischen, aber friedlichen Landschaft schließt die breite Masse des mit einem Zuckerhut (Pan) verglichenen Berges von Matanzas. Das Fahrzeug passirt ein unbedeutendes Fort, von welchem die nicht länger Achtung gebietende gelbe Flagge Spaniens weht, und ankert endlich achthundert bis tausend Schritte vom Lande entfernt, indem Versandung des Hafens zunächst der Stadt jedem größeren Fahrzeuge die Annäherung verbietet, ein Uebelstand, den man durch Anlegung eines Molo zu bekämpfen begonnen hatte, als mit dem Ausbruch der Revolution der Insel Leon die Bedürfnisse des Mutterlandes sich mehrten, und Cuba zuerst die seitdem in vermehrtem Maaße geleistete Pflicht, für einen großen Theil der spanischen Ausgaben zu sorgen, übernehmen mußte. Eine andere moderne Ruine des Landungsplatzes ist der halbvollendete Pallast der Regierung, der vor dem Ausbau zusammenfiel, weil man zur Ausführung des an sich sehr geschmackvollen Planes behauener Blöcke von Madreporen Kalkstein sich bedient hatte, ohne zu beachten, daß diese, wie dort Jedermann weiß, den Einfluß des Wetters ohne schnelle Zerbröckelung nicht aushalten.

Wer in Westindien zum ersten Male landet, muß auf sehr besondere Erfahrungen gefaßt sein. Ein Troß von halbnackenden Negersclaven, die des Morgens von ihren Herren zur Suchung von Arbeit entlassen, am Abend jedenfalls mit einem Verdienst von fünf bis sechs Realen zurückkehren müssen, fällt lärmend und um so zudringlicher über den Landenden her, je mehr sie mit der ihrer Raçe eigenthümlichen Schlauheit den Gutmüthigen oder den Neuling zu unterscheiden wissen. Doch zeigt auch hier sich der Unterschied des Einflusses der größeren und verdorbeneren Stadt, wenn man die um den Hafenplatz sich drängende Menge der Havanna, mit den bescheideneren Negern von Matanzas und ähnlichen kleineren Orten vergleicht. Die Lasterhaftigkeit der Neger und wohl eigentlich aller Farbigen der niederen Classen, von Havanna, Vera-Cruz und Neu-

Orleans, ist in Nordamerika und Westindien sprichwörtlich geworden; kriechend, wo Strenge und Gewalt ihnen gegenübersteht, sind sie zur Dieberei und Gewaltthat geneigt, wo irgend die Aufsicht mangelt. Der Anblick der westindischen Sclavenbevölkerung der niederen Art, die man als Tagelöhner innerhalb der Städte verwendet, macht leicht den widerlichsten Eindruck auf einen landenden Europäer, und man muß dieselbe Menschenart erst längere Zeit in ihrer verhältnißmäßig nicht drückenden und weit weniger demoralisirenden Lage auf den Pflanzungen des Innern gesehen haben, um sich mit ihr wieder aussöhnen zu können. In Häfen der zweiten Größe nähert sich der Neger in Hinsicht seines Verhaltens schon mehr dem Feldneger, und wird nicht ausschließlich zum Dienst in der Stadt und zum Herumtreiben unter den dort besonders zahlreichen, meist verdorbenen, und wie man sagt, die Schwarzen absichtlich verführenden Mulatten gehalten. In Matanzas befreit man sich mit geringerer Mühe von ihren Diensterbietungen, als in Havanna, kann aber freilich nicht allemal verhüten, daß eine ihrer Brüderschaften, ohne den Erfolg ihrer hyperbolischen Schmeichelworte abzuwarten, von dem Gepäck Besitz nimmt, und dasselbe im Triumph, während sie lachenerregend, meist auf die schwarze Farbe bezügliche Schmähungen gegen ihre abgewehrten Nebenbuhler ausstößt, davonschleppe. Für jedes Stück, wie klein es sei, findet sich ein besonderer Träger, und man möchte wohl Grund haben über die Erpressung verdrießlich zu werden, läge nicht viel Lächerliches im Anblick eines breitschulterigen Afrikaners, der listig genug ist, den erbeuteten Regenschirm mit so viel Seufzern davonzutragen, als laste auf ihm ein Centnergewicht. Eine andere nicht erfreuliche Mühe wartet des Fremden in allen kleineren Orten; es ist die Schwierigkeit, ein passendes Unterkommen zu finden. Nur in der neuesten Zeit sind Gasthäuser, wo europäische Sitte, soweit das Klima es erlaubt, beobachtet wird, in Cuba gewöhnlicher geworden, indessen außerhalb der Städte kaum anzutreffen. Sie sind gemeinlich in den Händen von Nordamerikanern oder Franzosen, und ersparen dem Ankömmling die große Unannehmlichkeit in einem der gemeinen Posadas eine Zuflucht zu suchen, wo allein der Eingeborne sich gefallen kann, der Fremde meistens keine zuvorkommende Aufnahme erfährt. Ueberhaupt macht sich in Cuba die Sonderung der Fremden und Eingebornen sehr bemerklich. Man sucht den Grund theils in dem Hasse der Creolen gegen die Ausländer, theils in der Gefährlichkeit der Berührungen mit den niederen Classen des Volkes.

Wie dem auch sei, so kennt man in Cuba jene freundlichen Gefühle nicht, welche in Chile, Buenos Ayres und Brasilien die vorübergehenden Bewohner und die Eingebornen nicht selten verbinden, und jene Verschmelzungen herbeiführen, die zwar nicht immer die Moralität des Europäers vermehren, aber doch der Einwirkung seiner Civilisation mehrfache Wege eröffnen und ein gutes Vernehmen erhalten. In Cuba herrscht selbst auf dem Lande jene Trennung, und zwar in Gegenden, wo die Pflanzungen lange Ketten bilden, und abwechselnd den Cubanos oder fremden Ansiedlern gehören. Man lebt geschieden, und bildet so besondere Kreise und Anbaue, daß in einigen Gegenden, z. B. in dem schönen Districte von Laguna de Palos unfern von Matanzas, oder im Quartier von San Luis an der Südküste, ausschließlich englische oder französische Sitte, Sprache und Umgang herrscht. Auf längere Zeit ist jedoch eines jener fremden Gasthäuser in einem Hafen von Cuba kein angenehmer Ort des Aufenthaltes. Was der Westindier mit dem Namen des Lebensgenusses belege, hat man dort zu beobachten reiche Gelegenheit. Die Gesellschaft besteht aus Capitainen der Handelsschiffe, die der Hitze ihrer engen Kajütte zu entgehen suchen, aus den Offizieren der geankerten Kriegsfahrzeuge, aus den Pflanzern des Innern, die häufiger aus Langeweile als durch Geschäfte getrieben die Stadt besuchen, aus den jungen Supercargos und Kaufleuten des Ortes, die in Ermangelung besserer Gelegenheit, ihr Vergnügen in dem Hotel suchen. Es kann nicht fehlen, daß bei einem solchen Zusammenflusse unbeschäftigter, jugendlicher, oft sehr wohlhabender Männer Dinge vorgenommen werden, welche im ungleich mehr nüchternen Europa öffentliche Mißbilligung erfahren würden. Trinkgelage sind dort in der That sehr häufige, man kann wohl sagen die einzigen Vergnügungen einer Gesellschaft, die man mit Unrecht übrigens für eine rohe und verächtliche erklären würde. Die Orgien dauern gemeinhin bis Mitternacht, nehmen stündlich an Wildheit und Unbedachtsamkeit zu, und enden nicht selten mit Ausführung der muthwilligsten und tollkühnsten Einfälle, und mit Angriffen auf Ordnung und herkömmliche Sitte, zu welchen das Gefühl animalischer Kraft, und die seit alten Zeiten überlieferte Verachtung gegen Alles, was spanisch heißt, wenigstens die englischen Seeleute veranlassen. Wo das Leben am meisten gefährdet ist, ein unsichtbarer Dämon einen jeden kräftigen und blühenden Nordeuropäer umschwebt, und die täglich sich wiederholenden Beispiele auf das Ernsteste abmahnen, da herrscht eine Rück-

sichtslosigkeit in der Ausschweifung, die den Beobachter um so mehr mit Grauen erfüllt, je mehr sie hin und wieder den Anstrich der Lebenssattheit trägt, und wie Versuch der Selbstbetäubung aussieht. Nur Wenige machen eine Ausnahme, und die Neigung zum Trunk ergreift bei langem Aufenthalt auch die Nüchternsten; die höheren Classen der Fremden schweifen aus bei ihren Zusammenkünften, und der Matrose erkauft am Quai für eine Scheidemünze genug jungen Rum, um auf einmal den Grund einer schnelltödtenden Krankheit zu legen. Gewiß liegt in der Lebensweise der eben gelandeten Fremden eine wichtige Ursache jener Sterblichkeit, die in Europa viel besprochen wird und manche heiße Thräne fließen macht, aber in Westindien mit Gleichgültigkeit als gewöhnliches Ergebniß ertragen wird. In jenen ungesunden Ländern hat übrigens das Leben nur sehr geringen Werth. Nur ihr Geschäft treibt die Fremden dahin, und der Zweck der Meisten ist die schnelle Erwerbung eines Vermögens. Da auf derselben Bahn Alle gleiche Gefahr bestehen, so verhärtet sich das Gefühl gegen die Fallenden, und höchstens drückt ein Achselzucken die Theilnahme aus, wenn ein Bekannter, der vielleicht noch vor zwei Tagen das Mitglied einer wildlustigen Gesellschaft war, von der climatischen Geisel des Fiebers ergriffen, ihr mit schreckender Schnelligkeit unterlag. Der entschiedene Mangel an höheren geistigen Vergnügen, wie sie gebildete Gesellschaft, Theater und Lectüre anderwärts dem Fremden darbieten, besonders aber die in den Lebensverhältnissen jener unstäten Bevölkerung begründete Ehelosigkeit erklären hinlänglich die Richtung der Europäer Westindiens auf rohe Genüsse.

Als Stadt hat Matanzas keine Ansprüche auf imponirende Größe noch auf architektonische Schönheit zu machen. In den tropischen Colonien der Spanier gilt ziemlich überall der Satz, daß die großen Städte, wenn auch von Ferne Achtung gebietend, in der Nähe gesehen den Erwartungen nicht entsprechen, sondern im Gegentheil durch Schmutz und Unwohnlichkeit abschrecken, und daß die Städte des zweiten Ranges zwar freundlicher sind, aber so durch Gärten, Felder oder unbebauete Stellen unterbrochen werden, daß zwischen ihnen und eigentlichen Dörfern kein anderer Unterschied als derjenige des Umfanges herrsche. Matanzas besaß zwar im Jahre 1822 schon gegen 6000 Einwohner, und soll seitdem diese Zahl doppelt in sich aufgenommen haben, allein der ganze Anstrich des Ortes ist dennoch ländlich. Vielleicht liegt in dieser minderen Gedrängtheit der Bevölkerung der Grund der ziemlich entschiedenen Befreiung vom gelben Fieber.

Nur in den schlimmsten Jahren kommen einzelne Fälle unter den Fremden vor, und auch dann weißt es am Ende gewöhnlich sich aus, daß der Grund des Uebels in Havanna gelegt worden war. Die natürlichen Veranlassungen jener Epidemien fehlen übrigens um Matanzas eben auch nicht, denn die Manglesümpfe am Yumury hauchen zur Zeit der Ebbe so übelriechende Dünste aus, daß der Fremde leicht genug durch den widerlichen Eindruck auf die Sinne gewarnt wird. Die Lage der Stadt auf einem flachen Abhange, die Menge von Gärten zwischen den Häusern und die Bauart überhaupt, gestatten jenen Ausströmungen der benachbarten Niederungen keinen bemerklichen Einfluß auf die öffentliche Gesundheit, und der Ankömmling wird nicht durch jene Scenen des Todes erschüttert, die in Havanna und ähnlichen Städten den Genuß der Natur verbittern und ohne Abstumpfung nicht zu ertragen sind. Die Straßen von Matanzas sind rechtwinklig und breit, zwar ungepflastert, aber zu keiner Zeit kothig, indem der abhängige und feste Boden die Ansammlungen von Wasser nicht erlaubt, die Bauart der Häuser die Luftcirculation vollkommen gestattet, und die Bewohner weder den Wassermangel der Havanna leiden, noch durch Beschränkung des Raumes gezwungen sind, die Straßen zu Sammelorten aller häuslichen Abfälle zu machen. Nur wenige Häuser haben eines oberen Geschosses sich zu rühmen, und Matanzas, obwohl von Erderschütterungen fast so frei wie das nördliche Deutschland, besteht aus denselben langen Reihen niedriger Gebäude wie die Orte von Peru, wo der Boden nimmer vollkommen ruhig ist. Es ist dieses die Folge des Haltens am altspanischen Baustyl, der in Havanna einem modernen, an Cadiz oder Marseille erinnernden, zum großen Schaden der öffentlichen Gesundheit gewichen ist. Ein solches Haus ist sehr massiv, und widersteht dem Einflusse des Clima's nicht selten gegen zweihundert Jahre, eine lange Zeit im tropischen Amerika, wo alles Werk der Menschenhand der schnellsten Vergänglichkeit unterworfen ist. Auf dem Erdgeschoß, dessen Straßenseite gelegentlich eine sehr bunte Fresco-Malerei ziert, ruht unmittelbar ein ziemlich flaches, aber sehr schweres Dach von altmodischen, den Regengüssen jedoch sehr entsprechenden Hohlziegeln. Die Fensteröffnungen sind eben nicht zahlreich, allein sehr hoch, und stellen nach Außen mit einem schwerfälligen Gitterwerk umgeben eine Art von Balcon vor, den gewöhnlichen Platz der unbeschäftigten Frauen in den kühleren Stunden des Tages. Ein großes Thor, mit gewichtigen Nägeln beschlagen öffnet sich nach Innen, und zwar nicht im-

mer auf ein getrenntes Vorhaus, sondern in das Hauptzimmer des Hauses, dessen eine Seite wohl gar das zweiräderigere Fuhrwerk, die Volante einnimmt. Den inneren geräumigen Hof umgeben die Seitengebäude, mit dunkeln, kühlen Zimmern für die Familienglieder und langen Corridoren, wo auf bequemen Bänken oder in Hangematten die der Arbeit wenig holden Bewohner einen großen Theil des Tages verbringen. Den entferntesten Winkel bewohnen die Sclaven des Hauses, und ein Baumgarten, der ziemlich vernachlässigt, dennoch Ueberfluß an Früchten hervorbringt, beschließt das Gehöft. Die Fremden sind von dieser auf Genuß der Indolenz berechneten Bauart abgegangen und haben ihren Häusern die Einrichtung der englischen Antillen oder von Carolina und Neu-Orleans gegeben, sind jedoch gezwungen gewesen die fertig gezimmerten, fast nur auf Holzbau berechneten Häuser, aus den Vereinigten Staaten kommen zu lassen, denn wenn auch Cuba noch immer schöne Wälder besitzt, so vertheuert doch der Transport des Holzes und ganz besonders das hohe Tagelohn der Zimmerleute, — bisweilen gegen drei Thaler — jeden Bau. Uebrigens rühmt sich Matanzas keines öffentlichen Bauwerkes von irgend einiger Bedeutung, und nichts mahnt an das verhältnißmäßig hohe Alter des Ortes. Zwar ist die Zeit der Gründung nicht mit Sicherheit bekannt, allein daß diese schon früh geschehen sein müsse, beweist der Name (Niedermetzelung), indem er auf eine an dieser Stelle vorgefallene Ermordung von Widerstand versuchenden Ureinwohnern hindeutet, eine jener Scenen, die sich in den ersten Jahrzehnten nach der Besitznahme an verschiedenen Orten wiederholten. Sie haben die eingeborne Bevölkerung schnell genug vertilgt, und bleiben auch dann ein Schandfleck des spanischen Namens, wenn man die Angaben fremder Schriftsteller über die angebliche große Zahl der von Columbus und seinen nächsten Nachfolgern vorgefundenen Ureinwohner als Uebertreibung anzusehen geneigt ist. Matanzas erscheint als ein moderner Ort, und verhält sich daher wie fast alle Städte Amerika's. Häufige, durch keine policeiliche Vorkehrung verhüthete Feuersbrünste, Orkane und Erdbeben, und vor allem wohl die Unstätheit der Bewohner, die selten mehrere Generationen hindurch an demselben Orte sich aufhalten und nicht so mit ihrer Vaterstadt verwachsen wie manche Familien Europa's, verhindern, daß in Amerika irgend eine menschliche Schöpfung Jahrhunderte überlebe und Erinnerungen im Beschauer anrege. Nur jene ungeheuren Erdaufwürfe und Mauern aus Felsblöcken machen eine Ausnahme,

die man in neuesten Zeiten an vielen Stellen des amerikanischen Festlandes, als räthselhafte Denkmale einer in unbekannter Zeit untergegangenen Civilisation ansieht. Der Charakter der westindischen Städte und der dort herrschenden Sitte gehört allein der Gegenwart an. In der Mitte der halb englischen Bevölkerung der Häfen und ihrer Umgebungen, hat man selbst in Cuba, der zuletzt modernisirten Insel des Archipels einige Mühe, wenn man versucht sich in die verhältnißmäßig nahe Zeit zurück zu versetzen, wo an denselben Gestaden die ersten Weißen landeten.

Das mannichfache Getümmel der Havanna fehlt dem ungleich kleineren Matanzas. Der Handel ist zwar sehr bedeutend, allein er beschränkt sich auf Exportation der Landesproducte, und gewinnt daher nur zur Zeit der Erndte besondere Lebhaftigkeit. Dann aber füllt sich der Hafen mit Schiffen, und von den dreihundert im Laufe des Jahres dort ankommenden Fahrzeugen erscheint ziemlich die eine Hälfte um die Zeit, wo der Kaffee zu Markte gebracht wird. Zugleich wird auch der Creole der Stadt beweglicher, denn entweder hat er als Speculant den Ertrag von einer oder mehreren Pflanzungen aufgekauft, oder er besitzt selbst eine solche, und besorgt die Versendung. Von allen Seiten kommen dann lange Züge von schwerfälligen Karren mit zwei Paar Ochsen bespannt nach der Stadt. Sie sind mit Kaffee erfüllten groben Säcken beladen, die man im Süden der Insel aus Bast des baumartigen Hibiscus im Großen verfertigt, und wohl auch aus Yucatan erhält. Der Transport ist theuer und langsam, denn die Umgegend ist von keiner Kunststraße durchschnitten, und die Wege sind in der Regenzeit zum Theil so außerordentlich verdorben, daß an manchen Orten arme Neger einen Nebengewinn darin finden, den Reiter durch die ungangbaren Stellen des zum ziegelrothen Brei zerweichten Bodens zu geleiten. Nur an Kaffee werden gegen anderthalb Millionen spanischer Pfunde auf diesen Straßen zur Stadt gebracht, und eine nicht minder beträchtliche Summe in Zucker und anderen Producten, und dennoch ist für Erleichterung der Verbindung nichts gethan. Das Geschäft des Transportes befindet sich in den Händen von sogenannten Careteros, die aber nur mit Ochsen fahren und Bewohner von kleinen Meierhöfen sind. Neger zu Fuß besorgen das Antreiben des Gespannes, welches sich mühsam zwischen den überall aus dem Boden hervorstehenden Spitzen von Kalkfelsen durcharbeitet. Der Caretero selbst erscheint nur zu Pferde, indem ein Creole von Cuba es für Schande und Zeichen der größten

Armuth halten würde, auf einer Landstraße zu Fuß zu gehen. In der Regel sind die Cubanos kühne, aber keineswegs gute Reiter, wozu der wunderliche Sattel, ein sehr breites und dickes Kissen aus Stroh, von viereckiger Form, und der Mangel an Steigbügeln, viel beitragen mag. Alle zeichnen sich mehr oder weniger durch männliche und kräftige Physiognomien aus; ein scharfblickendes dunkles Auge, schwarzlockiges Haar, dichtbuschige Backenbärte und besonders die Gesichtsfarbe deuten bei Vielen auf eine nicht ganz reine Abstammung. Aus der ganzen Erscheinung eines reisenden Cubano vom Lande leuchtet ein Grad von Energie hervor, den der Europäer, in Folge einer einseitigen Theorie eben nicht dem Creolen zutrauen möchte. Mancher dieser Männer aus der niederen Classe könnte, zumal wenn er bewaffnet einher reitet, als verwirklichtes Ideal eines romanhaften Räuberhauptmanns gelten. Indessen sind jene, wenn auch gerade nicht herzlich oder besonders freundlich, doch höflich und, vielleicht aus Stolz, nur wenig geneigt dem Fremden irgend etwas in den Weg zu legen, freilich aber auch außerordentlich reizbar und unversöhnlich rachsüchtig, wo sie sich beleidigt meinen. Nähert sich der Zug eines Caretero des Mittags einer der Pulperias, wo wie gewöhnlich ein Catalonier mit vieler Redseligkeit und Zuvorkommenheit die Reisenden empfängt, so wird wohl angehalten. Man giebt den Zugthieren große Bündel von grünen Maisstengeln (Maloja), dem gewöhnlichen Futter in den bebaueten Districten der Insel, und erlaubt den Negersclaven nach Genuß des Stückes von gesalzenem Fleisch, das ihr Mittagsmahl ausmacht, zu ruhen, wozu diese auf ächtafrikanische Weise, um den Luxus zu erhöhen, eine möglichst schattenlose Stelle des Bodens sich aussuchen, auf welcher sie sich den Rücken nach Oben gekehrt ausstrecken. Ist irgend die des Mittags zusammentreffende Gesellschaft der Weißen zahlreich genug, so wird auch sogleich das Monte, ein Hazardspiel begonnen, denn die Leidenschaft für dasselbe ist in Cuba unbeschreiblich verbreitet. Sie hat alle Stände und selbst die Frauen ergriffen, und die Meinung möchte nicht ohne Grund sein, daß die letzteren, zumal wenn sie den niederen Ständen angehören, nur durch ihre Spielschulden und nicht durch Leidenschaft zu der sie bisweilen sehr auszeichnenden Sittenlosigkeit gezwungen werden. So führt auch das Spiel ohne Zweifel die meisten der stets häufigen Morde herbei, und veranlaßt bestimmt allein die Beraubungen, die nach großen Festen auf den Landstraßen geschehen. Die Importation der spanischen Spielkarten beläuft sich in Cuba den Zollhauslisten zu Folge

jährlich auf zehntausend Dutzend; ihr leidenschaftlicher Gebrauch ist ein Fluch der Bevölkerung. Die Pflanzer des Inneren finden um dieselbe Zeit sich gleichfalls zahlreicher in der Stadt ein, indem ein Jeder Rechnungen mit seinen Lieferanten abzuschließen oder sein Product zu verkaufen hat. Sie sind in der Umgegend von Matanzas großentheils Engländer und Amerikaner, und weniger durch ihr blondes Haar oder ihre Gesichtsfarbe als das Eigenthümliche ihres Aufzuges erkennbar. Ihre schönen Pferde und ihre geringe Reitkunst, — denn die Mehrzahl besteht aus ehemaligen Capitainen von Handelsschiffen — zeichnen sie gleichmäßig aus. Die Kleidung aus leichten weißem Zeuch, der feine Strumpf, der gelbe Schuh, die allgemeine Zierlichkeit ihrer Erscheinung, vor allen aber der unförmlich große Schattenhut und der offene Sonnenschirm bei dem Reiten stechen etwas lächerlich ab von der furchtbaren Bewaffnung, die aus Säbel, Pistolen und einem Karabiner mit trichterförmiger Mündung (trabuca) besteht. In der Regel begleitet wenigstens ein Neger seinen Herrn, namentlich der sogenannte Courier (correo), ein Bursche von größerer Gewandheit und Sprachkenntniß, den man soweit abgerichtet hat, daß man es wagen darf ihn unbegleitet zur Ausführung von Aufträgen nach der Stadt zu schicken. Immer erhält er das schlechteste Pferd der Pflanzung, und zwar wie die Sitte es verlangt, nur eine Stute, indem allein der Weiße das Recht hat Hengste zu reiten, und auch, will er sich nicht lächerlich machen, nur dieser sich bedienen darf, der Afrikaner aber bei seiner Art zu reiten und seiner Wildheit, wenn er einmal die Pflanzung im Rücken hat, ein jedes Pferd in kurzer Zeit ruinirt. Schlecht beritten wie er ist, bleibt doch der Correo immer in der Nähe seines galloppirenden Gebieters, und grinst freudig bei dem Gedanken an die Genüsse der Stadt, und das Aufsehen, welches er dort unter seinen minder beglückten Landsleuten mit der neuen Livree machen wird, die er inzwischen in den großen Packkörben (serones) zu beiden Seiten seines Kleppers wohlverwahrt hat. — Die Creolen von Matanzas haben übrigens noch sehr viel von den alten bequemen Sitten beibehalten, und sind der kaufmännischen Thätigkeit viel weniger ergeben als die Bewohner der Hauptstadt. Viele von ihnen begnügen sich mit dem Ertrage einer kleinen Pflanzung und Andere leben von der Arbeit ihrer Neger, die sie entweder vermiethen, oder ein Handwerk betreiben lassen. Ueberhaupt geht der Nachkomme der Spanier nur schwer und ungern von seiner arbeitscheuen Lebensweise ab, und muß überall erst durch den fleißigen

Europäer oder Nordamerikaner ein Beispiel und einen Anstoß erhalten.

Die Umgegend von Matanzas ist freundlich, allein sie trägt nicht länger den reichen tropischen Charakter, da der Mensch dort zu lange thätig gewesen ist. Ueberhaupt dürften auf den Inseln Westindiens wohl überall jene Scenen von Größe und Kraft einer jungfräulichen Natur selten sein, die den Europäer im Inneren Südamerikas auf schwer beschreibliche Weise ergreifen. Ungeachtet der Aehnlichkeit, welche die organische Welt in ihren allgemeinen Zügen hier und dort entwickelt, ist stets der geringere Maasstab in Westindien unverkennbar, und zwar selbst da, wo der Feldbau noch Weniges verändert hat. Schon der Mangel an Flüssen von einiger Bedeutung, man darf wohl sagen die Wasserarmuth giebt Cuba ein geringeres Ansehen. Alles ist zahmer und einfacher, und nicht allein im Clima, sondern auch in der Vegetation ergeben sich Zeichen des Ueberganges in die außertropischen Formen. Ein Urwald wie an den Strömen Brasiliens, unübersehlich groß, voll von colossalen Stämmen, ein schwer durchdringlicher Wohnort von zahlreichen Thieren, von Menschen nicht betreten, ein großartiges Heiligthum der Natur findet sich wohl nirgends in Cuba und am wenigsten in den westlichen Districten. Von Matanzas nach Westen bis an das Cap San Antonio, nach Osten bis Villa clara und nach Süden bis fast zur Küste, ist gegenwärtig fast alles Land bebauet. Nur die felsigen Berge sind noch mit dichten aber nicht sehr hohen Waldungen bewachsen, und blieben uncultivirt, so wie die sandigen, den periodischen Überschwemmungen ausgesetzten Savannen, und die breiten Salzsümpfe der Südküste, wo die Wurzelbäume einen undurchdringlichen Gürtel bilden. Der Boden ist meistentheils fruchtbar, wo den zackigen und vielfach durchhöhlten gleichsam blasigen Kalkstein eine dünne Schicht von rother oder schwarzer Erde deckt, und Bewässerung nicht ganz unmöglich ist. Daher hat der Ackerbau sich in allen Richtungen verbreitet, und eine Pflanzung reiht sich an die andere. Wo aber die wellenförmigen Anhöhen des Bodens bedeutender werden, wird auch die Landschaft malerischer und da macht die ursprüngliche Natur ihr Recht mehr geltend. An solchen Orten legt man besonders gern Potreros, d. h. die großen Meierhöfe an, wo innerhalb einer festen Umzäunung aber auf einem weiten grasigen Gefilde Viehheerden gehalten und ihre Zucht betrieben wird. Solche Besitzungen sind zumal auf den Küstenhügeln von Matanzas nicht selten, und wahre Zierden der Landschaft. Sie haben



... d. Nat. gez. v. E. Pappus — Stahlstich v. Adolph Dworzack, Wien.

MATANZAS



nichts von jener geometrischen Einförmigkeit der Kaffeepflanzungen, sondern auf ihnen stehen unregelmäßig verstreuete Gruppen schöner Bäume, und große Zahlen der einträglichen und daher sorgsam gepflanzten Königspalme. Sie bieten dem Fremden einen zwischen den Tropen seltenen Genuß, einen Sitz auf weichem Grase im Schatten von dichtlaubigen Baumkronen, und eine freundliche Aussicht über die grünenden Abhänge auf die ruhige Bai, die Stadt und ihre Schiffe und die entfernteren Bergketten. Die Flüsse der Umgegend, besonders der Canimar, strömen zwischen senkrechten Wänden von Kalkfelsen, dessen grottesk zerrissene Vorsprünge mit einer blendenden Vegetation geschmückt, unter andern mit einer kletternden Art von außerordentlich großblüthigen Cactus bewachsen sind, und von Tausenden von Schmetterlingen, einer durch Artenreichthum in Cuba ungemein auffallenden Thierfamilie, umflattert werden. Man vergißt bei einer Fahrt auf diesen Gewässern leicht die Gefahr, die sie über Jeden des Climas Ungewohnten, verhängen, und lebt allein der Natur. Wie diese sich in den minder bewohnten Gegenden der Insel zeige, werden wir weiter unten zu beschreiben Gelegenheit finden*).

---

*) Die auf der ersten Tafel gegebene Ansicht wurde von der Höhe eines Potrero im Süden der Stadt aufgenommen. Einzelne, die Vegetation der Insel bezeichnende Formen zieren den Vordergrund. Links von der Stadt eröffnet sich das Thal des Yumury, und jenseits der westlichen Landspitze des Hafens erscheint das Meer. Die Schilderungen im Text sind den ungedruckten Papieren des Herausgebers über seinen Aufenthalt in Cuba (1822—24) entnommen, und betreffen vorzugsweise die Natur, da diese allein sich treu bleibt. Jahrhunderte einer ununterbrochenen Einwirkung der menschlichen Thätigkeit werden erfordert um den Verhältnissen des Climas, der Thier- und Pflanzenwelt einen veränderten Anstrich zu geben. Der Mensch und seine Sitten aber, weichen dem Einflusse der Zeit, und zwar mit um so größerer Schnelle, je mehr ein neuentstandener Handel und Industrie den mächtigen Hebel des Eigennutzes in das Spiel bringen, und Neuerungen veranlassen.

Kreta.

Kreta, „die glückselige Insel" der Alten, bietet, verglichen mit dem nahen, vielfach durchforschten Egypten, den Reisenden einen wenig betretenen Boden, und der wissenschaftlichen Untersuchung in jeder Hinsicht ein reiches Feld. Geschichtliche Erinnerungen der neueren Zeiten vereinen sich mit zahlreichen Mythen aus der frühsten Jugend der europäischen Menschheit, um dem schönen, aber von jeher unglücklichen Lande ein besonderes Interesse zu verleihen. Von jener Insel, wo der mächtige Zeus geboren, und nach einer, schon im Alterthume vielfach getadelten Sage begraben wurde, ging als dem Vereinigungspunkte dreier sich nähernder Welttheile einst wahrscheinlich die Civilisation der Nachbarländer im Norden aus; dort ist der Schauplatz der Lieben der Götter, aber dort geschah auch in minder fabelhafter Zeit manche That, die, wenn auch vom Erfolge nicht gekrönt, den Widerstand einer uralten Cultur gegen das Eindringen neuerer Barbarei bewies. Die Erinnerung an den Ida, das gnossische Labyrinth und an den Kampf gegen die Türken, steigen, wenn auch durch Jahrtausende getrennt, wohl in Jedem bei der Nennung des classischen Namens der Insel auf. Ungeachtet ihrer natürlichen Schönheit und geringen Entfernung von dem civilisirten Theile Europas, hat Kreta bisher verhältnißmäßig weniger Besuche von wissenschaftlichen Reisenden sich zu erfreuen gehabt. Von Plinius schon als ein botanisches Paradies erwähnt, von Tournefort deshalb besucht aber mit Unrecht als arm und dürr geschildert, zog sie vor zwanzig Jahren in gleicher Hinsicht Siebers Aufmerksamkeit auf sich, und wurde der Gegenstand einer naturgeschichtlich werthvollen Untersuchung und Beschreibung, die als solche um so willkommener war, je weniger die mittelalterlichen Reiseberichte der Engländer und Venetianer der Gegenwart genügen konnten. Belon, Thevet, die ungleich neueren Olivier, Pococke, Sonnini und Andere sahen die Insel entweder unter ungünstigen Umständen, oder sie beschäftigten sich allein mit Fragen der Archäologie, Politik und Topographie. Die letzten Jahre haben mit Auf-

opferung von hunderttausend Menschenleben Kreta eine andere Gestalt gegeben, und wenigstens den Fremden den Zutritt leicht gemacht. Die Nachrichten sind häufiger geworden, denn seit Griechenland frei steht und eine Menge von Reisenden an sich zog, hat es nicht an Einzelnen von tieferem Wissen und glänzendem Talent gefehlt, die nicht zufrieden mit Durchwanderung des neuen Königreichs auch die abhängig gebliebene Insel in den Kreis ihrer Forschungen zogen. Das neueste und gediegenste Werk über Kreta hat Robert Pashley geliefert, der sich zwar eigentlich das archäologische Studium der Insel und die Verfolgung geistreicher deutscher Forschungen an Ort und Stelle zum Zwecke gemacht hatte, aber über diesen bewundernswürdig gründlichen Arbeiten die Berücksichtigung des Lebens in der Gegenwart nicht vergaß.

Kreta bildet den südlichsten Theil von Europa, und erscheint als lange schmale Insel, von der Natur im hohen Grade begünstigt, gleichsam als Verbindungspunct zwischen Europa und den östlichen und südöstlichen Küsten des griechischen Meeres, und eben daher zur Seeherrschaft in jenen Gegenden bestimmt. An der Nordküste streben überall Vorgebirge, zackige Klippen und verstreuete kleine Inselgruppen in das Meer hinaus, und bilden durch Umschließung weiter Baien vortreffliche, der unwirthbaren Südküste fehlende Häfen. Eine vielfach zerrissene Bergkette läuft von Ost nach West durch die ganze Insel, bleibt aber an Höhe und Schroffheit sich nicht überall gleich, denn hin und wieder erstreckt sich die Cultur fast bis zu ihrem Gipfel. Nur an zwei Orten erhält der Boden ein wirklich ebenes Ansehen; überall anderwärts stellen sich Hügel und Abhänge der vier ziemlich deutlich geschiedenen Gebirgsknoten entgegen. Selbst die Thäler sind stark geneigt und muldenförmig, und in der Nähe der überaus malerischen Berge der Sfakioten nur enge, düstere Schluchten, die kaum eine nothdürftige Verbindung zwischen entlegenen Dörfern gestatten. Die Gebirge des östlichen Endes sind weder durch Form noch Höhe ausgezeichnet, steil und schwer ersteiglich, arm an Wasser und daher großentheils kahl und unfruchtbar. Weiterhin steigt aber dieser Bergzug immer mehr an, und erreicht endlich die mittlere Höhe der Alpen, so daß die Gipfel auch im Juny noch mit Schnee bedeckt erscheinen. Krönend und berühmt seit der Urzeit Europas ragt über alle der Ida hervor, den der neue Grieche mit dem wenig bezeichnenden Namen des Psilorites belegt, der zwölfhundert Toisen über das Meer erhaben nahe an seiner kahlen Spitze nie schmelzendes Eis trägt, und bis auf große Entfernung dem Seefahrer in voller Majestät erscheinend, schon

von den Alten mit dichterischer Begeisterung beschrieben wird. Von seiner Spitze streift der Blick ungehindert über die zahlreichen Berge seines Fußes, die wie gewaltige Wiederlagen den Strand erreichen, über das Eiland und bis zum fernen Horizonte, wo man die Vorgebirge Laconiens und manche der Küste Kleinasiens genäherte Insel deutlich unterscheidet. Weiter nach Westen vermehrt sich die Wildheit der Gebirge; fast unzugänglich enden sie in phantastisch zerrissene Spitzen, und fallen nach dem Meer als eine unsichere, selbst den kleinsten Böten unerreichbare Felsküste ab. Von jedem dieser zahlreichen Gipfel strömen durch langsam schmelzenden Schnee gebildet mehrere Bäche herab, die zwar nur selten die Größe eines Flusses erreichen, aber die Thäler fruchtbar machen, und wie alte Reste von Wasserleitungen beweisen, einst sorgfältig verwendet wurden und in der günstigen Jahreszeit noch jetzt eine überaus reiche Flora zum fröhlichsten Leben erwecken. Gegenwärtig rauschen sie dahin ohne andern Nutzen, als den Durst der wilden Ziegen und der Eber des Waldes, oder höchstens des einsamen Reisenden zu stillen, den Neugierde veranlaßte, diesen vernachlässigten Garten, denn so erscheint der größere Theil der Insel, zu besuchen. Zwar deckt den felsigen Boden nur an wenigen Orten eine dickere Schicht von Dammerde, und die Regengüsse des Winters haben nie die Bildung derselben an den Felswänden erlaubt, die dennoch mit strauchartigen Pflanzen von großer Schönheit überwachsen sind, aber die Herrlichkeit des Klimas hebt diese Nachtheile vollkommen auf, und rechtfertigt die enthusiastischen Lobpreisungen der classischen Schriftsteller. Kälte ist eine dem Kretenser unbekannte Naturerscheinung, denn wenn während des kurzen Winters die Gebirge sich mit Schnee decken, hält selbst der Jäger sich von ihnen fern, und die Hirten und Bauern ziehen in die tiefgelegenen Winterwohnungen, wo höchstselten eine dünne Eisrinde des Nachts sich bildet, oder ein leichter Schneeschauer fällt, die beide den ersten Strahlen der Morgensonne weichen. Wenn der April sein Ende erreicht hat, zieht kaum einmal in mehreren Tagen eine Wolke verfinsternd über den schönen Himmel dieser Insel, der, während alles Andere nur auf Veränderung und Zerstörung deutet, sich unverändert gleich blieb seit der Zeit, wo die alten Kretenser der Tagesheiterkeit genau denselben Namen wie der Gottheit (Δία) gaben. In den höheren Regionen ist die Wärme niemals drückend, indem die Seewinde selbst im July und August eine erfrischende Kühle herbeiführen. Nur der Februar und März sind unfreundliche Monate, weil dann unter starken Stürmen mehrtägige

Regengüsse herabströmen und den unbedeutenden Gewässern die schon von Virgil in seiner Beschreibung des Oaxes erwähnte Wildheit mittheilen.

Unter der Einwirkung dieser klimatischen Verhältnisse gestaltet sich das von der Vegetation bestimmte allgemeine Ansehen des Landes auf eine sehr eigenthümliche, jedoch an das südliche Italien und die Nordküsten des mittelländischen Meeres erinnernde Art. Diese Andeutung allein mag genügen um dem vom Nordeuropäer so häufig begangenen Irrthum vorzubeugen, welcher aus falschen Voraussetzungen und Uebertragung vaterländischer Eindrücke auf entfernte Länder entstanden, bei der Nennung eines sonnigen frühlingsartigen Klimas, nur allzuleicht den Gedanken an die schattigen Haine des Nordens und saftiges Wiesengrün herbeiführt, und die später entdeckte Täuschung dem fremden Lande durch harte Urtheile entgelten läßt. Die Küstengegenden bestehen aus trockenen Kalkfelsen mit spärlicher Erdrinde; ihre Abhänge nähren allein dünnverstreuete Gräser und zahlreiche niedrige, gemeinhin dornige Büsche. Die Olive wächst dort halbwild in verstreueten Gruppen, vermag aber die Landschaft nicht zu beleben. Niedrige Ellern und Zwergeichen wechseln mit Maulbeerbäumen und sind der dürftige Schmuck der meilenlangen Strecken eines wenig fruchtbaren, staubigen oder kiesigen Bodens. Wo aber weiter nach dem Inneren, in den tieferen Thälern, Bäche ihren Weg nehmen, verändert sich der Anblick. Ohne Pflege wuchern Feige, Granate, Mandel und andere Fruchtbäume, und um die stattlichen Platanen schlingt sich in der Wirklichkeit die vernachlässigte Weinrebe, ein in Italien seltenes, und daher bisweilen für dichterische Fiction erklärtes Bild. Eben dort eignet sich der Boden besonders zum Ackerbau, und belohnt die Mühe mit reichlicher Frucht, und wo die Menschen noch nicht eingezogen, oder wo sie durch die Ergebnisse ihrer traurigen Lage vertrieben worden sind, behauptet eine üppige Vegetation den Raum. So dick sind manche Gegenden mit Myrte und dem baumhohen Oleander bedeckt, daß das Auge den Windungen des ernährenden Stromes umsonst zu folgen sucht, und ihre tief herabhängenden Zweige den Reiter vollkommen gegen die Sonne beschützen. In diesen begünstigten Gegenden ziehen sich an den Bergseiten Weingärten und Obstpflanzungen hin, und weiter hinauf breiten sich offene Triften aus, auf welchen im ersten Frühjahr Hyacinthen, Amaryllis und Ranunkeln erblühen, ehe weiter nach unten die Herbstblumen völlig verschwunden sind. Eigentliche Wälder entbehrt jedoch die Insel, wenn

auch Gruppen immergrüner Bäume überall da sich erheben, wo die sorglosen Bewohner ihr Geschäft der Waldverwüstung minder eifrig betrieben haben. Eine ungewöhnliche Menge wildwachsender aromatischer Gesträuche machen in Gemeinschaft mit den Orangen, deren Früchte ehedem allein nach Constantinopel ausgeführt werden durften, die Insel vorzugsweise zum Lande der Wohlgerüche. Selbst die Feuer der Haushaltungen verbreiten angenehmen Duft, da sie großentheils mit harzigen Reisern ernährt werden. Die im Alterthum schon eingeführte Dattelpalme reift zwar keine Früchte, allein sie erwächst zu bedeutender Größe und erscheint unter solchen Umgebungen in weit freundlicherer Gestalt als in Egypten, wo sie zwar nicht selten zu Hunderten, aber bestaubt und niedrig in der Mitte einer vergelbten, leblosen Landschaft sich versammelt.

In diesen Gegenden, die, wie die neuesten Reisenden einstimmig versichern, durch natürliche Schönheit hinter keiner andern des südlichen Europas zurückbleiben, vermißt der Beobachter mit Schmerz die Zeichen von sorgfältiger Cultur, die Gegenwart einer glücklichen, zahlreichen Bevölkerung. Die Ruinen mancher Stadt des Alterthums, z. B. Gortyna, bedecken große Flächen und beweisen, daß einst die Insel in anderen Verhältnissen gestanden habe als jetzt, wo an den Küsten wohl drei größere Städte liegen, das Innere aber nur unbedeutende Dörfer enthält. Viel hat auf das Ansehen und die Einrichtung der Städte die frühere Herrschaft der Venetianer eingewirkt; breite Straßen, Bauart der älteren Privathäuser und zahlreiche, mittelalterlich feste Reste öffentlicher Gebäude und Bastionen sind Denkmale jener Zeit. Die Türken haben den orientalischen Styl erst später eingeführt, und so eine nicht unangenehme Mannichfaltigkeit in den Anblick der Städte Khania (Canea) und Megalo-Kastron (Candia) gebracht. Die Dörfer hingegen bestehen nur aus schmuzigen Lehmhütten, die kaum den Bewohnern Schutz in der rauheren Jahreszeit gewähren. In abgelegenen Thälern der Sfakischen Gebirge wohnen sogar einzelne Familien eben so wie die Kretenser der Urzeit in den Höhlen, die in großer Zahl überall vorkommen und zum Theil von so merkwürdiger Beschaffenheit und Größe sind, daß sie, wie das in einem Sandsteingebirge wahrscheinlich aus Steinbrüchen entstandene Labyrinth von Gortyna, von Reisenden aller Zeiten untersucht und beschrieben worden sind. Zwischen den einzelnen Orten laufen keine verbindenden Straßen, denn in den bergigen Gegenden sind die Pfade so steil und die Dörfer oft auf so schroffen Höhen ange-

legt, daß nur der Fußgänger vorzudringen wagen darf, und die Bewohner ohne Mittel um die geringen Producte ihrer Industrie auf die Märkte der Küste zu bringen, in unthätiger aber keineswegs glücklicher Abgeschiedenheit ihr Leben verbringen. Auf den höchsten Abhängen des Ida und der weißen Gebirge wohnen während des Sommers in der Mitte einer großartigen aber freundlichen Natur noch immer zahlreiche Hirten, deren Alpenhütten den tyrolischen ähnlich sein sollen, und höchst selten von Fremden besucht wurden. In diesen einsamen Regionen, wo die wenig gepflegten aber ihren Besitzern dennoch sehr einträglichen Bienen in den vielartigen schönen Alpenpflanzen reichliche Nahrung finden, haben wilde Ziegen, die Stammältern unserer Hausthiere, sich bis jetzt erhalten, und ehedem soll hier, wenn anders keine Verwechselung zu Grunde liegt, auch der Steinbock häufig gewesen sein. Hat nun auch der Despotismus der Türken dieser Höhen nie mit dauerndem Erfolg sich bemeistert, und sind sie allein frei von den Monumenten gewaltsamer Thaten, so entbehren sie doch den Reiz, den die Thätigkeit und Sitte zahlreicher und unter dem Schutz der Gesetze glücklicher Bewohner den höchsten Alpenthälern Deutschlands und der Schweiz verleiht. Diese Familien von rohen, betrieblosen, wenn auch gutmüthigen kretischen Hirten sind zu dünn über weite Räume zerstreuet und ihre Heerden viel zu gering, um das idyllische Leben in die Landschaft zu bringen, welches allein erfordert wird um die Gipfel der Lassithischen Berge und der Leucaoroi auf einmal zu den herrlichsten Punkten des südlichen Europa zu erheben.

Die Bevölkerung Kretas besteht aus demselben Gemisch von Menschenstämmen ohne Verwandschaft, welches der Levante überhaupt einen eigenthümlichen Charakter aufdrückt, durch Buntheit der Sitten und Unähnlichkeit gegenseitiger Verhältnisse Stoff zur Untersuchung und Vergleichung liefert, gewiß aber auch als die Ursache der geringen Cultur, des Verfalls und der Unfähigkeit angesehen werden muß Höheres und Besseres, wie die Zeit es verlangt und bietet, zu erringen. Griechen, schwerlich die Nachkommen der alten Hellenen in gerader Linie, sondern vielfach vermischt mit andern Stämmen des südlichen Europa, und theilweise mit unverkennbaren Zeichen slavischer Abstammung, Türken in geringerer Zahl, und seit die politischen Ereignisse dem Gebieter Egyptens die Insel zur Provinz seines neu begründeten Reichs zu machen gestattet, selbst Araber, formen jetzt die Bevölkerung. Stehen die beiden ersten Classen, die als eigentliche Candioten anzusehen sind, seit dem Mittelalter schon im übelsten Rufe,

vereinigen sich die Aussagen der Reisenden auch in den neuesten Zeiten zu Ungunsten ihres Charakters, so verlangt doch die Gerechtigkeit das Geständniß, daß in dem Schicksale, welches seit mehr als sechshundert Jahren über jene Insel waltet, die Ursache der Roheit und Unmenschlichkeit, des Sklavensinnes und der Falschheit liege, deren Beweise leider zu zahlreich sind um Zweifel zu gestatten. Vernachlässigt und bald wieder geplündert unter dem letzten der byzantinischen Kaiser, dann eine Beute von Unruhen und inneren Fehden, die aus der Losreißung von jenem verdorbenen und ohnmächtigen Reiche entstanden, durch Saracenen angegriffen und endlich von der venetianischen Republik erobert, unterlag die Insel zeitig den Folgen, welche bürgerliche Kriege und fremde Unterjochung um so mehr auf Völker äußern, je weniger diese eine festbegründete Cultur besitzen und in sich selbst die Mittel des moralischen Widerstandes tragen. Die Herrschaft der Venetianer war nicht berechnet um den unter saracenischem Drucke gesunkenen Charakter des Volks zu verbessern, denn die Eigenmächtigkeit und Grausamkeit, die Falschheit und Rücksichtslosigkeit, welche Jahrhunderte hindurch die Regierungsweise und Politik jener unbedauert verschwundenen Republik bezeichneten, fanden auf den Inseln des Archipels und auf Kreta unbeschränkte Anwendung. Ein Volk muß entarten, wenn seine Zwingherren es verlangen dürfen, daß Söhne als Bedingung der Verzeihung für politische Vergehen die Köpfe ihrer mitschuldigen Väter einliefern*). Als die blutbefleckte

---

*) Als Anfang des 16. Jahrhunderts die eingebornen Griechen des fremden Druckes müde einen Bund unter sich errichtet und mit Erfolg der gewaltigen Republik zu trotzen begonnen hatten, verstanden es die venetianischen Nobili der Städte unter der Maske der Freundschaft, die sogar durch eine Verheirathung zwischen den Kindern der Anführer beider Parteien besiegelt werden sollte, die Griechen nach Khania zu verlocken. Das Heiligste wurde zum Verbrechen gemißbraucht, denn nach Vollendung der Ceremonien der Trauung und am Schlusse eines glänzenden Festes wurden die arglosen Kretenser, die Vornehmsten ihres Landes überfallen, gefangen und mehr als dreihundert an der Zahl hingerichtet. Expeditionen brachen schnell nach dem Innern auf und wütheten mit Feuer und Schwert, und Handschriften der damaligen Zeit, die noch jetzt in den Archiven Venedigs bewahrt werden, erzählen mit Selbstgefälligkeit, daß man „um großen Schrecken zu verbreiten" Gräuel begangen habe, vor denen die Gegenwart schaudert und die deshalb hier unerzählt bleiben müssen. Die Widerspenstigen, welche sich in die Berge gerettet, konnten nur dadurch der immer näher dringenden blutigen Jagd sich entziehen und Frieden erlangen, daß sie dem furchtbaren Gesetze sich unterwarfen, „den Kopf eines Vaters,

Republik (1669) Kreta an das otomanische Reich verloren, entwickelte sich für die unglücklichen Eingebornen eine neue nicht minder trostlose Periode. Die Insel wurde der Sitz einer Soldateske von solcher Zügellosigkeit, daß kaum eines der in anderen Provinzen geltenden Gesetze Anwendung fand und die höchsten Behörden ganz allein von der Laune der Söldlinge abhingen. Um den Bedrückungen und den Morden zu entgehen, entschloß sich ein großer Theil der griechischen Bevölkerung zum mohamedanischen Glauben überzutreten, und so entstand dasselbe Verhältniß wie in Albanien, wo gleiche Ursachen eine sonderbare, auf dem ersten Blick scheinbar unmögliche Verschmelzung zweier sich sonst entgegenstehenden Religionen herbeigeführt haben. Die mohamedanischen Candioten befolgen manchen christlichen Ritus, und trinken, freilich auf Kosten ihres Rufes, ungescheuet den einheimischen Wein, während der Grieche, wenigstens in der Nähe der Städte, manchen türkischen Aberglauben annahm, oder sich öffentlich als Apostat bekennend, im Geheimen die Gebote seines Glaubens befolgte. Indessen vermochte diese Nachgiebigkeit nicht immer die Verfolgung abzuwenden, und die Geschichte der Insel unter der türkischen Regierung bietet ein so entsetzliches Gemisch von Wollust und Grausamkeit, daß man zweifeln möchte, ob der Mensch, selbst im Zustande der größten Wildheit und Erniedrigung, dergleichen zu ersinnen fähig wäre. Diese, länger als ein Jahrhundert fortgesetzten Barbareien vermehrten sich als auf dem Continente die ersten Spuren revolutionairen Treibens unter den Griechen sichtbar wurden. Die Kretenser griffen endlich zu den Waffen und machten sich in kurzer Zeit zu Herren der Insel, indem sie den Türken nur die befestigten Küstenstädte als Zuflucht lassen mußten. Es würde zu weit führen und könnte nur die unangenehmsten Gefühle erwecken, wenn die Einzelnheiten des entsetzlichen zehnjährigen Kampfes, und die von beiden Parteien begangenen Unmenschlichkeiten an diesem Orte den neuen Reisenden nacherzählt werden sollten. Man wendet sich gern von solchen Bildern des Schreckens ab. Kein Alter und Geschlecht wurde vom Sieger, gleichviel welcher Partei er sich zuzählte, verschont, denn es war ein Krieg der Vernichtung, den die folgende Begebenheit am ersten charakterisirt.

Bruders, oder Neffen" einzuliefern. Beweis der schon eingetretenen Entartung der Kretenser, vielleicht auch der unbegränzten Gewalt der Venetianer mag es sein, daß diesem abscheulichen Gebote hin und wieder Folge geleistet wurde, indem einzelne Familienglieder sich für die Ihrigen opferten.

Mehr als dreihundert unglückliche Christen, zum Theil Frauen und Kinder, hatten sich in die schon im grauen Alterthume berühmte Felsenhöhle von Melidhoni geflüchtet, und die Versuche der Türken gegen dieses Asyl erfolgreich zurückgewiesen. Erbittert über diesen Widerstand, versuchten die Feinde die Mündung der Höhle zu verschließen, und als auch dieses mißlang, häuften sie eine solche Menge von Holz, Öl, Schwefel und anderen Brennmaterialien vor dem Eingang auf, daß wenige Minuten nach Anzündung derselben die dicken Rauchwolken alle Winkel der unterirdischen Gewölbe erfüllten, und die Eingeschlossenen ohne Unterschied den furchtbaren Tod langsamer Erstickung erlitten. So suchten die Türken ihre Landsleute zu rächen, die ein Jahr früher, nach dem blutigen Gefecht von Askyfo (Aug. 1821) als Versprengte herumirrend, wie wilde Thiere von den Sfakioten gejagt und ermordet worden waren, obgleich sie unbewaffnet, durch Entbehrung und Leiden auf das Äußerste erschöpft, sich häufig selbst überliefert, und auf ihren Knien um einen Trunk Wasser gefleht hatten. Junge Mütter haben mit Kindern im Arme sich in Brunnen und Abgründe gestürzt um dem Schrecken der Sklaverei zu entgehen, und Männer beider Parteien sind in Bergschluchten an Hunger gestorben, weil sie nicht hoffen durften zum Lohne freiwilliger Ueberlieferung Verzeihung zu erhalten. Wenn ungeachtet dieser furchtbaren Zustände der Kretenser seiner Insel treu blieb, und die oft gebotene Gelegenheit der Auswanderung nicht benutzte, so erklärt sich dieses allein aus der jedem Griechen eigenen großen Liebe zum Lande seiner Geburt, das der Kretenser schon im Alterthume mit dem zärtlichen Namen des „Mutterlandes" belegte. Der Vicekönig von Egypten erhielt endlich die Herrschaft und befolgte ein versöhnenderes System. Indessen soll seine Vorsorge für die Insel, in deren Besitz er sich nicht sicher glauben darf, und deren Eroberung ein neuer britischer Reisender (Rochfort Scott) seiner Regierung wirklich vorschlägt, nicht ernstlich gemeint sein, und nur auf Benutzung der geöffneten Hilfsquellen, ohne Berücksichtigung der Zukunft sich richten. Der gegenwärtige Zustand Kreta's ist ungemein traurig, denn überall treten die Zeichen öffentlichen Elends und die Nachwirkungen des langen Bürgerkriegs entgegen. Wohin der Blick sich wenden mag, so fällt er doch nur auf Ruinen der Dörfer, die von Rauch geschwärzt ohne Bewohner da liegen, auf ausgerottete Olivenpflanzungen, verheerte Weingärten, verlassene mit Unkraut überzogene Felder, und nicht selten auf weite Flächen, die mit den gebleichten Knochen der Opfer jenes furchtbaren Kampfes

bedeckt sind. Die Bevölkerung ist von einhundert achtzig tausend Seelen auf einhunderttausend herabgesunken, verarmt, mit Mißtrauen erfüllt, und daher ungeneigt irgend etwas Ernstliches zur Verbesserung ihrer Lage zu unternehmen. Zahllose Frauen und Kinder sind in die Sklaverei geschleppt worden; die Männer sind gefallen, denn überall waltet die Zahl der Witwen vor und Pashley fand vor drei Jahren, daß im Dorfe Lassithi die Bevölkerung allein aus verwaisten Frauen bestand.

Betrachtet man diesen unvollkommenen Abriß der Geschichte Kreta's und des seit Jahrhunderten über ihr waltenden Schicksals, so wird es wohl erklärlich, daß auch ein natürlich gutes Volk verwildern mußte und die Anklage verdienen konnte, daß es allen Neuerungen hold, gegen jede Regierung Abneigung fühle, welche Ordnung bezweckt, und Raub, Gewaltsamkeit und Mord zu strafen sucht. Manche bessere Sitten haben sich aber dennoch durch dreitausend Jahre dort unverändert erhalten, während andere von ihren ursprünglichen, die Kräftigkeit eines rohen Zeitalters bezeichnenden Form ausgeartet, als Mißbräuche und Laster und geheiligt durch ihre Dauer fortbestehen. Die Blutrache gehört zu den letzteren. In dem Distrikt von Sfakia starben wenige Männer eines natürlichen Todes, denn alte Fehden pflanzten sich von einer Generation zur andern fort, und verloren nicht an Kraft, wenn auch funfzig Jahre ohne Gelegenheit zur Rache verstrichen. Die Schuld blieb dieselbe, und Ehrensache war es, ihre blutige Zahlung zu befördern. Ganze Dörfer bekämpften sich, und begingen Thaten gegenseitiger Rache, die von jeder civilisirten Regierung als kühne Verbrechen betrachtet und bestraft worden wären. Wo der Mensch von Jugend auf an den Anblick menschlicher Qualen sich gewöhnt, da tritt wohl auch bei den natürlich Gutherzigen Gleichgültigkeit gegen blutige Scenen ein, und wenn auch nicht Jeder die Hand zur Begehung von Verbrechen bietet, so hält er es darum noch nicht für seine Pflicht denselben zu wehren. Die Bergbewohner von Kreta haben nie einen Mord, wenn er anders nur die Erlangung eines verweigerten Rechtes oder die Rächung eines beleidigten Freundes bezweckte, für unerlaubt gehalten. Allein eben diese Menschen wachsen in Roheit und Armuth auf; in ihren Dörfern ist seit Jahrhunderten kein Unterricht ertheilt worden, und so weit geht selbst in Beziehung auf Religion ihre Unwissenheit, daß unter Vielen oft nicht Einer einen Begriff der christlichen Zeitrechnung hat, das laufende Jahr zu nennen weiß. Sie zählen weder von Christus noch von Mohamed, und

entschuldigen, obwohl sie sich Christen nennen, ihre Unwissenheit über den Stifter ihrer Religion mit ihrem Berufe die Felder und Weingärten anzubauen. Kaum ist es nöthig hinzuzusetzen, daß unter ihnen die gewöhnlichsten Ergebnisse des Unterrichts, Lesen und Schreiben, nirgends angetroffen werden, und daß Alle in den Fesseln eines dunkeln, oft die Existenz verbitternden Aberglaubens befangen sind. Die ursprünglich von den Slaven erfundene und über das östliche Europa weitverbreitete Fabel von den Vampyren, vielleicht eine der grauenhaftesten, die je aus der erhitzten Einbildungskraft eines rohen Volks entsprang, verursacht unter den Kretensern einen dauernden Schrecken, und kam nur dann periodisch in Vergessenheit, wenn die eben wüthenden Kriege fast eben so viele und so große Gräuel in der Wirklichkeit boten, als je die Sage über die Thaten der mordenden Gespenster verbreitet hatte. Bedauern erregt es, daß der griechische Clerus der Insel solchen Aberglauben unterstützt, und die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Pflegbefohlenen benutzt, um mit Erfolg den Glauben zu verbreiten, er besitze nicht allein die Macht irgend einen Verstorbenen in einen Vampyr zu verwandeln, sondern sogar auf die menschliche Gesundheit und Lebensdauer Einfluß zu üben. Bisweilen hat aber dieser Glaube den Priestern Unheil gebracht, denn mehr als Einer wurde schon gemordet, weil man der Kraft seines Bannes die Krankheit oder den Tod irgend eines Vornehmeren zuschrieb. Dem heutigen Kretenser fehlt die Stütze einer festen religiösen Überzeugung und sein Cultus stellt nur das erwähnte trostlose Gemisch mohamedanischen und mönchischen Aberglaubens und bedeutungsloser Ceremonien dar, denn die Geistlichkeit zeichnet nur durch Unwissenheit und höchstens durch Geduld unter dem Drucke der Türken sich aus. In den zwischen den Bergen gelegenen aber unzählige Male geplünderten Klöstern hofft der fremde Reisende umsonst auf Belehrung über die Umgegend, ihre Geschichte und Natur. Die kretensischen Klöster gleichen nicht den Klöstern mancher asiatischen Gegend, die, obgleich von rohen Feinden umgeben, die von einer Generation der andern überlieferten, wenn auch sparsamen Reste älteren Wissens treulich bewahrten. In der Mitte eines Landes, dessen frühsten Erinnerungen sich in die mythische Urzeit verlieren, und wo überall Spuren einstiger Größe und hohen Alterthums, wenn auch im verwitterten Zustand dem Reisenden aufstoßen, kennt der eingeborne Mönch nur die abergläubischen Sagen des dunkeln Mittelalters, und unterscheidet sich nicht von dem gemeinen als Führer dienenden Landmann, der in dem zwar

nicht großartigen, aber dennoch sehr merkwürdigen cyclopischen Mauern das Werk von Zauberern erkennt, und höchstens diese ehrwürdigen Trümmer als Schatzgräber durchwühlt.

Die häuslichen Sitten der griechischen Kretenser bilden ein Gemisch von Überlieferungen der frühsten Zeit mit den Gebräuchen der Türken, den ehemaligen harten und despotischen Zwingherren. Nur in den Küstenstädten wohnen die Egypter und der Rest der Türken, das Innere behaupten, hin und wieder völlig unvermischt, die eingebornen Griechen, als Hirten oder häufiger als Bauern. Schmutz bezeichnet die zerfallenen Dörfer und Armuth ist um so mehr das Loos der Landleute, als sie durch den Krieg gelitten haben, und einer ausdauernden Thätigkeit abgeneigt sind. Wo, wie in den fast unzugänglichen Bergschluchten der Sfakioten, die christliche Bevölkerung allein das Land behauptet, haben die Sitten, die überhaupt im Orient der Mode kaum unterworfen sind, wenig an ihrer alterthümlichen Form verloren. Noch trägt der Bauer das altgriechische Chiton, als einziges Gewand, und im 16. Jahrhundert gebrauchten die Kretenser noch des Bogen und Pfeil mit derselben Geschicklichkeit, die ihnen im classischen Griechenland einst vielen Ruhm verschaffte. Die keinesweges von den Türken abzuleitende Sitte, welche den Frauen verbietet, andern als völlig verhüllt öffentlich zu erscheinen, wird noch eben so streng beobachtet als zu der Zeit, wo Menander ihrer zuerst erwähnte. Die im heroischen Zeitalter hochgeschätzte Eigenschaft einer kräftigen Stimme, sucht in den unabhängigeren Bergdistrikten noch jetzt ein jeder Kretenser sich zuzueignen, und wirklich giebt es unter ihnen Viele, die in der Kunst der Telolalia, des Sprechens in große Fernen, es so weit gebracht haben, daß sie über die breitesten Schluchten hinüber und in der Mitte des Getümmels sich ihren Genossen verständlich machen können. Selbst die Sprache, obwohl mannichfach vermischt, ist ausschließlich griechisch, denn kaum versteht der Landmann des Innern mehr als den türkischen Gruß türkisch zu erwiedern. Einzelne Eigenthümlichkeiten und Bilder jener Sprache erinnern sogar an die classische Zeit der Hellenen. Unter andern dienen noch heute die Cypressen, die einst, mit dem Namen von Chariten oder Grazien belegt, den Dichtern ein Gleichniß bei Beschreibung schöner Frauen lieferten, dem kretensischen Landmanne zu gleichem Zwecke in den einfachen aber nicht reizlosen Liedern, die mit der übrigen Roheit keinesweges im Einklange stehend, besonders von Pashley gesammelt worden sind. Anders aber verhält es sich in den Städten, wo der Grieche als Krämer, bisweilen wohl

auch als größerer Kaufmann, häufig als Handwerker erscheint, und dem Türken in Sprache und Sitte sich früherhin eben so anschloß, wie er jetzt seinem nicht minder unwillkommenen egyptischen Gebieter ähnlich zu sein sucht.

Die Betriebsamkeit der Kretenser ist in Folge der Nachwehen langjähriger Leiden, jetzt noch immer wenig besser als zu der Zeit, wo Kreta, die am schlechtesten regierte Provinz des türkischen Reichs, der Zügellosigkeit einiger Horden eingeborner Janitscharen ganz preisgegeben war, und für Leben und Eigenthum fast keine Sicherheit bestand. Der Mangel an Menschen äußert überall den verderblichsten Einfluß; die großen Olivenpflanzungen des Inneren verwildern, denn die Arbeiter, die ihnen einst Vorsorge widmeten sind verschwunden, und die vernachlässigten Reben winden sich ohne Cultur über die Bäume, und liefern auch in diesem Zustand noch mit Trauben beladen, einen Beweis von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Herrlichkeit des Klimas. Einst war dieser Zweig des Landbaues von größter Wichtigkeit. Schon die Alten sprachen von der Vortrefflichkeit kretenser Weine, und einige sehr geschätzte Arten waren der Insel sogar eigenthümlich. Im Mittelalter bewährte sich dieser Ruhm, und der Norden Europas bezog seine Weine fast allein aus Kreta. Jener von den frühsten englischen Dichtern bis Shakspeare so oft erwähnte Malvasier und Sekt, war ein Erzeugniß von Kreta, und wird in einzelnen Gegenden noch jetzt in eben so vortrefflicher Art wie ehedem gewonnen, wenn auch in Folge veränderter Verhältnisse des Handels nur wenig ausgeführt. Oliven gedeihen ohne große Arbeit zu erheischen, und geben in gewöhnlichen Jahren einen Ertrag dem Drittheil der Anlegungskosten der ganzen Pflanzung gleich; das Öl findet noch jetzt nach den adriatischen Küstenländern Absatz und würde in größerer Menge und Güte geliefert werden können, stellte sich nicht auch in diesem Falle der Mangel an arbeitenden Händen entgegen, den die wohlhabenden Egypter in der neuesten Zeit, wenn auch umsonst, durch Einführung von Negersklaven zu überwinden gesucht haben. Mangel der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse herrscht an vielen Orten, und nicht einmal Getraide wird in hinreichender Menge erbauet. Der Handel mit dem Auslande steht daher in keinem Verhältnisse zu den reichen inneren Hilfsquellen und der günstigen geographischen Lage, und eine weise und menschliche Regierung würde jahrelang thätig sein müssen, ehe sie der Insel das Gewicht zurückzugeben vermöchte, welches sie einst besessen hat.




A. Schranz del. Jos. Young sc.

KHANIA.





Kreta ist reich an malerischen Gegenden. Der Hafen von Khania an der Nordküste, der von Lutro an der Südküste der Insel gelegen, wurden von Pashley aufgenommen und begleiten als charakteristische Bilder unsere Schilderung. Khania nimmt die Stelle der alten Stadt Cydonia ein, erreicht aber bei Weitem nicht den durch Mauern und alte Fundamente angedeuteten Umfang ihrer Vorgängerin, die dem Handel ihre Größe verdankte. Zu der Betreibung des letzteren ist auf der Insel kein anderer Ort gleich günstig gelegen. Die Bai von Khania mag sich mit irgend einer der Welt messen, denn sie ist weit genug, um die ganze Seemacht Englands in sich aufzunehmen, sicher gegen irgend einen Wind und tief genug für die schwersten Linienschiffe. Den schönen Wasserspiegel schützt nach Osten ein hohes Vorgebirge, nach Süden und Westen terrassenförmige Bergreihen, und die enge Einfahrt unterbrechen zwei felsige Inseln, deren eine die Festung Suda trägt, so daß ein gewaltsames Eindringen völlig verhindert werden kann. Den inneren Ankerplatz oder eigentlichen Hafen trennen niedrige Festungswerke von der See. Sie schreiben großentheils aus der Zeit sich her, wo die Venetianer hier herrschten (seit 1252) und für ihre mächtigen Kriegsflotten eines leicht zu vertheidigenden Ankerplatzes bedurften. Mit dem Falle der venetianischen Macht auf Kreta, verfielen auch ihre uneinnehmbaren Festungswerke, die großen zur Aufnahme der Galeeren bestimmten Gewölbe, und die mittelalterlich schloßähnlichen Häuser, über deren Eingänge manches noch jetzt erhaltene Wappen und manche fromme Inschrift an die Unsicherheit politischer Größe mahnt. Seit die türkischen Beschränkungen des Handels unter der neuen Regierung aufgehört und Candia oder Megalokastron nicht mehr der einzige Hafen der Insel ist, hat sich auch für Khania eine versprechende Zukunft eröffnet, denn nicht allein ist der Hafen dieser Stadt der beste, sondern er liegt auch dem fruchtbarsten und bestbevölkerten Landstriche am nächsten. Unterbricht kein neuer trauriger Umsturz die Ruhe, so wird Betriebsamkeit und Handel in Folge dieser begünstigenden Umstände zunehmen, die verfallene und keineswegs reinliche Stadt ein neues Ansehen gewinnen, und in Khania und dem weit kleineren aber wichtigen Hafen von Lutro, jenes fröhliche und ämsige Treiben der Geschäfte beginnen, welches bisher von den Reisenden vermißt wurde und überall das einzige sichere Zeichen des bürgerlichen Wohlbefindens ist.

Kurdistan.

Im Norden der glühenden traurigen Wüste von Bagdad erheben sich Hügel, die weiterhin zu hohen Bergen wachsen, und dem Reisenden die Nähe einer freundlicheren Natur, eines erträglicheren Klimas verkünden. Bis zu ihrem Fuße reichen die unfruchtbaren sandigen Ebenen, wo die einzige Veränderung der Landschaft während einer langen Tagereise in vertrockneten Ravinen, oder den über den Boden hervorragenden niedrigen Kämmen von Sandstein besteht. Kein Strauch und noch weniger ein Baum erhält sich auf diesen wenig bewohnten Gefilden, ausgenommen da, wo der Tigris zur künstlichen Bewässerung benutzt werden kann. Gerade aber diese schmalen und grünenden Landstreifen muß der Ungewohnte mit Sorgsamkeit vermeiden, wie sehr sie den Ermüdeten zur Ruhe einladen mögen, denn auf ihnen herrscht als altes festgewurzeltes Uebel ein höchst gefährliches Fieber. Niemand entgeht bei längerem Aufenthalt in Bagdad dem Einflusse des Klimas. Selbst der rüstige Sohn der Wüste, der Araber, erleidet dort häufige Krankheiten; Farbe, Lässigkeit und kränkliches Wesen lassen leicht den Türken von Bagdad und den Ufern des Tigris erkennen. Kaum naht aber der geschwächte Bewohner dieser niedrigen Landstriche sich den ersten Hügeln Kurdistans, so scheint mit jedem Athemzuge neue Lebenslust in ihn zu dringen. Die fieberhafte Aengstlichkeit, die Niedergeschlagenheit weichen wie die Wolken eines nächtlichen Sturmes vor der Morgensonne fliehen, neue Hoffnung und Kraft treten an ihre Stelle, sobald der erste grüne Hain erreicht ist, das Lager am Ufer eines kalten Baches sich bildet und die kühle reine Bergluft die Brust erfüllt. Doppelt überraschend werden diese Scenen schon dadurch, daß zwischen ihnen und der öden brennenden Wüste kein Uebergang statt findet, denn wie ein fruchtbarer Strand über das weite Meer, erheben sich die grünenden Hügel über die sandige Ebene. Die Einsamkeit der Wüste erfüllt nicht länger mit Trauer. Kleine Dörfer liegen halb verborgen zwischen dichten Baumgruppen, und um die Häuser stehen Rosen, die dort in der Nähe ihres ursprünglichen Vaterlandes, ohne Abwartung zu verlangen,

zu kleinen Bäumen aufwachsen. Im Frühjahre bewohnen zahllose Nachtigallen diese kühlen Haine, und mit Wohlgefallen betrachtet der asiatische Türke und Kurde, obwohl zwischen Gewaltsamkeiten aufgewachsen, und oft selbst mit blutigen Absichten reisend, diese Landschaft, denn kein Gemüth, wie verwildert es auch sei, ist zu allen Zeiten dem Eindrucke einer schönen und freundlich ansprechenden Natur vollkommen verschlossen.

Weiterhin erlangen jene Bergreihen eine bedeutende Höhe. Sie umgeben wie Wälle die hochgelegene und in vielen Beziehungen sehr merkwürdige Provinz Kurdistan, die nicht allein durch ihre Natur abstechend von den Ebenen des Tigris erscheint, sondern auch von einem durch viele Eigenthümlichkeiten bezeichneten Menschenstamme bewohnt wird. Wenn in der neuen Zeit die Abendländer ungleich weniger Schwierigkeiten auf Reisen durch den Orient zu bekämpfen haben als ehedem, so gilt Dieses mindestens nicht von Kurdistan, wo die politische Lage des Volkes und die häufig wiederkehrenden Kämpfe gegen die Türken oder Perser von jeher den Zutritt so erschwerten, daß nur wenige Europäer sich rühmen können, dort weit eingedrungen zu sein. Unsere Kenntniß des Landes ist daher mangelhaft, zumal in Hinsicht der neueren Zustände. Die wichtigsten Nachrichten verdanken wir den Bestrebungen des britischen Residenten zu Bagdad, Claudius Rich, den ein vorschneller Tod den Wissenschaften entriß, ehe er noch die bedeutenden, jetzt meistens verlorenen Früchte eines langen Aufenthaltes im Orient, einer großen Gelehrsamkeit und einflußreichen Stellung, der Welt zu übergeben vermocht hatte.

Es ist keine ganz leichte Aufgabe, die Oberfläche des Bodens von Kurdistan zu schildern, einem Lande, das einst den Rückzug der Zehntausend unter Xenophon sah, und vielleicht noch bestimmt ist, in den Verhältnissen des Orients großen Einfluß zu erlangen. Lange, aber in ihrer Hauptrichtung wiederum durch niedrigere Ketten von Hügeln getrennte Thäler, verlaufen von Nordwest nach Südost. Die Bergjoche werden nach Osten immer höher, und erreichen da, wo die persische Gränze durch das Gebiet von Zagros und Avroman angedeutet wird, die Linie des nicht schmelzenden Schnees. Keine barometrischen Messungen haben über jene interessanten Fortsetzungen des Taurus bisher Licht verbreitet; daß im Allgemeinen die Erhöhung der Thäler des Inneren über das Meer bedeutend sein müsse, beweist die Vegetation und die für die geographische Breite verhältnißmäßige geringe Temperatur. Die vorherrschende Gebirgsart scheint Schiefer

zu sein, und daher sind die steileren Bergseiten langsamen Zerstörungen unterworfen. Der landschaftliche Charakter besitzt nicht jene Großartigkeit der Granitgebirge oder das Groteske der Kalkfelsen. Die Umrisse sind sanft und wellenförmig, allein die Ansicht vieler Thäler erinnert an den Jura. So erscheint daher Kurdistan aus parallelen Thälern zusammengesetzt und von Bergketten umschlossen, die nur an wenigen Orten einen Durchgang gestatten. Die Kurden verdanken dieser Beschaffenheit ihres Vaterlandes einen hohen Grad von Sicherheit und werden durch sie den Bewohnern der Ebene zu gefährlichen Feinden, allein noch immer hat innere Uneinigkeit sie verhindert, im Sinne eines ihrer ausgezeichneten Häupter den nächsten Vortheil ihrer Lage zu ziehen, und sich zwischen Türken und Persern als unabhängige und gefürchtete Macht hinzustellen. Sie vermöchten Dieses leicht zu thun, da die Bevölkerung stark und das Land fruchtbar genug ist, um ohne Hülfe von Aussen seine Bewohner zu ernähren. Oft schon haben sie sich sowohl den Persern als den Türken furchtbar gemacht, und ohne Intrigue und Verrath, jene mächtigen Waffen des Orients, dürften sie kaum unter das alte Joch zurückzukehren gezwungen worden sein, indem ein jeder Mann der dreizehntausend Familien, die theils als Nomaden, theils als feste Ansiedler das Volk ausmachen, die Waffen zu führen versteht. Der Boden der Thäler ist fruchtbar und würde bei größerem Fleiße die Kultur auf das Reichlichste lohnen. Wo kleine Ebenen sich ausbreiten, wird Korn mit zehnfachem Ertrage angebauet, Tabak, Baumwolle, Wein gedeiht in allen wärmeren Lagen. Nur der persische Antheil von Kurdistan hat dieser Vortheile im geringeren Grade sich zu rühmen, sei es weil überhaupt die Erhöhung über dem Meere dort so bedeutend ist, daß gelegentlich schon im September Schneegestöber eintreten, oder weil die Verhältnisse der politischen Lage dort weit drückender sind und das Volk von jeder Anstrengung, als der nächsten Veranlassung vermehrter Erpressungen, abschrecken. In vielen Gegenden kann der Landmann sich sogar die sonst im Orient fast überall erforderlichen Kanäle und sonstigen Vorrichtungen zur künstlichen Bewässerung ersparen, denn theils sind Boden und Atmosphäre feucht genug, theils mag man gelegentliche Regen mit Sicherheit erwarten. So nähert also nicht allein dieser Umstand den kurdischen Feldbau dem in Europa gewöhnlichen Verfahren, sondern auch noch die Mehrzahl der angebaueten Pflanzen. Die Hesperidenfrüchte wollen in Kurdistan nicht gedeihen, denn wenn auch die Hitze des Sommers ihnen vollkommen genügen würde, so tödtet sie doch

der erste Winter, ein Umstand, der mehr als alle andere auf die plötzliche Erhebung des Bodens hindeutet, indem in einigen, kaum zwei Breitegrade entlegenen Strichen von Bagdad, die Früchte der wärmsten Gegenden Asiens mit Erfolg erzogen werden. Aus allen Spalten der Felswände ergießen sich, wenigstens in den höheren Thälern, kleine Quellen, und daher sind die unteren Abhänge der Bergseiten nicht allein gut bewaldet mit immergrünen Eichen, sondern die nachlässig angepflanzten, aber dennoch reichlichen Ertrag gewährenden Reben, die Feigen, Maulbeeren, Pfirschen und vor allen die zu königlichen Verhältnissen erwachsenden Wallnußbäume bilden lange Schattengänge von Dorf zu Dorf. Die östlichen Landstriche bieten jedoch einen minder lachenden Anblick. Sie erscheinen als Hochebenen mit flachen Gerinnen von Bergwassern durchfurcht, ohne auszeichnende Fruchtbarkeit, oft sogar von abschreckender Kahlheit. Indessen sind auch dort nur wenige Abhänge von so entschiedener Dürre, daß sie völlig unbewohnbar werden. Gras und niedrige Kräuter bringen die meisten hervor, und der schnell eintretende Frühling bedeckt den scheinbar leblosen Boden mit einer Menge von Blumen aus der Familie der Liliengewächse. Mindestens findet sich überall der Riwaz, wahrscheinlich eine Art von Ampfer, die in Persien zur Bereitung des Sherbet sehr gesucht wird, und den Zuchtthieren ein willkommenes Futter ist. Solche Gegenden werden vom angesiedelten und Ackerbau treibenden Kurden vermieden, und sind der Tummelplatz der nomadischen Horden von Sulimania und dem Gränzdistricte während des Sommers. Das Klima und die Vegetation bestimmen jene scharfe Theilung des Volkes in zwei, durch Lebensweise und Sitten sich gegenseitig sehr unähnliche Hälften, die nur dann übereinstimmen, wenn es gilt, den gemeinsamen Feinden, den Türken und Persern die Spitze zu bieten, oder einen Angriff auf die Niederlassungen der Ebene zu machen. Zwischen den Nomaden und Landbauern herrscht zu andern Zeiten eben nicht das beste Einverständniß, denn jene sind räuberisch und rücken mit ihren Heerden nicht selten in die kultivirten Felder, wenn Widerstand nicht zu befürchten ist, oder Mangel an anderem Futter herrscht. Das Erscheinen einer nomadischen Horde in einem ackerbauenden Districte wird daher mit demselben Mißgefühl wahrgenommen, wie die Ankunft eines Fluges der Wanderheuschrecken, die auch in Kurdistan eine Landplage ausmachen, jedoch allein gewissen Feldfrüchten, und dann auch nur im saftigen und grünen Zustande gefährlich werden.

Die Kurden sind nicht in der Lage, um die von der Natur ihnen so reichlich gebotenen Wohlthaten ruhig genießen zu können. Ihr Land ist seit Jahrtausenden der Schauplatz der Kämpfe zwischen feindlichen Nachbarvölkern gewesen, und mit Resten überdeckt, die den Untergang von mehr als einer Periode der Civilisation beweisen. Kegelförmige Hügel von einhundert Fuß senkrechter Höhe und kreisförmige Wälle von nicht geringeren Dimensionen, die mühsamen Werke von Menschenhänden allein, lassen die Zahl der Heere ahnen, die in den entlegenen Zeiten der persischen Sassaniden über die Berge Kurdistans zogen, oder sie besetzt hielten, bis die Griechen ihnen entgegentraten. Die gegenwärtigen Kurden sind jedoch keinesweges Abkömmlinge jener ehemaligen Gebieter des Landes in gerader Linie, sondern ihrer Seits Eroberer, die aus den Provinzen der Südküste des schwarzen Meeres abstammen, und entweder die vorgefundene geringe Bevölkerung unterjochten, oder einige auf dem Wege besiegte Stämme mit sich führten. So erklärt sich die merkwürdige Zerfällung des ganzen Volkes in zwei nach dortigem Staatsrecht gesonderte Klassen; in die Sipahs, welche, in Stämme getheilt, in denselben gegenseitigen Verhältnissen stehen, wie ehedem die Clans der schottischen Hochlande, stolz auf ihre Abstammung sind, die Regierung und meistens eine Art von militairischem Leben führen, und in die Rajahs oder Dorfbewohner, die schlechter als die Heloten Spartas gestellt, ohngefähr den Rang in der Gesellschaft einnehmen, den die Negersclaven in Westindien behaupten. Die Sipahs sehen die Bauern als zur Dienstbarkeit erschaffen an, und sind nicht zu überzeugen, daß ihnen das Recht nicht zustehe, diese mit Härte und Grausamkeit zu behandeln. Selbst im Aeußeren ist die nationelle Verschiedenheit jener Volksklassen so groß, daß wenigstens der Bauer umsonst versuchen würde, sich für ein Mitglied der gebietenden Kasten auszugeben. Seine sanftere und regelmäßige, nicht selten an die griechische Form erinnernde Gesichtsbildung läßt ahnen, daß seine Vorfahren irgend einer griechischen Kolonie angehört haben mögen. Der Sipah hingegen ist nicht allein durch seinen gebieterischen Anstand sogleich als wahrer Herr des Landes zu erkennen, sondern auch durch seine harten Züge, seine weit vorstehende Stirn und seine tiefliegenden, meistens stieren Augen von grauer oder hellblauer Farbe. In der Trennung der Kurden in so verschiedene und so ungleich berechtigte Hälften liegt der Grund des Ruins des Ganzen. Es findet kein Zusammenwirken derselben zu einem Zwecke, dem der Sicherheit gegen Außen, der Verbesserung im

Inneren statt. Das Mitglied eines der privilegirten Clans hängt ganz vom Glücke des Stammesoberhauptes ab; wird der Häuptling exilirt und seiner Güter beraubt, so trifft das letztere Loos jeden seiner Anhänger. Keiner von diesen ist geneigt zur Bearbeitung des Bodens, da es ungewiß ist, ob ihm vergönnt sein werde die Früchte zu ärndten, die er mit eigner Hand gesäet hat. Jeder zwingt daher die Bauernkaste zum Frohndienste wie und wenn er kann, erhebt von ihr den Zehnten und erpreßt außerdem noch so viel als möglich. So sinkt der Rajah immer tiefer, während sein mitleidsloser Gebieter mindestens in der Civilisation nicht vorwärts schreitet, denn orientalischer Despotismus wirkt erniedrigend sowohl auf den Herrn als Sclaven, macht beide zuletzt gleich fühllos. Indessen hat jenes Wesen der Clans dennoch einige gute Seiten, und hat namentlich veranlaßt, daß die Türken nie als so vollkommen rücksichtslose Gebieter in Kurdistan aufzutreten gewagt haben, wie in anderen von ihnen eroberten Provinzen. Im persischen Kurdistan haben die Stämme nie festen Fuß gefaßt, und eben darum herrscht dort eine sehr grausame Willkühr, und die Behandlung aller Bewohner ist so schlecht, daß diese mit Sehnsucht nach der Türkei blicken, wo die Clans zwar nicht auf milde Weise herrschen, aber doch ihre Untergebenen kräftig gegen jeden fremden Angriff und Bedrückung schützen. Die Anhänglichkeit der Mitglieder eines Stammes an das diesen repräsentirende Haupt einer alten und mächtigen Familie, ist ungewöhnlich groß. Niemand verwendet sein Vermögen um Häuser zu erbauen oder Landgüter zu vergrößern, sondern Jeder sucht vielmehr seine Mittel stets beweglich zu erhalten, um im Stande zu sein, seinen gefallenen Häuptling durch Noth und Gefahr zu begleiten. Wenn den Türken ein vornehmer Kurde mißfällt oder gefährlich erscheint, so wissen sie immer durch kluge Benutzuug der Uneinigkeiten zwischen den Familien es dahin zu bringen, daß sie es wagen dürfen, jenem seiner Würden oder seines Vermögens zu berauben, und ihn nach Bagdad in das Exil zu schicken. Nicht genug, daß jenes Klima den Bergbewohnern eine dauernde Qual verursacht, liegt in der Theurung des Lebens einer großen Stadt und in den übrigen Verhälnissen der Grund des Mangels und der bittersten Erniedrigung für die Verbannten. Dennoch geschieht es, wenn irgend die Türken es zulassen, daß die Vornehmeren des Stammes dem Exilirten freiwillig folgen, und sich mit ihm dem Elend aussetzen. Man hat gesehen, daß Kurden, die in ihrem Vaterlande wohlhabend und einflußreich waren, in Bagdad in Lumpen gehüllt auf den Straßen

ihr Brot als Lastträger oder als Wasserverkäufer gesucht haben. Sie waren ihrem Gebieter treu geblieben, hatten ihn begleitet und arbeiteten, um durch ihren geringen Verdienst zu seiner Erhaltung beizutragen. Es ist sogar vorgekommen, daß die treuen Begleiter sich selbst den Tod gaben, wenn ihr Gebieter vor Ablauf des Exils in Bagdad starb. So lange der Häuptling volle Macht besitzt, ist er hingegen mehr für seine Anhänger als sich selbst besorgt; er vertheilt unter sie die besten Ländereien, und macht ihnen außerdem häufige Geschenke an Waffen und Pferden. Höchst selten geschieht es unter den türkischen Kurden, daß ein Stamm von seinem Häuptlinge abfiele, ihn in der Noth seinem Schicksale überließe. Nur die Furcht vor den glühenden Wüsteneien Arabiens konnte es einige Male veranlassen, daß die Vornehmeren des Stammes dem Exilirten das Beste ihrer Habe mit der Bitte um die Erlaubniß darbrachten, sich einem anderen Stamme anschließen zu dürfen, indem es ihnen unmöglich sein würde, die Schrecknisse eines langen Aufenthaltes in Bagdad zu ertragen. Von diesen edlen Zügen verrathen die persischen Kurden (Guhran) nicht einen, denn sie sind ohne jenes Institut der Clans, und im Allgemeinen eine furchtsame, herzlose Menschenart, gemeiner, diebischer und betrüglicher als selbst die Perser. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Häuptlinge im türkischen Kurdistan den Formen eines fast patriarchalischen Familienverbandes ebenso anhängen, wie ihre Untergebenen, die ihnen nicht als Diener, sondern als Glieder desselben großen Stammes, folglich als „Vettern" erscheinen, die dem Repräsentanten des Ganzen Achtung und Unterwürfigkeit zollen, wie jüngere Söhne. Ein alter Pascha der Kurden sollte einst die Regierung von Bagdad erhalten, allein er lehnte Dieses ab, „weil ihm „ein Trunk Schneewasser seiner eigenen Berge mehr werth sei, als „alle Ehren im versengten Bagdad, und weil er auf Kosten seines „Stammes, der Bebbehs, welcher unfehlbar durch seine Entfernung „zu Grunde gehen würde, sein Privatglück nicht vermehren möge."

Die Kurden stehen unter der türkischen, und jenseits des Zagros unter persischer Herrschaft, jedoch in verschiedenem Maaße. In Persien regiert sie ein Vali, d. h. ein zinspflichtiger Fürst, der seine Würde vererbt, über seine Handlungen aber Niemandem Rede zu stehen hat, sobald er nur durch Geldsendungen sich bei dem König von Persien in Gunst zu erhalten weiß. Seine Gewalt über die Unterthanen ist um so unumschränkter, je weniger diese durch eine mächtige Adelskaste geschützt werden, und daher stellt die Geschichte jenes Lan-

des eine fast ununterbrochene Reihe von Gewaltthaten dar. Namentlich zeichnete in dieser Beziehung der noch vor wenig Jahren lebende Vali von Sinna, Aman Ullah Khan sich aus. Er übertraf durch Grausamkeit und Begehrlichkeit selbst alle andere persische Gouverneurs der Provinzen, ungeachtet diese im Orient berüchtigt sind als schonungslose Tyrannen. Das ganze Land zitterte bei der Nennung seines Namens, und hatte dazu triftige Gründe, denn das geringste Zeichen von Unzufriedenheit wurde bestraft. Als einst vier der angesehensten Kurden sich dem König von Persien zu Füßen geworfen und um Schutz für sich und ihre Landsleute gefleht, hatte dieser sie an den in Europa sehr bekannt gewordenen Prinzen Ali Mirza gewiesen, der die Schlechtigkeit hatte, die Klagenden an den Vali zu verkaufen. Dieser, nicht zufrieden damit, seine Feinde in seinem Besitze zu haben, bot dem Prinzen zweitausend Goldstücke mehr, wenn er die Kurden blenden lassen und ihm in dieser Gestalt, als warnendes Beispiel, welches Loos der Mißvergnügten am persischen Hofe warte, zurücksenden wolle. Der Handel wurde geschlossen, und die vier Unglücklichen kehrten blind und in Ketten nach Sinna zurück. Im türkischen Kurdistan hingegen stehen mehrere große Familien an der Spitze der Regierung einzelner Provinzen, und aus ihrer Mitte werden die Paschahs von dem Paschah zu Bagdad gewählt, oder vielmehr die zur Nachfolge nach dem Erbrecht Berechtigten bestätigt. Stets bleibt jedoch die Lage dieser kleinen Fürsten und ihrer Unterthanen auf der Gränze zweier sich hassenden Völker eine mißliche, denn Perser und Türken sind beide nicht bemüht, sich das Vertrauen der Kurden zu erwerben. Das Verfahren der Ottomanen ist blind und verrätherisch, denn da die Kurden als Suniten die Perser verabscheuen, so bedürfte es nur einiger Feinheit und der Benutzung dieses bigoten Zuges, um aus jenen rüstigen Bergbewohnern treue Anhänger der Pforte zu machen, und ein Volk zu gewinnen, welches zu jeder Zeit der einen oder der andern Partei die Uebermacht geben kann.

Unter den regierenden Familien von Kurdistan ist die von Bahdinan die edelste. Sie wird sogar als geheiligt betrachtet, da sie ihren Ursprung von den Kaliphen herleitet, oder vielmehr wohl noch älter ist, als diese. Die Person des Häuptlings ist so geheiligt, daß, wenn er im wildesten Kampfe zwischen die fechtenden Clans träte, diesen die Waffen aus den Händen fallen würden. Dennoch hat er aber keine unumschränkte Gewalt über die kriegerischen und halbwilden ihm unterthanen Stämme, und erhält die Mittel zu unvorhergesehenen

Ausgaben nur durch freiwillige Geschenke der Häupter der ersteren. Die Sitte verlangt es, daß er sich mit dem Ceremoniell umgebe, welches die letzten der mächtigen Kaliphen der Familie der Abassiden beobachteten. Seine Größe besteht darin, so unsichtbar und unzugänglich als möglich zu sein, während das Gegentheil Pflicht des Häuptlings der Bebbehs, der zweiten mächtigen Familie zu sein scheint, der selten eine Stunde für sich besitzt, und so öffentlich als möglich sein muß. Unter den Bulbassis herrscht eine republikanische Regierungsform, denn eine einzige mißbilligende Stimme, auch wenn sie dem Niedrigsten des Volkes angehörte, vermag einem allgemeinen Beschluß eine andere Wendung zu geben. Das Volk steht jedoch auf einer geringen Stufe der Civilisation, und theilt sich in sechs Stämme, deren Oberhäupter keine andere Einkünfte haben, als freiwillige Gaben von Lebensmitteln, die sie von ihren Stammesgenossen erhalten, und den Ertrag der Industrie einer Anzahl von Dieben, die Jedem zu seiner Erhaltung zuertheilt werden, und für ihn im Nachbarlande zu rauben verbunden sind. Die Bulbassis erhalten sich unvermischt mit anderen Stämmen und verweigern jede fremde Verheirathung, indem die Erhaltung ihrer einfachen Sitten und des Herkommens, welches ihre einzige gesetzliche Richtschnur unter der Leitung eines Rathes der Aeltesten abgiebt, über Alles werth ist. Stirbt einer ihrer Häuptlinge, so folgt ihm der Beste und Muthigste aus derselben Familie, und wenn der älteste Sohn der Stellung des Vaters unwerth sein sollte, so tritt sein jüngerer Bruder für ihn ein. Ein einmal ernannter Häuptling kann nicht wieder abgesetzt werden, und seine Gewalt ist so genau begränzt, daß es von Uebertretung derselben kein Beispiel giebt. In ihrem eigenen Lande erkennen die Bulbassis weder Türken noch Perser als Oberherrn gutwillig an, und bezahlen nur dann einen kleinen Tribut, wenn sie in die Ebene hinabsteigen. Auch unter diesem Volke lebt eine jener abweichend gebildeten und fremdartigen Kasten, deren isolirte Existenz mehr als andere Umstände auf Eroberung und geschehenen Umsturz der alten Verhältnisse hindeutet. Es sind die Gurans, die auch im persischen Kurdistan sich finden, und ein ziemlich zahlreiches, aber wegen seiner Geduld und Furchtsamkeit verachtetes Volk darstellen. Als der wenigst civilisirte Clan gilt derjenige der Dschaffs selbst unter den Kurden. Er bewohnt die höchsten Berge an der Gränze von Persien, und wird als Vormauer gegen diese Nachbarn betrachtet, da das ganze Volk sich ebenso durch körperliche Stärke als Muth auszeichnet, und ein Heer von viertausend mit

Musketen bewaffneten Fußgängern und zweitausend Reitern in das Feld zu stellen vermag. Die Dschaffs sind Nomaden und in unaufhörlichen Wanderungen zwischen den Bergen und Ebenen begriffen, je nachdem das Bedürfniß der Kühle oder des Futters sie die eine oder andere Gegend zum Wohnort wählen läßt. Alle wandern zu Fuß, die Frauen in die Lieblingsfarbe des Volkes, in blau gekleidet und mit einem wohl drapirten Ueberwurfe, dem schottischen Plaid nicht unähnlich, versehen, die hohen und durchgängig kräftig gebildeten Männer mit einem Schild auf dem Rücken, einem Schwert an der Seite, einem schweren Streitkolben im Gürtel und einer langen Muskete auf der Schulter. Büffel tragen das Gepäck und die Kinder zu zwei bis drei, denn nur die Säuglinge bleiben in leichten Gestellen verpackt bei der Mutter, die sie während des Marsches auf den Rücken befestigt. Große Heerden von Schafen, Ziegen und Pferden gehen der wandernden Horde voraus; ihre Bewachung und Leitung ist das einzige Geschäft, zu welchem sich außer der Kriegsführung ein Dschaff herabläßt.

Als Seltenheit erscheint an der Gränze des türkischen Kurdistan ein fast ganz wildes Volk, das ohne nahe Verwandschaft mit den eigentlichen Kurden, vielleicht ein Rest einer durch gewaltige Revolutionen vertriebenen und gleichsam zerschellten Nation sein mag, unabhängig, ohne feste Wohnungen in den Forsten und Gebirgen im Südost von der Stadt Sulimania sich aufhält, und wie die Sage geht, ohne je einen Versuch des Ackerbaues zu machen, nur von wilden Früchten und eßbaren Eicheln lebt. Als Widerspruch gegen die gewöhnlichen Erfahrungen muß es gelten, daß unter diesem so barbarischen Stamme die Frauen vielen Einfluß üben, und nicht selten die Streitigkeiten der Männer schlichten, die nur zu geneigt zur blutigen Entscheidung sind, indem ihnen das Leben eines Menschen nichts gilt, und ihr Charakter eben so reizbar als rachsüchtig ist. Unter den eigentlichen Kurden zeichnet auf gleiche Weise der Stamm der Khosrav sich aus. Rich ist Bürge für die Anektode, daß einer der Häuptlinge jener Horde durch die Wiederkehr einer neckenden oft verscheuchten Fliege auf seine Nase in so thierische Wuth gerieth, daß er mit seinem krummen Dolche sich in das Gesicht hieb, eine lebensgefährliche Wunde sich beibrachte und es als Glück betrachten mußte, daß er zuletzt mit dem Verluste des einen Auges entkam. Jene Heftigkeit des Charakters veranlaßt unaufhörliche Mißhelligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen und viele Verwundungen, welche, obwohl tief und gefährlich, auf sehr besondere

Weise durch Einnähen des Leidenden in eine frische Kuhhaut, die vor dem Eintritte der Fäulniß nicht wieder entfernt wird, geheilt werden. Noch weit unabhängiger tritt im Norden Kurdistans auf dem Wege von Amadia nach Konstantinopel ein zahlreicher Stamm nestorianischer Christen auf. Nicht einmal der Name des Sultans ist ihm bekannt, und er weiß alle Fremde so streng von seinen Gränzen abzuhalten, daß kaum Begriffe über den Unterschied des mohammedanischen Glaubens und seine Eigenthümlichkeiten dort eingedrungen sind.

Aus den Stämmen der Kurden, welche den Europäern von jeher wenig bekannt gewesen, oder ihnen höchstens als ein Haufen von kühnen Räubern erschienen sind, ließe sich unter veränderten Umständen ein tüchtiges Volk heranbilden. Kurden gelten unter den Türken sprichwörtlich, aber mit Unrecht, als geistig beschränkte Menschen. Sie besitzen wenig von der Schlauheit der übrigen Orientalen, sondern vielmehr einen derben arglosen Charakter, der indessen in vielen Hinsichten ausgeartet zu sein scheint, ohne jedoch deshalb unverbesserlich zu sein. Das Volk im Allgemeinen erscheint in seiner Heimath fröhlich und gesellig, ohne Stolz und Neigung zur Ceremonie; Rich versichert, daß Keiner auf den Andern neidisch sei, und daß er unter Kurden desselben Stammes, obwohl sonst von verschiedenen Ansichten und Interessen geleitet, kein heftiger, den inneren bösen Willen verrathender Wortwechsel gehört werde. Das Lob der Offenheit verdienen die Vornehmsten in demselben Grade wie die Niedrigeren; es macht sich im Umgangstone mit jenen eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bemerklich, deren Mangel dem Europäer sonst überall schmerzlich auffällt, so lange er an das listige, berechnete und anspruchsvolle Wesen der vornehmen Orientalen nicht gewöhnt ist. Die persischen Kurden besitzen jene Tugenden durchaus nicht. Ein gewisses Ansehen von Falschheit umgiebt sie, und der kriegerische Kurde aus der Türkei sieht zwischen ihnen wie ein Fürst aus, nicht weil ihn ein malerischer Anzug deckt, sondern weil eine kräftige Haltung, eine freie männliche Stirn und ein rückhaltsloses Wesen ihm allgemeine Achtung verschafft. Männer aus allen Klassen suchen sich durch Fragen zu unterrichten, und sind weit mißtrauischer gegen sich selbst und leichter zu belehren als die Türken und die Perser. Die letzteren sind zwar geneigt, gewisse fremde Erfindungen und Kenntnisse sich anzueignen, allein dafür halten sie sich in gewissen Zweigen des menschlichen Wissens für unübertroffen; die Türken hegen in der Mehrzahl eine sehr bequeme Meinung eigner überragender Vortrefflichkeit, und verachten

Alles auf das Entschiedenste, was sie selbst nicht begreifen. Die Beispiele von wirklich ausgezeichneten Männern sind unter ihnen selten, und in keinem Verhältnisse zu der Zahl des Volkes und seinem Alter. Es fragt sich überhaupt, ob die Reformen, welche in der neuesten Zeit unter den Türken vorgenommen worden sind, auch Bestand haben, dauernd auf Verbesserung des geistigen Zustandes jenes Volkes einwirken werden. Der Islamismus ist ohne Ausnahme die den Verbesserungen am meisten entgegenstehende Religion. Das Wort eines neuen Reisenden findet Bestätigung, daß Mahommed dadurch, daß er in Alles sich mengte, die Quelle der klaren Erkenntniß vergiftet habe. Er hat Alles selbst gemacht, Wissenschaft, Kunst, Religion und Sitten, und der Verbesserung gegenüber eine unübersteigliche Mauer errichtet. Der Türke wird zum Lästerer, der irgend einen Theil der alten Geschichte, so weit sie Mahommed unerwähnt gelassen, glaubt oder nacherzählt. Die Kurden befinden sich unter demselben Einflusse der Religion, und werden durch sie im gleichen Maaße wie die Türken an geistigen Fortschritten gehindert. Indessen sind sie minder intolerant, jedoch zum Theil sehr abergläubisch. Obwohl das Volk im Allgemeinen stolz darauf sein soll, nicht von Priestern allein abzuhängen, wissen einzelne Derwische dennoch sich ein unbeschränktes Ansehen zu verschaffen. Daß zur Zeit von Rich's Besuch der Pascha von Sulimania die Einführung der Kuhpocken dringend erbat, ist ein Beweis, daß der Glaube an Fatalismus unter den Kurden minder eingewurzelt sein müsse als unter den Türken. Ueberhaupt lassen sich viele auf nationelle Verschiedenheit hindeutende Züge zwischen beiden Völkern nachweisen, und manche ihrer Sitten stehen sich vollkommen entgegen. So ist unter andern die Gewohnheit der Kurden, spät des Morgens aufzustehen, im Widerspruche mit der sonst im ganzen Orient herrschenden Sitte. Des Nachts beginnt das eigentliche Leben in den Städten Kurdistans, denn nur erst nach Eintritt der Dunkelheit stattet man sich Besuche ab, und verbringt noch mehrere Stunden mit Rauchen, Musik und Gesprächen. Der Kurde sitzt lange bei Tafel, denn er liebt die Unterhaltung während des Essens, der Türke hingegen verschlingt mit hastiger Gier und ohne zu sprechen von jeder der Schüsseln Etwas, die gleichzeitig aufgetragen und oft entfernt werden, ehe die Gäste Zeit gewinnen sie zu kosten. So ist auch die Lage der Frauen verschieden und ungleich besser in Kurdistan als unter den Türken und Persern. Sie werden von ihren Männern als ebenbürtig angesehen und verachten die türkischen Weiber als willenlose Sclavin-

nen. Dafür entwickeln jene Frauen auch häufige Beispiele eines wahrhaft männlichen Muthes, und haben in einzelnen Fällen sogar tapfer für ihr Vaterland gefochten. Ihre Freiheit erreicht die im Orient unerhörte Höhe, daß sie bei Gelegenheit von Hochzeiten im dichtesten Gedränge der Männer unverschleiert tanzen. Der Unabhängigkeit der Frauen ist es zunächst zuzuschreiben, daß man in Kurdistan häusliche Bequemlichkeit und häusliches Leben — unter den Türken unbekannte Dinge — einigermaßen genießt. Ein anderer, die Zufriedenheit der Familien mehrender Umstand mag es sein, daß die Harems nur bei den Reichsten mehrere Frauen enthalten, die meisten Männer vielmehr mit einer Frau sich begnügen.

Kurdistan hat sich nur zwei größerer Städte, der Hauptorte des türkischen und persischen Antheils zu rühmen. Sulimania gehört dem ersteren, Sinna dem zweiten an. Jene ist minder groß und eben nicht imponirend, denn die Häuser sind niedrig, durchgängig mit flachen Dächern versehen und aus Lehmziegeln erbauet. Jedes derselben schließt einen geräumigen mit Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen bepflanzten Hof ein, und empfängt aus einer allgemeinen Wasserleitung einen reichlichen Strom, der durch das Vorhaus fließt. Ein nach einer Seite vollkommen offenes Zimmer dient zum Schlafen, und findet sich überall, ausgenommen die Wohnungen der ärmsten Klassen. Wenn aber im Sommer die Hitze zu einem außerordentlichen Grade sich steigert, errichten die Bewohner ihre Schlafstätten entweder auf den Dächern oder auf Tschardaks, leichten Gerüsten, die man über dem Becken erbauet, welches in der Mitte des Hofes den durchgehenden Wasserstrom aufnimmt. Sulimania besitzt kein öffentliches Gebäude von Bedeutung, als den Pallast des Pascha, aber auch diesen nur im Zustande der mittelmäßigen Erhaltung, da die häufig wiederkehrenden Reibungen zwischen Türken und Persern alles Eigenthum in den Gränzprovinzen in Gefahr bringen. Sinna im persischen Kurdistan, flößt, aus der Entfernung gesehen, die Idee von Größe und Glanz ein, und mahnt an die Baulust der persischen Prinzen, die vor keiner Bedrückung der untern, zu unbezahlten Arbeiten gezwungenen Klassen und vor keiner Willkühr sich scheuen, wenn sie die Neigung ergreift, irgend einen Plan zu einem neuen und nicht selten colossalen Pallast ausgeführt zu sehen. Was orientalische Phantasie und Luxus erfinden kann, vereint sich nicht selten in diesen Bauwerken. Der Pallast von Sinna nähert sich den glänzenden Mustern der persischen Hauptstadt oder der indischen Fürsten. Gärten, wo im dichten Schat-

ten der Bäume zahlreich hervorspritzende Wasserstrahlen und künstliche Becken die Kühle der Luft noch vermehren, umgeben die Gebäude und reichgeschmückten Gartensäle. Alabaster glänzt zwar von allen Mauern wieder, aber die Bilder Napoleons von einheimischen Malern mit der Muskete in der Hand dargestellt, und Alexanders des Großen im persischen Anzug mit einer Taschenuhr beschäftigt, und Vieles der übrigen Ausschmückung mahnen an die Geschmacklosigkeit und Unkultur des Landes, während der überall wehende Hauch des unbeschränkten Despotismus den Europäer unangenehm berührt.

Baalbec.

Ueberall vermag der Anblick alter Reste menschlicher Werke die Seele mit Trauer zu erfüllen, oder doch ernste Gedanken an das unabänderliche Gesetz der Vergänglichkeit hervorzurufen. Eine zerfallene Hütte, umgeben von erkennbaren Spuren der verschwundenen Bewohner veranlaßt jedoch nur eine elegische, minder tieferschütternde Stimmung. Wenn aber die Größe und Herrlichkeit der Trümmer von der Macht und Bildung der Erbauer zeugt, wenn Alles auf eine lange Reihefolge untergegangener Völker hindeutet, und wenn dennoch die Geschichte über sie keinen Aufschluß giebt, die Ruinen als gewaltige aber stumme Zeugen aus einer von keinem historischen Lichtstrahl erhellten Vorzeit in die Gegenwart hineinragen, dann mag den Betrachtenden ein Schauer ergreifen. Unter solchen Bedingungen drängt sich ihm das Gefühl der eigenen Nichtigkeit gegenüber der alles ebenenden Zeit und der ewigen Natur verletzend auf. Ein solcher Anblick löst alle Täuschung, und die Wahrheit tritt hervor in ihrer rauhsten Form. Wenn Nationen sich abmühten im Ringen nach Unsterblichkeit und dennoch ohne glaubwürdige Ueberlieferung aus der Geschichte der Menschheit verschwinden konnten, dann geht die einzelne Existenz als völlig bedeutungslos unter. Das Leben müßte durch solche Betrachtung Werth und Bedeutung verlieren, entstände nicht gleichzeitig der freudige Gedanke, daß eine höchste Gerechtigkeit Alles ausgleicht und

ersetzt in den menschlichen Schicksalen, und daß die Völker zu keinem ewigen Todesschlaf hingesunken sind.

Die Erde bietet uns nur wenige Denkmäler so ernst mahnender und räthselhafter Art. An die Mehrzahl bindet sich mindestens eine Ueberlieferung, die mit der geschichtlichen Wahrheit in größerem oder geringerem Einklange steht, oder wo jene fehlt, hat doch der Alterthumsforscher die Formen gedeutet und vermocht, die Entstehung auf historische Perioden zurückzuführen und sie des Wunderbaren, welches stets das Unerklärliche hat, zu berauben. Reste, denen man mit vollem Rechte den letzteren Namen geben dürfte, sind wohl nur jene der neuen Welt, die in den verschiedensten Gegenden entdeckt, Beweise einer völlig untergegangenen Bildung liefern, und von dem heutigen geistesarmen, gleichsam entarteten Bewohner des Landes mit Staunen oder wohl auch mit Bangigkeit als das Werk überirdischer Wesen betrachtet werden, die lange vor der Zeit der Menschen die Erde besaßen. Solche Denkmale einer unternehmenden und kräftigen Vorzeit sind die bewunderten Mauern von Cuzco, die kolossalen Paläste von Yucatan und Campeche. An ihnen scheitert ein jeglicher Versuch der sichern Deutung, denn sie stehen isolirt und Allem, was sonst die neue Welt an Menschenwerk enthält, vollkommen unähnlich da. Die Ruinen von Baalbec, oder richtiger von Heliopolis, gehören in der alten Welt zwar auch zur Klasse von denjenigen, über deren Erbauer die Geschichtsbücher schweigen, allein ihre Formen wiederholen sich in Bauwerken der nahen Länder und gestatten der Forschung sichere Anhaltungspunkte und einen festen Boden. Gerade aus diesen Gründen ist das durch sie erweckte Interesse größer, als das der Trümmer aus Amerika's Urzeit. Sie erinnern an bekannte große Revolutionen der europäischen Menschheit, an das Erheben und Sinken mächtiger Völker, an die Indier, die Egypter, die Hebräer, die Griechen und Römer, die wechselnd dort herrschten und sich folgten, und, obgleich die Macht des einen nach dem andern sank, unbekümmert um des Vorgängers Beispiel, das eigene Andenken durch ein kolossales Werk eben so dauernd als die Zeit selbst zu machen suchten. Die Ruinen hingegen, die, wie von Riesenhänden erbauet, in der Mitte dichter Urwälder Amerika's schweigend daliegen, führen dem Geist keine solche Erinnerung vor. Sie erfüllen den Betrachtenden nicht mit Wehmuth, sondern mit dem Schauer des Unbegreiflichen und Schrecklichen. Sie sind die Beweise, daß da, wo jetzt nur Entmenschung und Unverbesserlichkeit als hervorragender Zug des arm-

seligen Bewohners erscheint, einst ein Geschlecht gewohnt haben müsse, das durch eine uns vollkommen unbegreifliche Katastrophe auf einmal und ausnahmelos von der Erde vertilgt wurde, und welchem jene traurigen Menschenstämme folgten, die lange, wiewohl mit Unrecht, als die ursprünglichen Kinder ihres Bodens galten.

Ueber der Entstehung von Heliopolis und seiner Geschichte ruht ein wunderbares Dunkel. Weder griechische noch römische Schriftsteller erwähnen sie, was um so mehr auffällt, als die Verhältnisse der noch übrigen Gebäude so riesig, die Pracht der Ausschmückung so unbegränzt sind, daß schwerlich eine andere Stadt des Alterthums, vielleicht Palmyra und Theben ausgenommen, sich gleicher Herrlichkeit zu rühmen hatte. Der Styl der Architektur deutet theilweise sogar auf ein späteres Zeitalter der Erbauung unter römischen Kaisern, aber dennoch fehlen die Nachrichten, die sonst über manche weit unbedeutendere Stadt aus jener Zeit auf uns gekommen sind. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß einmal kein Reisender der besseren Art unergriffen von der Eigenthümlichkeit dieser Thatsache die Ruinen von Heliopolis, diese einsame und heilige Welt von Trümmern verließ, und daß außerdem noch die mannichfachsten, an das Abenteuerliche streifende Vermuthungen von Vielen aufgestellt worden sind, um jenen Mangel begründeter Nachrichten zu ersetzen. Die arabischen Schriftsteller lassen den König Salomo und seinen Baumeister Hiram vor dreitausend Jahren die Tempel errichten, und die Bewohner der arabischen Stadt Baalbec, die neben den Ruinen gelegen gleichsam in Nichtigkeit untergeht, geben jenen Weisen des Alterthums noch Genien zu Gehilfen. Die Mohammedaner und Christen theilen diesen Glauben, denn Salomo erfüllt ihre Einbildungskraft als das Muster des menschlichen Wissens und Erhabenheit, indem die einzige Quelle der geschichtlichen Kenntniß beider die Bibel ist, die wenig im Original gekannt, zu einer Menge von gegenseitig abweichenden Traditionen Veranlassung gegeben hat. Verwechselung von Zeitaltern und Personen ist überhaupt etwas Gewöhnliches in den Ueberlieferungen des Orients und selbst in den geschriebenen Annalen jener Reiche. Ueber die letzteren spottete in dieser Beziehung schon der gelehrte Busbeck, denn nach ihm ist ein türkischer Geschichtschreiber im Stande zu erzählen, daß Alexander dee Große der Feldherr des Königs Salomo gewesen sei. Das Volk ist nach Volney's und aller seiner Nachfolger Urtheile über Alles, was einhundert Jahr rückwärts liegt, vollkommen unwissend, denn durch seine östliche Einbildungskraft und

Liebe zum Wunderbaren verführt, verändert und übertreibt es die gewöhnlichen Thatsachen bis zur Unkenntlichkeit, oder vergißt dieselben schnell, wenn ihnen keine poetische Seite abzugewinnen ist. Es bedarf nicht der Argumente des französischen Dichters, der vor wenigen Jahren erst Baalbec besuchte, um die Unrichtigkeit jenes Volksglaubens darzuthun, nicht der Erinnerung an den Umstand, daß ein König in Israel, der nicht einmal einen Hafen an der nur zehn Stunden von seinen Bergen entfernten Küste besaß, schwerlich bis Damaskus und Baalbec seine Herrschaft ausgedehnt haben kann. Der reiche, zum Theil wohl überladene corinthische Baustyl weis't auf spätere Zeiten hin. Wild und nur dem erregten Dichter zu verzeihen ist aber die Annahme, daß ein Riesengeschlecht, vielleicht gar die überlebenden Zeugen der Sündfluth, die nach einer andern Sage bald nach dem Landen Noah's in diese Gegend gekommen sind, ungeheure noch jetzt vorhandene Steinblöcke theils bearbeiteten, theils von ihrer Lagerstelle wegführten und zu der Ringmauer und Grundlage der Tempel aufthürmten. Einzelne von diesen haben wohl einen Inhalt von mehr als neunzehntausend Cubikfuß, und gehören zu den gewichtigsten von der Menschheit je in Bewegung gesetzten Massen, allein deshalb ist weder ein überirdischer Beistand für die Arbeiter vorauszusetzen, noch anzunehmen, daß solche Anstrengung die Gränze der Menschenkraft, wie wir sie kennen, überschritten habe. Die größten Steine der Pyramiden haben freilich kaum den dritten Theil jenes Umfanges, allein in verhältnißmäßig später Zeit, wo Mythen vor der historischen Wahrheit weichen müssen, finden wir, daß Herodes als Grundlagen des Hafendammes von Cäsarea Werkstücke von nicht viel geringerer Größe als jene zu Heliopolis anwendete, ungeachtet die Steinbrüche weit entlegen waren. Eine unsichere Hypothese veranlaßt nur zu leicht eine andere zu ihrer Unterstützung. Der reiche corinthische Styl verträgt sich nicht mit der primitiven Einfachheit cyclopischer Baue, wie sie auf verschiedenen Inseln des Archipels und des griechischen Continents als älteste Denkmale der europäischen Menschheit erscheinen. Darum glaubt Lamartine, und zwar ohne sichern Grund, daß Alles, was auf neuere Zeit in den Ruinen von Heliopolis hindeutet, nur oberflächlicher Zusatz und späte Ausschmückung der seit uralten, vielleicht seit antediluvianischen Zeiten vorhandenen Gebäude sei, und daß die Griechen und Römer aus Ehrfurcht für die Götter, selbst da wo die Zeit ihr Recht geltend gemacht, die Materialien zerfallener Tempel zum Neubau von andern sorgfältig verwendet hätten. Es soll auf diese

Weise das Vorkommen von eingemauerten kostbaren Trümmern in den Wänden und Wällen der griechischen Städte erklärt und ein Vorwurf der Barbarei von den Türken entfernt werden, der durch die meisten Reisenden erhoben worden ist, aber, wie unter andern in Hinsicht der Acropolis von Athen, auf zu sichern historischen Nachrichten beruht, um Zweifel oder Entschuldigung zu gestatten.

Lassen wir nun diese Vermuthungen und poetischen Fictionen auf sich beruhen, so bekennen wir uns zu den Ansichten der tüchtigen Alterthumsforscher, die seit einhundert Jahren Heliopolis zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht, und die Erbauung des größeren Theiles jener prachtvollen Tempel in die letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs und besonders des Antoninus Pius setzen. Die Architectur liefert fast unbestreitbare Belege zu dieser Annahme, denn sie ist sehr reich, und streift hin und wieder schon an die Ueberladung, welche der Geschmacklosigkeit und dem Verfall der Künste in der letzten Periode der Römerherrschaft vorausging. Der englische Reisende Monro hat vor wenig Jahren den Beweis zu führen gesucht, daß der Styl der Tempel von Heliopolis sogar auf Entartung der Künste hindeute, indem keine der vitruvischen Regeln in ihnen beachtet seien, vielmehr Unregelmäßigkeiten, die selbst unsere Zeit in der üppigen corinthischen Ordnung nicht billigt, an jenen häufig vorkommen. Vielleicht ist es mehr die Liebe zum Widerspruch und die Sucht durch Sonderbarkeiten sich auszuzeichnen, als innere Ueberzeugung, die ihn zu einem harten, von den Berichten aller Vorgänger abweichenden Urtheile veranlaßt. Er giebt wohl zu, daß eine Wanderung zwischen den wunderbaren Säulengängen und der Anblick der erstaunlichen mit reichen Kapitälen geschmückten und isolirten Schäfte die Urtheilskraft gefangen nehmen könne, und daß sie mit unwillkührlichem Gefühl der Ehrfurcht erfüllen, allein er versichert, daß der Verstand, sobald der erste Eindruck verwischt sei, sein Recht geltend mache, den Betrug entdecke, und daß man sich schäme, gleichsam durch ein Kunststück zu Empfindungen verführt worden zu sein, die man alsbald zurückweise. Schwerlich ist ein Mann beneidenswerth, der stolz auf den Besitz eines kalt richtenden, aber darum nicht jedesmal gerecht urtheilenden Verstandes unter allen Umständen eine selbstsüchtige Ruhe zu behaupten vermag, und der von den Geisterstimmen eines Jahrtausends ungerührt den Zollstab an das Colossale anlegt, um mit Mühe den Beweis zu suchen, daß sein Eindruck eine Täuschung sei, und Jeder irrte, der sich von ihm ergreifen ließ. Nach Monro's Urtheile ist der hervorragende Cha=

4*

rakter von Heliopolis Größe ohne Würde, Umfang ohne Geräumigkeit, Düsterheit ohne Erhabenheit, und der beste jener Tempel erinnert an ein großes Schauspielhaus. Der corinthische Styl soll die Schuld tragen, und sich zu der ionischen Ordnung verhalten, wie die verworfene Tochter, die das Auge jedes Vorübergehenden auf sich zu ziehen und zu fesseln sucht, zu der keuschen, rein weiblichen Mutter. Nach ihm bringt Heliopolis auf den Beschauer nur einen ungünstigen Eindruck hervor. Ist die erste Ueberraschung vorüber, so starrt er die Säulen noch einmal an, wundert sich und geht von dannen.

Die enthusiastische Schilderung des französischen Dichters liefert zu jenem Urtheile das entschiedenste Gegenstück, allein sie mag als allbekannt, und eben weil sie von einem zwar mit reicher Phantasie ausgestatteten, aber nicht überall gründlichen Manne herrührt, hier unerwähnt bleiben. Der deutsche Burkhardt und seine Vorgänger, die Engländer Wood und Dawkins, denen die Welt eine Reihe der großartigsten Abbildungen von Heliopolis verdankt, urtheilen ruhig und wissenschaftlich, und können dennoch nicht verläugnen, daß sie vom Geist der herrlichen Trümmer im Innersten ergriffen worden sind. Der erstere sah Palmyra (Tadmor) und Heliopolis innerhalb weniger Monate, und benutzte die zu ihrer Vergleichung gebotene Gelegenheit. Zwar bekennt er, daß Palmyra aus der Entfernung gesehen einen ungleich stärkeren Eindruck mache, allein er setzt hinzu, daß das Innere des Tempels von Baalbec imposanter sei, als dasjenige irgend eines Punktes in der ersten dieser untergegangenen Städte. Selbst der rohe Araber nähert sich nicht ohne Ehrfurcht den gewaltigen Resten, denn sie verkünden die Größe und Bildung eines verschwundenen Volkes, dem die Stämme der Wüste nie gleich kommen können. Das Bewußtsein der Ungeordentheit drängt sich nicht nur den Einzelnen, sondern auch ganzen Völkern auf, und erfüllt sie mit Achtung gegen eine sittliche und wissenschaftliche Höhe, die zu erreichen sie selbst nicht befähigt sind.

Baalbec liegt am Fuße des Antilibanon, und zwar da wo die letzten Anhöhen desselben sich unfern der Ausmündung eines kleinen Thales in die Ebene El Beka verlieren. Einem grünen Teppich in der fruchtbaren Jahreszeit vergleichbar, breitet diese sich aus, und selbst die Seiten des Gebirges sind dort nicht so pflanzenlos und dürr wie sonst im Libanon, sondern dichte und hochstämmige Wälder reichen weit an ihnen hinauf, während die höchsten Kämme im reinen Schmuck des Alpenschnees herabglänzen. Einzelne Felder der arabi=

schen Hirten unterbrechen die Ebene, und ein flacher Strom, von alten Wallnußbäumen beschattet, nimmt durch sie seinen Lauf nach der Stadt der Trümmer. Bald verkündet die zunehmende Menge von unordentlich verstreueten Werkstücken, die nie nach dem Ort ihrer Bestimmung geführt wurden, von zerbrochenen Säulenschäfften, und endlich von ausgeführten Arbeiten des Bildhauermeißels, daß man der geheimnißvollen Heliopolis sich nähere. Zuletzt nimmt die Menge der Fragmente so sehr zu, daß die Pferde der Reisenden nur mit Mühe zwischen ihnen fußen, und die Stücken von rothem und grauem Granit, von Marmor und gelblichem Kalkstein, welche die Zerstörungswuth des Menschen oder das Erdbeben aus ihrer Verbindung riß und weit verstreuete, sperren häufig den Fluß und veranlassen kleine Wasserfälle und Wirbel. Plötzlich treten die Bäume zurück, und auf einer künstlichen Terrasse, die aus riesigen Steinblöcken aufgeschichtet kaum für ein Werk der Menschenhand gelten kann, erscheinen die Säulen und die Wände der Tempel der dem Alterthume heiligen Stadt, unvermengt mit andern Gegenständen, scharf abgezeichnet von dem blauen und durchsichtigen Himmel der Wüste. Noch trennt eine Mauer den Reisenden von den Resten. Auch sie trägt den Charakter der ganzen Umgebungen, denn bestimmt der ehemaligen Stadt als Schutzwehr zu dienen, erhebt sie sich in ungewohnten Verhältnissen aus der Masse der umherliegenden Bruchstücke der vergänglicheren Werke, und ist so hoch und dick, daß sie einst selbst dem alten Babylon genügt haben würde. Jenseits der Mauer fällt das Auge zunächst auf weite und wüste, mit tausend Fragmenten bedeckte Flächen, bis der Tempel der Sonne, und besonders sechs colossale, aber isolirt stehende Säulen, den Gesichtskreis schließen. Alles ist öde, denn die kleine Stadt Baalbec liegt in einiger Entfernung von der classischen Heliopolis, und wenn nicht ein Kameel zwischen den Steinblöcken sein dürftiges Futter suchte, würde kaum irgend Etwas die Nähe der Menschen verrathen. Jenseits einer langen Reihe von Ruinen, die des Nachts in geisterhafter Weiße von dem dunkeln Berge abstechen, und neben den erhabenen Formen der Tempel in keinen Betracht kommen, haben die wilden und unabhängigen Araber des Stammes Bká zwischen uralten Wänden und mit den Steinen der Palläste ihre armseligen Häuser, und so das heutige Baalbec begründet. Es steht da wie das Werk von Zwergen zwischen den Bauen von Halbgöttern, ein vergängliches Denkmal der Rohheit und Unsicherheit unter den gleichsam ewigen Beweisen der höchsten Cultur. Hundertmal haben den arabischen Ort

die unablässigen Kriege der Parteien, die mehr die Raubsucht als ein politisches Interesse leitet, zerstört, und die geringe Bevölkerung hat mit ihrem Emir an der Spitze sich stets wieder von Neuem so gut eingenistet, als die Umstände ihr erlaubten. Einige Baumzweige tragen das leichte Strohdach, das über irgend einen Raum zwischen den uralten Mauern gelegt, schnell ein Haus darstellen hilft. Einst mag dieser Hauptsitz einer besonders gefürchteten und räuberischen Horde bedeutender gewesen sein, als in unserer Zeit, denn Minarets ragen überall empor, und verlassene Wohnungen finden sich weit umher verstreuet, allein von der Bevölkerung von fünftausend Seelen, die Wood (1751) dort vorfand, scheint kaum der dritte Theil jetzt wirklich vorhanden zu sein. Sein Loos ist große Armuth, denn weder Handel noch Industrie, und nicht einmal Viehzucht werden betrieben, obgleich diese letztere sonst unter den Bewohnern von ähnlichen, wenig begünstigten Gegenden das gewöhnliche Erhaltungsmittel ausmacht. Das Elend scheint im raschen Zunehmen zu sein, denn Burkhardt fand mindestens noch einige Zeichen von Betriebsamkeit, nach welchen sich die neuesten Reisenden vergeblich umsahen. Der Boden von Heliopolis ist nicht fruchtbar, und der Araber ist nur wenig geneigt durch anstrengende Bearbeitung desselben seine Existenz zu sichern. Eine kleine Anzahl Christen der griechischen Kirche leben in Baalbec. An ihrer Spitze steht ein Priester, der verurtheilt zur Entbehrung und zur Armuth den Reisenden gastfreundlich seine Hütte einräumt, indessen nicht von allen den gleichen Dank empfängt, von Monro selbst mißhandelt wurde. Zwischen den Ruinen des Sonnentempels erschallt der Gesang einer kleinen Heerde von Christen; nicht fern davon ruft der Muezzin zum Gebet und Araber heidnischer Stämme erscheinen gelegentlich, wo einst der aus Egypten verpflanzte Sonnendienst Schaaren von Pilgern versammelte.

Jedoch hat nur erst in der neueren Zeit der Besuch von Baalbec aufgehört einem gefährlichen Wagniß zu gleichen, und diesem Umstande ist es zu danken, daß der Boden noch nicht durch berechnende Fremde entheiligt, vom Eigennutz des Sammlers und Verkäufers altersgrauer und ehrwürdiger Reste durchwühlt worden ist, wie jener von Egypten. Die Leichtigkeit des Plünderns ist in Heliopolis noch nicht gegeben wie in Theben, und der schwer ersteigliche Rücken des Libanon, die Entfernung von den Häfen der Küste verheißen den Denkmälern von Baalbec noch eine lange Ruhe an den Orten, wo sie allein die ernsteste Theilnahme erwecken können. Von jeher sind die Araber und

Türken den Nachsuchungen der Fremden in uralten Ruinen entgegen gewesen, obgleich nicht entfernt aus jener Ueberzeugung, die sich so laut gegen Elgins Plünderung von vielen Seiten her aussprach, und den ersten der neueren englischen Dichter veranlaßte, in kräftiger Sprache ein nicht zu entschuldigendes Unternehmen zu brandmarken. Der Orientale fühlt keine Achtung für Werke der griechischen und römischen Kunst, und höchstens empfindet er durch den Anblick der Massen niedergedrückt vor ihnen eine abergläubische Furcht, allein er glaubt, daß unter jeder Ruine ein Schatz verborgen liege, zu dessen Hebung der Europäer entweder durch seine höhere Bildung oder auch durch magisches Wissen befähigt werde. Zufällige Entdeckungen von Zierrathen und Medaillen aus edlen Metallen, wie sie wohl auch in Europa gelegentlich aufgegraben werden, befördern jenen fast durch alle Stände der Gesellschaft verbreiteten Glauben, und veranlassen, daß man dem Franken entweder den Besuch der Ruinen verbietet, oder ihn mit so vielen hindernden und erpressenden Wachen umgiebt, daß er der Nachforschung freiwillig entsagt. Der größte Fehler des Arabers ist sein Geiz. Das Gold ist stets sein Gott, um dessenwillen er keine Mühe, aber auch keine Gewaltsamkeit scheuet. Mißtrauen und Mißgunst sind die Folgen dieses Charakterzuges, und sie sind es allein, die bisher den Sohn der Wüste veranlaßten den Alterthumsforschern sich zu widersetzen. Sie verschlossen den Zugang zu Petra, der räthselhaften Felsenstadt des steinigen Arabien, und zwangen die englischen Nachfolger des in einen Araber verwandelten ersten Entdeckers, des kühnen Burkhardt, mit ziemlich erfolgloser Gewalt sich den Weg zu bahnen. Blieb bis vor wenig Jahren der Zutritt zu Heliopolis einem jeden europäischen Reisenden außerordentlich erschwert, so hat die Furcht vor dem Eroberer Syriens doch endlich auch die Horden von Baalbec ergriffen, und den von ihnen behaupteten Landstrich und seine Wunder den Fremden geöffnet. Die Welt mag daher mit Recht noch manche wichtige Aufklärung erwarten, allein in der bunten Mischung der orientalischen Reisenden gewahrt man schon jetzt das Hervortreten eines leichtsinnigen Geschlechts, das über den Heiligthümern der Vergangenheit stehend in schalen Scherzen und Witzspielen sich gefallen kann, und immer zahlreicher werdend, Bedauern hervorrufen könnte über die Umstände, die auch ihm den Zutritt in Gegenden gestatteten, welche die ernsten und hochverdienten Reisenden früherer gefahrvoller Zeiten mit Begeisterung erfüllten.

Die alte Heliopolis ist von großem Umfange gewesen, allein die Zeit und die Menschen haben gemeinschaftlich so sehr an ihrer Zerstörung gearbeitet, daß es kaum möglich ist, die Gränzen der Stadt genau zu bestimmen. Weit entfernt von der Terrasse der heiligen Gebäude liegen noch einzelne Gruppen von ehemaligen Privathäusern, die minder fest gebauet als die Tempel, in unkenntliche Schutthaufen zerfallen sind. Selbst innerhalb der letzten siebzig Jahren ist die Verwüstung so rasch fortgeschritten, daß das große englische Kupferwerk nicht mehr überall treu ist. Ein furchtbares Erdbeben erschütterte im Jahre 1759 ganz Syrien, und warf einen großen Theil der Ruinen nieder, die seit funfzehn Jahrhunderten allen gewöhnlichen Einflüssen erfolgreich Widerstand geleistet hatten. Die Türken und Araber haben besonders den Sturz der höheren Säulen veranlaßt, denn sie streben nach den eisernen Axen, welche die einzelnen Stücke mit solcher Festigkeit verbinden, daß manche Säulen, trotz ihres Falles, unzertrümmert blieben, und andere, gegen die Wände sinkend, breite Oeffnungen in diesen veranlaßten, und darauf in schiefer Richtung, entwurzelten Bäumen vergleichbar, liegen blieben. Der Bau von Heliopolis scheint für die Ewigkeit berechnet gewesen zu sein, und nur die schrecklichen Katastrophen, die nach und nach über Asien gingen und mit völligem Untergang der Civilisation endeten, vermochten seine Zertrümmerung herbeizuführen. Hätten jene Tempel die geringste Vorsorge erfahren, statt das Ziel endloser Zerstörungsversuche zu sein, so dürften sie kaum merklich verändert auf unsere Zeit gekommen sein. Es läßt sich nichts vollkommneres denken als die Bearbeitung der einzelnen Steine. So genau passen ihre Berührungsflächen auf einander, daß man keinen Mörtel als Verbindungsmittel anzuwenden genöthigt war, und es schwer fallen würde, in die Fugen mit einer Messerklinge einzudringen. Das Material erleichterte freilich die Arbeit, denn es besteht großentheils aus einem dichten südlich von der Stadt brechenden Kalkstein, allein eine große Zahl von Säulen und Grundlagen ist aus egyptischen Granit und sogar aus Porphyr verfertigt. Beide setzen der Bearbeitung ungleich größere Schwierigkeit entgegen als der Marmor und gewöhnliche Kalkstein, und sind aus weiter Ferne herbeigebracht worden. Die vorherrschende Farbe der Ruinen ist ein schwaches Gelb, und die Vermuthung scheint sehr gegründet, daß die vielen dahingestrichenen Jahrhunderte an dieser ursprünglichen Färbung wenig geändert haben. Der Glanz der Oberflächen hält die Mitte zwischen dem eigentlichen Marmor und dem minder dichten Süßwasser-Kalkstein, dem sogenannten Travertino,

aus welchem manches römische Gebäude Italiens errichtet worden ist. In dieser hellen Farbe liegt die Ursache des verhältnißmäßig frischen Ansehens, des Erhabenen und dennoch Freundlichen, des classischen Eindrucks von Heliopolis, den eine gothische Kathedrale des nördlichen Europa, aus nachdunkelnden an sich schon grau oder roth gefärbten Sandstein erbauet, niemals hervorbringt. Wenn die Sonne diese Säulen trifft, reflectiren sie einen goldenen Glanz, und in der Beleuchtung des Mondes scheinen sie still und traurend weithin durch die Nacht. Noch sind die Steinbrüche der alten Erbauer zu erkennen. An manchen Orten dringen tiefe Höhlen in die Seiten des Antilibanon, viele Felsen tragen die tiefen Spuren des Meisels, und es scheint als ob die Arbeiter so eben erst ihre Aufgabe, den Stoff zu Erbauung neuer Hügel von Steinblöcken zu liefern, verlassen hätten. Große Blöcke hängen unverändert und fast bis zur Basis losgearbeitet an dem Felsen fest, und andere gänzlich vollendete scheinen nur der Arme und Wagen zu warten, um die Reise zu ihren Bestimmungsort anzutreten. Wären die Zeugnisse der achtbarsten Schriftsteller nicht vorhanden und minder einstimmig, so möchte man bezweifeln, daß Menschen je versucht hätten, einen ganzen Bau ausnahmelos aus den gewichtigsten Massen aufzuführen. Lamartine giebt uns die Maaße eines Steinblocks, aus denen ein Cubikinhalt von vierundzwanzigtausend Fuß hervorgeht, und Volney beschreibt einen andern, der fast eilftausend Cubikfuß messen würde. Die Haupttterrasse besteht aus Steinen von achtundzwanzig bis fünfunddreißig Fuß Länge und neun Fuß Höhe, und an einer Stelle erfüllen nur drei Steine den Raum von einhundertfünfundsiebenzig Fuß. Man erstaunt über die Kenntniß der Alten in der Mechanik um so mehr, da in unserer Zeit die Bewegung solcher Massen sehr schwer fallen und Niemand wagen würde sie bis zu dreißig Fuß über den Boden emporzuziehen, und entschuldigt es, wenn der Sohn der Wüste hier die Thätigkeit von Geistern anerkennt. Die Dächer der Säulengänge bestehen aus großen Blöcken, die auf der inneren Seite concav, in Felder getheilt und reich mit halberhabenen Figuren von Göttern und Göttinnen und phantasiereichen Arabesken geschmückt sind, bei sechzehn Fuß Länge gegen fünf Fuß in der Dicke messen, und auf senkrechte Höhen von mehr als vierzig Fuß hinaufgeschaft werden mußten.

Das Ganze der Ruinen zerfällt in mehrere Abtheilungen, die jedoch ohne Ansicht des Planes, wie ihn Volney gab, nicht wohl verständlich sind. Ursprünglich bestanden mehrere durch Menschenhand

allein aus Steinmassen aufgeführte Terrassen, deren höchste und innerste den heiligen Gebäuden zur Grundlage diente, die niederen die Vorhöfe, vielleicht auch die Wohnungen der Priester trugen. Den letzteren Zweck scheinen mindestens zwei Reihen von Gallerien erfüllt zu haben, die in kleine Räume im Innern getrennt, wie Alles andere den Stempel der sorgfältigsten architektonischen Ausführung tragen. Zerbrochene Säulen, verstümmelte Kapitäle, Ueberreste von Pilastern und Carniesen liegen in allen Richtungen, oft zu Hügeln aufgethürmt über einander, und versperren den Zugang zu der höhern, einst mit breiten Treppen versehenen Terrasse. Auf dieser stehen frei, und nur am Fuße mit Trümmern umgeben, die Tempel des Baal, jenes allgewaltigen Gebieters der Welt, der dort unter dem Symbol der Sonne einst die höchste Verehrung erhielt. Leicht mag der eine derselben das best erhaltene und großartigste Denkmal des Alterthums sein, denn wenige seiner Säulen sind gefallen, und der innere herrliche Schmuck ist überall erkennbar, wenn auch seine geheimnißvolle Bedeutung nicht immer zu errathen ist. Nischen wechseln mit Pfeilern und Blumenketten von Adlern getragen spannen sich über die geräumige Oeffnung der Thüre; Alles ist einladend und heiter, aber die Nischen sind leer, die Götter, die dort standen, sind gefallen und Todtenstille herrscht rings umher. Der innerste Raum ist unbedeckt und dem Tageslicht vollkommen offen; er trug vielleicht nie ein Dach, denn die Priester mögen es vorgezogen haben die Mysterien des Sonnendienstes da zu verrichten, wo das Tagesgestirn selbst überall sichtbar war. Jedoch ist die Meinung der Reisenden in dieser Hinsicht verschieden, und Volney glaubt, daß ein Gewölbe vom ungewöhnlichsten Maaßstabe einst diese geheiligten Räume deckte, dessen auf dem Boden liegenden Trümmer mit Figuren des Jupiters, der auf dem Adler sitzt, der den Bogen und Halbmond tragenden Diana und der Leda und ihres Schwanes geschmückt sind. Unter diesem schönen Gebäude und überhaupt unter dem größeren Theil der Terrassen ist der Boden hohl. Breite Treppen führen durch außerordentlich geräumige Oeffnungen zu ausgedehnten unterirdischen Gemächern. Sie empfangen ihr Licht von oben oder durch Seitenöffnungen der schroffen Terrassenwand, an welche sie stoßen, und waren einst vielleicht die Wohnungen der Könige oder die Orte, wo die Einweihung in die Mysterien geschah. Die in den Tempeln bewunderte Pracht und Sorgfalt des Schmucks und der Ausführung findet auch unter der Erde sich wieder, denn die Erbauer scheinen unermüdlich gewesen und die geringste Unvollkommenheit ihres Werkes ängstlich gescheuet zu haben. Den höchsten Platz in





BAALBEC

diesem weiten Felde von Ruinen nehmen die berühmten, oft abgebildeten sechs Säulen ein, die gegenwärtig völlig isolirt, das Interesse der Besucher von Baalbec mehr als irgend ein anderer Theil der Reste fesseln, und einen gleichsam schmerzlichen Eindruck durch ihre Schönheit und Verwais'theit hervorbringen. Sie sind die einzigen Ueberreste eines Gebäudes, das an Umfang und Herrlichkeit alle andern übertraf, dessen kühne Anlage mit Ehrfurcht für den eines solchen Entwurfes fähigen Geist erfüllt. Zufolge der einen Meinung gehörten sie zum Peristyl eines colossalen Tempels von zweihundertachtundsechzig Schuh Länge, dem Mittelpunkte und eigentlichen Zweck der bis in weite Fernen reichenden Reihen von heiligen Gebäuden geringeren Umfangs. Mit unbeschreiblicher Majestät ragen diese Säulen in die Lüfte, denn sie verbinden ein edles Verhältniß und reiche Verzierung mit seltener Größe. Siebzig Fuß hoch, sieben Fuß dick, bestehen sie doch nur aus drei so genau verbundenen Stücken, daß das Auge mit Mühe die Linien der Verbindung entdeckt. Noch vereinigt sie ein schön gearbeiteter Fries, allein ihre einsame Stellung bedroht sie mit dem Schicksale, welches wahrscheinlich während des Erdbebens von 1759 drei von ihnen ergriff, die nun auf dem Boden ausgestreckt liegen, auf den Abbildungen von Wood und Dawkins aber noch aufrecht dargestellt sind. Schlanker, zierlicher und stolzer als irgend eine der Hunderte von umherstehenden Säulen des großen Ruinenfeldes, ragen sie über Alles hervor und sind weithin sichtbar. Die ersten Strahlen der Sonne treffen sie und der Schein des Abends verweilt noch auf ihnen, wenn alles Andere schon länger in Dunkelheit versunken ist. Zwischen den Acanthusblättern ihrer Kapitäle nisten Schwalben, die einzigen vertraulichen Bewohner dieser Einöde, und den Fries bedeckt das Grün zahlreicher wilder Gewächse. Ueberhaupt nimmt das vergängliche Geschlecht der Pflanzen von jedem günstigen Vorsprung und jedem Risse der tausendjährigen Trümmer Besitz. Ueberall hängen Zweige und Ranken herab und am Boden blüht zwischen den weißen Marmorblöcken eine niedrige Art von gelben Rosen. So spricht nicht selten die Natur erheiternd und tröstend aus der Mitte der Zerstörung zu dem Menschen, denn während sie seine Werke den unabänderlichen Gesetzen unterwirft und dem Verfalle weiht, erregt sie durch die Zeichen einer ewigen Jugend und stets wiederkehrenden Kraft des Lebens, Bewußtsein und Hoffnungen in seiner Brust, die beide ihn niemals trügen können.

Antiochia.

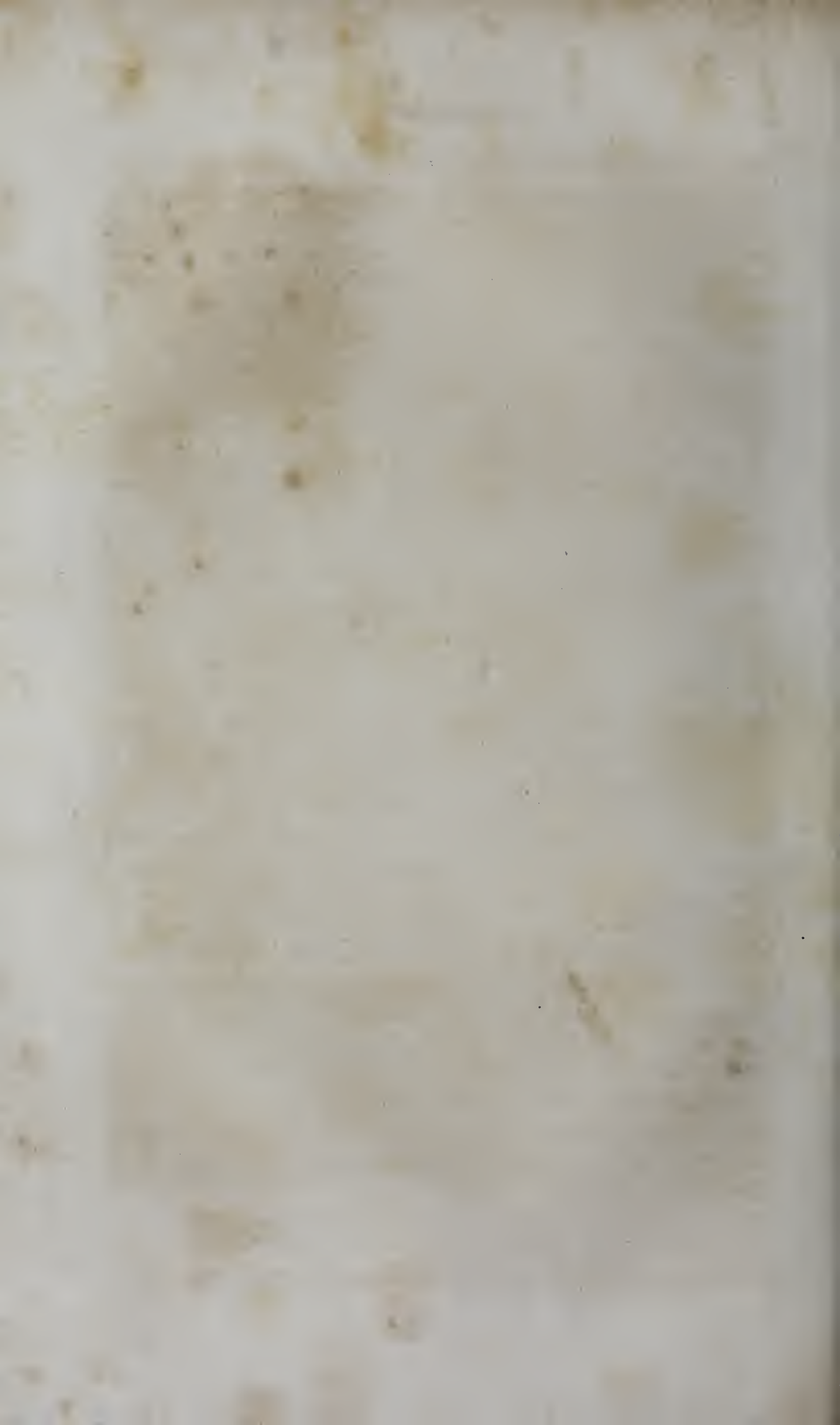
Die Mehrzahl der Städte der Türkei erscheint aus der Ferne in dem blendenden Glanze des Orients; der Fremde wird unwillkührlich durch den Eindruck der Pracht und Großartigkeit hingerissen und zu Erwartungen veranlaßt, zumal wenn große Erinnerungen der Vorzeit sich mit dem Namen verbinden. Es gilt dieses nicht allein von der vielbekannten Hauptstadt, die den Titel der Königin der Städte in jener Beziehung vollkommen rechtfertigt, sondern auch von sehr vielen Orten der entlegenen Provinzen, vielleicht vom ganzen Reiche. Der innere und moralische Werth zeigt bei genauer Untersuchung sich dort in jedem Sinne geringer als die äußere Erscheinung. Die physische Lage, die Gunst des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens stechen unangenehm berührend von dem Zustande des Volkes und seinen Niederlassungen ab. Eine der ruhigsten und äußerlich sehr gesittete Nation hat seit Jahrhunderten gerade unter der möglich schlechtesten Regierung geseufzt; bestechliche Minister, in jedem Unterschleif geübte Staatsdiener, Regenten ohne Talent und Energie, oder ohne Macht, um die Hindernisse zu durchbrechen, welche altherkömmliche Institute und religiösen Fanatismus ihren besseren Bestrebungen entgegenstellten, haben den Ruin eines nur noch im Aeußeren imponirenden Reiches herbeigeführt. So verhält es sich aber auch im Einzelnen, in den Städten eben so wohl als überall, wo ein paar Familien sich zur Errichtung eines Dorfes verbunden haben. Der sichere und schnell schreitende Verfall drängt sich überall dem Beobachter als vorherrschender Charakter seiner Umgebungen auf. Stets sind im Orient der größte Glanz und die elendeste Armuth nahe Nachbarn gewesen, denn in der Unordnung der Staatsverwaltung, in der Unsicherheit des Besitzes und in den häufigen Unruhen liegt der Grund der Vermischung zweier Extreme, die zwar auch in mancher Hauptstadt des Westens zugleich vorkommen, allein kaum irgendwo ohne Scheidelinie durch einander fließen. Die orientalischen Dichter hatten nie nöthig ihre Alleinherrscher an die Unsicherheit menschlicher Größe durch fern hergeholte Beispiele zu erinnern, indem neben dem



ANTIOCHIA

Von der Oestlichen Seite

Carlsruhe durch Kunst Verlag



Pallaste nicht selten die schmutzige Hütte liegt. Krieg und Pest haben seit Anbeginn das Reich der Türken von einem Ende zum andern wechselnd durchzogen, und in dem Maaße wie Verarmung oder Entvölkerung zunahm, beschränkten die Ueberlebenden sich auf einen immer engeren Raum, und ließen die mächtigen Städte in Schutt zerfallen. Der Mahommedaner leistet da keinen Widerstand, wo er die mächtige Hand des Schicksals zu erkennen meint, der Christ aber oder der Jude ist zu arm, oder er fürchtet zu sehr seinen Reichthum zu verrathen, und darum thut er auch nichts um den Verwüstungen der Zeit zu begegnen. In allen Städten breitet sich daher zwischen den äußeren Thoren und den bewohnten Gassen eine weite verlassene oder mit Trümmern bedeckte Fläche aus, wo höchstens Bettler oder Aussätzige ein elendes Obdach suchen und zwischen den Ruinen wie die Gespenster der ehemaligen Bewohner umherirren.

Mit dem so weit entworfenen Bilde kömmt Antiochia sehr überein. Die Stadt, wie sie gegenwärtig erscheint, nimmt kaum den dritten Theil der von den uralten Mauern eingeschlossenen Fläche ein. Ehedem berühmt durch den Reichthum und die Prachtliebe ihrer Bewohner, ist sie jetzt wenig besser als ein großer, aber halbzerstörter Flecken, dessen enge Gassen und strohgedeckten Lehmhütten fast überall das Schauspiel der Armuth und der Unordnung darbieten. Kaum kann der Reisende sich selbst überreden, daß er in der Stadt angekommen sei, die einst die Königin des Orients genannt, von Seleucus dem Apollo geweiht wurde, des Evangelisten Freude und der Sitz des Apostels Petrus selbst, so wie der erste Ort war, wo die Gläubigen den Namen Christen zu führen wagten. An die alte Berühmtheit Antiochiens, „des Auges der orientalischen Kirche," der „Theopolis" ihres Wiedererbauers Justinian, ist völlige Bedeutungslosigkeit getreten. Römer, Perser, byzantinische Griechen und Saracenen hatten unter den Mauern dieser Stadt sich begegnet und wiederholt um ihren Besitz gestritten, und die letzteren sich schon seit funfzig Jahren in ihr als Gebieter behauptet, als das erste Kreuzesheer erschien und sie verdrängte. Während der Kreuzzüge wurde Antiochia mit Recht als einer der wichtigsten Plätze von Syrien betrachtet. Der Besitz dieser stark befestigten, in einer fruchtbaren Gegend gelegenen Stadt, erleichterte den Fürsten und Baronen des östlichen Reichs der Franken die Behauptung von Jerusalem. Von dort aus vermochten sie zu gleicher Zeit die ihnen niemals wohlwollenden Griechen in Achtung zu erhalten, und die Macht der Seldschucken von Damascus zu bedrohen, mächtigen Feinden, die aber lange umsonst es

versuchten die Lateiner zu verdrängen. Den griechischen Kaisern war die feste Stellung der Kreuzfahrer in dem zum Fürstenthume erhobenen Antiochien auch darum verhaßt, weil sie ein Recht auf dasselbe zu haben glaubten, und zwar zu Folge eines zeitig geleisteten Versprechens der Anführer des ersten Kreuzzuges, alle den Türken wieder abgewonnenen Städte an das byzantinische Reich zurückgeben zu wollen. Daher war griechische List und Verrath fortwährend thätig um die Franken zu vertreiben, und mehrmahls versuchten die Comnenen das Glück der Waffen, wenn auch ohne erheblichen Erfolg. Nur die inneren Spaltungen unter den Fürsten, Folgen jener Eifersucht und Mißgunst, denen das Mißlingen der Kreuzzüge überhaupt zuzuschreiben ist, und ein gleichzeitiger Angriff der Türken in einer andern Gegend brachten es am Ende dahin, daß der Kaiser Johannes (1137) es wagen durfte, Antiochia förmlich zu belagern und zu einem Lehen seines Reiches zu machen. Noch manchesmal wechselten die Schicksale der Stadt, bis sie endlich das Loos der übrigen großen Orte und Vormauern von Constantinopel theilte, und in die Hände der Mohammedaner gerieth. Mit diesem Ereignisse begann der Verfall der einst blühenden und mächtigen, so wie durch Pflege der Wissenschaften ausgezeichneten Stadt. Seit dem späteren Mittelalter ist sie aus der Geschichte gleichsam verschwunden. Das Schicksal scheint dieses andenkenlose Vergessenwerden absichtlich vorbereitet zu haben, denn es bleibt immerdar merkwürdig, daß, während von ungleich älteren Orten eine große Menge von Resten unter den ungünstigsten Umständen sich erhalten haben, gerade Antiochien nur wenige Ruinen aus der classischen Zeit seines Glanzes aufzuweisen hat, sondern das Ansehen der Zerfallenheit trägt, welches eben so wohl einem jeden unberühmten Flecken der neuesten Zeit eigen sein könnte. Als einziges, aber großartiges Denkmal haben sich die wahrscheinlich vom macedonischen Könige Seleucus Nicator, dem Erbauer Antiochiens, errichteten Stadtmauern erhalten. Manches mögen die Römer und vielleicht selbst die Kreuzfahrer zu ihnen hinzugefügt haben, aber ihr Bau widerstand der Zeit so wohl, daß vor einhundert Jahren, zur Zeit des englischen Reisenden Pococke, in ihnen noch nirgend eine Oeffnung vorhanden war. Sie schließen die Stadt nicht allein gegen den Fluß und das Thal ab, sondern sie steigen in gerader Linie an dem steilsten Abhange des Berges hinauf. Ihre Höhe von wenigstens sechzig Fuß und ihre große Dicke machten sie fähig der alten Belagerungskunst einen erfolgreichen Widerstand zu leisten, und ihre Vertheidiger konnten auf ihnen bequem rings um die Stadt gehen, die den Rücken des Berges



ANTIOCHIA

Von der Westseite [illegible]

[illegible] Kunst Verlag



krönende Citadelle erreichen, und ohne Mühe und Gefahr über den Abgrund gelangen, der an einer Stelle, der Eisenpforte, die Linie unterbricht, aber dennoch von der durch große Bogen getragenen und von einem Absturz zum andern fortgeführten Mauer verschlossen wurde. In kurzen Entfernungen unterbrechen viereckige Thürme diese steinernen Wälle. Vierhundert derselben verstärkten einst die Befestigung, jeder mit Treppe, mehreren Hallen und tiefen, nun aber verschütteten Cisternen für die Besatzung versehen. Zeit und Erdbeben haben den größeren Theil derselben niedergeworfen. Am Ende des westlichen der zwei von den Befestigungen umfangenen Bergabhänge, liegen die Reste eines Forts mit seinen Thürmen, Gewölben und Cisternen. Eine der letzteren ist von kreisrunder Form, ohngefähr fünfundvierzig Schritte breit, allein mit Erde ganz angefüllt. Neben ihnen zeigen sich die Grundmauern von zwei runden Thürmen, in welchen vielleicht das Maschinenwerk angebracht war, um das Wasser auf diesen Punkt zu heben. Die Sage, daß die römischen Kaiser die Gewohnheit gehabt haben sollen, auf jenem, nur mühsam mit Wasser anzufüllenden Becken Lustfahrten zu machen, ist vielleicht eine Erfindung der späteren ihnen feindlichen Christen, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß der genußliebende und ausschweifende Lucius Verus, der in Antiochien vier Winter verlebte, und im Stande war ungeheure Summen für ein einziges Abendessen zu verschwenden, mit einem nach so kleinlichem Maaßstabe eingerichteten Vergnügen zu befriedigen gewesen wäre. Jedoch sind von der damaligen Pracht nur unbedeutende Zeichen auf unsere Zeit gekommen. Nach heftigem Regen werden jedoch hin und wieder die alten Fußböden aus Marmor sichtbar, oder einige Gemmen und geschnittene Steine gefunden.

Eben so wie der Anblick der heutigen Stadt durch nichts eine Erinnerung an den Glanz vergangener Jahrhunderte hervorzurufen vermag, so weist sich auch die Bildung und das häusliche Leben der Bewohner als jener Verfeinerung ganz unähnlich aus, die einst den römischen Heerführer Cassius mit Furcht vor Verführung seiner Truppen erfüllen konnte, und überall im römischen Reich berühmt war. Der von den Alten mit Wohlgefallen, zum Theil in glänzenden Farben geschilderte Hain von Daphne, den Seleucus anpflanzte, und den die Römer und Griechen mittels der eigenthümlichen Ideenverbindungen ihrer Mythologie gleichzeitig zum Ort des religiösen Cultus und sinnlicher Ausschweifungen erhoben, ist jetzt selbst seiner Lage nach zweifelhaft. In der Mitte eines dichten Geheges von Myrthen und Cypressen

befand sich einst ein dem Apollo und der Diana geweihter Tempel, und was nur irgend die Sinne reizen konnte, war dort so vereint, daß wer Enthaltsamkeit und Tugend hochachtete, die Versuchungen des Hains vermied. Daphne war für den üppigen Antiochener, was Bajae den Römern, aber dennoch sind alle Spuren der Gebäude verschwunden, die viele Jahre hindurch Schaaren von Fremden aus allen Theilen des Römerreiches anlockten. Die reine Moral des Christenthums begann auch dort sich zu verbreiten, und auf dem Schauplatze der durch Jahrhunderte verlängerten und unverhüllten Ausschweifung, erhob sich eine Kirche, die dem Babylas, einem unter des Decius Verfolgung gefallenen Bischoff Antiochiens geweiht war. Umsonst versuchte der Kaiser Julian auch hier den Dienst der alten Götter herzustellen. Eine nächtliche Feuersbrunst, nach der Aussage der Christen, durch den rächenden Blitzstrahl des Himmels entzündet: verzehrte den neuen Tempel des Apollo, und vertrieb auf immer einen Cultus, der sich selbst überlebt hatte. Das Christenthum schlug mächtige Wurzeln, und bald stand die Kirche von Antiochia in solcher Größe da, daß sie in der Geschichte des christlichen Glaubens eine wichtige Rolle zu spielen begann. Mehr als dreihundert Klöster waren ihm gewidmet, die schönsten Kirchen der Christenheit schmückten die Stadt, und der Name Theopolis war in gewissen Beziehungen ein gerechter. Allein die Zeit, und mehr als sie, die Alles umstürzende Eroberung der Türken, machten ihre Rechte geltend. Wie die Verehrung der Götter, so ging auch die an ihre Stelle getretene Religion wieder unter, und das verarmte und unbedeutende Antiochia unserer Zeit hat wohl Moscheen aufzuweisen, aber die wenigen Christen versammeln sich, eben so wie in der Zeit der Entstehung ihres Glaubens, in einer von der Stadt entlegenen Höhle, um nach griechischem Ritus ihren Gottesdienst zu feiern.

Von Antiochia bis zu dem sechs Stunden entfernten Meere erstreckt sich eine vom Orontes durchströmte ungemein fruchtbare Ebene. Sie ist wenig angebauet, da sowohl Menschen als Industrie dem ganzen Lande fehlen. Nur an den Bergseiten befinden sich mehr als gewöhnlich regelmäßige Pflanzungen von Feigen, Oelbäumen, Maulbeeren und Reben, die man mit dem Namen von Gärten belegt. Gerade aber in diesen Anlagen zeigt sich ein fast überall in der Türkei bemerkbarer, das Abendland und den Orient scharf trennender Unterschied. Die gläubig angenommenen oder mißverstandenen Schilderungen arabischer Schriftsteller von der Herrlichkeit östlicher Gärten haben schon manche Phantasie erhitzt. Sie haben veranlaßt, daß Einzelne fast an eine Ver-

wirklichung jener zauberhaften Haine der Armida glaubten, die Tasso den tapfern Gefährten des Gottfried von Bouillon so gefährlich werden läßt. Die Wirklichkeit zeigt nur in den wenigsten Fällen eine Annäherung an das schöne Bild der Phantasie. Zierlichkeit und Sorgfalt fehlen überall, und aromatische Gerüche verbreiten sich nur wenn Orangen oder Citronen blühen. Rosen und Veilchen, beide benutzt zu Verfertigung des Scherbets, werden allein in Beeten gezogen. Der gewöhnliche Türke ist mit diesen geringen Beweisen der Gartenkunst vollkommen zufrieden, wenn ihm nur Raum bleibt, seinen Teppich auf dem Boden auszubreiten, und neben einem rieselnden Bache gelagert, ohne vielen Gedanken Gehör zu geben, seinen Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Ob übrigens rings um diesen Platz Alles eine Wildniß sei, ist meistens sehr gleichgültig. Wird ja von dem Boden zwischen den Bäumen Gebrauch gemacht, so begnügt man sich ihn zum Kornbau zu verwenden. Ausnahmen von diesem nicht anziehenden Bilde machen höchstens die Gärten der Reichsten und Mächtigsten der Hauptstädte, die den Geschmack des Abendlandes kennen gelernt, und Franken in ihren Diensten haben. Aber auch ohne die Hilfe der Kunst bleibt die Umgegend von Antiochia immer noch ausgezeichnet schön, und besonders eröffnet sich von dem Bergrücken hinter der Stadt ein überraschender Fernblick auf das nach dem Meere zu stets weiter werdende Thal, und den wie eine regelmäßige Pyramide gestalteten Casius, den schönsten Berg des an Gebirgsscenen so reichen Syriens. Schon den Alten ist sein Anblick aufgefallen, obwohl sie viel weniger als die Menschen der neueren Zeit an ernsten und großartigen Naturscenen Gefallen fanden, sondern ihnen vielmehr das Angenehme und das den Sinnen Schmeichelnde vorzogen. Plinius theilt jene die classischen Schriftsteller auszeichnende Eigenthümlichkeit, bei Beschreibung von Wasserfällen, Strömen und Bergen Uebertreibungen sich zu Schulden kommen zu lassen, wenn er dem Casius eine geographische Meile senkrechter Höhe zuschreibt. Wenn auch in der Wahrheit nur siebentausend Fuß hoch, imponirt jener Berg eben so sehr durch seine Form als durch die Nacktheit seiner regelmäßig geformten Spitze, die über die niederen Gebirge sich kühn in die Lüfte erhebt. Von Antiochia nach Laodicea (Latikia) führt der Weg über die letzteren, und der Reisende fühlt ein lange entbehrtes Vergnügen, nachdem er den zwar viel großartigeren, aber den Reiz einer kräftigen Baumvegetation meistens entbehrenden Libanon kennen gelernt hat, wenn er sich ohne Anstrengung auf Abhänge versetzt sieht, die vom Gipfel bis zum Fuße mit Ilex, Myrthe

und Cistus bedeckt sind, während die offeneren Thäler eine bunte Menge subalpinischer Pflanzen schmückt. Einen anderen Reiz, eigentlicher das einzige Zeichen des Lebens bringt der Orontes in das Thal von Antiochia. An sich ein unbedeutender Fluß, und bei der letzteren Stadt eben nur vierzig Schritte breit, war er doch in alten Zeiten, als noch ein großer Handel an seinen Ufern statt fand, von vieler Wichtigkeit. Sein Lauf ist zu rasch und sein Bett zu flach, um das Hinaufsegeln größerer Fahrzeuge zu erlauben, und kaum bewegen sich auf ihm jetzt kleine Kähne, allein sein Reichthum an Fischen ist groß genug, um eine Zahl von Menschen zu nähren, die im Salzen und Verkauf ihrer Beute eine mäßige Erwerbsquelle finden. Einst mag Dieses sich anders verhalten haben, und wo jetzt Stille fast ununterbrochen herrscht, stiegen wohl schwerbeladene Fahrzeuge, von Menschen gezogen, den Strom hinauf. Der Handel hatte ehedem in Antiochia einen seiner wichtigsten Sitze, und ein großer Theil von Mesopotamien und Persien erhielt von daher die Erzeugnisse des Abendlandes. Der Erbauer von Antiochia, Seleucus Nicator, legte an der Mündung des Orontes einen künstlichen Hafen an, und umgab diesen mit einer wohlbefestigten Stadt, die er nach seinem Namen nannte. Von ihr selbst ist zwar fast jede Spur verschwunden, aber noch sind Reste der Hafendämme sichtbar. Ganz sind auch diese der Zerstörung nicht entgangen, obgleich die Größe der angewendeten Steine, von welchen einige sechshundert Cubikfuß messen, und die Befestigung mit eisernen Klammern eine unbedingte Dauer versprachen. Hier schiffte einst der Apostel Paulus sich ein, als er zum erstenmale das Land seiner Geburt verließ. Jetzt ist der Hafen versandet, jedoch den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen Suaidie (Suadeah) bekannt. Auf der Stelle der alten Seleucia ist nicht einmal ein armseliges Dorf entstanden. Nur Grabgewölbe, die in einer Felsenwand ausgehauen eine fast stundenlange Reihe bilden, ein mit großer Mühe durch das Gestein gearbeiteter Canal, der wahrscheinlich die Verbindung mit dem Hafen herstellte, und einige mit Gebüsch überwachsene, unkenntliche Ruinen deuten allein die Lage einer in der Vorzeit höchst bedeutenden Handelsstadt an.

Nie wird jedoch dieser Hafen wiederum in Aufnahme kommen, denn mit der Zeit haben sich die Sitze der Bevölkerung, die Bedürfnisse derselben und alle Verbindungen geändert, die letzteren wohl meistens verbessert. Auf keinen Fall ist es überhaupt gerecht, Dem, was dem Alterthum genügen konnte, vor den Leistungen unserer Jahr=

hunderte den Vorzug einräumen zu wollen, und es zu überschätzen. Ohne Zweifel war einst Antiochia ein Stapelort für den Handel Europa's mit dem Orient, denn wenn auch der civilisirte Zustand von Syrien mit einer einzigen Karavanenstraße sich nicht vertrug, vielmehr jeder Einzelne seinen Weg nach Belieben wählen konnte, so vereinigten sich doch wohl diese Straßen bei Palmyra, einer wahrscheinlich nur des Handels wegen in der Wüste erbaueten Stadt, und liefen von da theils nach dem Euphrat und dem persischen Meerbusen, theils über Babylon nach Indien. Vielleicht war Antiochia noch in späteren Zeiten ein wichtiger Zwischenplatz für den Handel zwischen den Küstenländern des mittelländischen Meeres, Armenien und den kaukasischen Provinzen. Ein Blick aber auf eben diese Gegenden und ihren heutigen Vertrieb, auf die Verbindung weit entfernter Länder durch kaufmännische Unternehmungen, beweist wie sehr unsere Zeit in diesen Beziehungen über das Alterthum hervorrage. Nehmen wir als Beispiel die von Rußland jenseits des Kaukasus eroberte Landstrecke. Sie mißt fünfmalhunderttausend Quadratwerste, und liegt unter einem so ungemein günstigen Himmel, daß der Vermehrung der Industrie einer an sich sehr arbeitsamen Bevölkerung bisher nur die schlechte Regierung der Perser oder kleiner eingeborner Fürsten entgegengestanden hat. Mit vielem Rechte haben in neuesten Zeiten manche Reisende auf die unschätzbaren Vortheile der Lage zwischen dem caspischen und schwarzen Meere aufmerksam gemacht. Das erstere eröffnet durch Umgehung des unsichern Kaukasus und eines beschwerlichen Gebirgstransportes den innersten Provinzen Rußlands einen wohlfeilen Weg, um sich über Astrachan mit allen Erzeugnissen der transkaukasischen Provinzen, Persiens und Indiens zu versehen; das andere erleichtert die Verbindung mit der Türkei und dem ganzen Süden Europa's. In jenen Richtungen werden die bedeutendsten Versendungen von Waaren mit großer Schnelligkeit und Wohlfeilheit durch zahlreiche und sehr bemittelte Handelshäuser täglich vorgenommen. Der Karavanenbetrieb, die Handelsform in rohen und schlecht bevölkerten Ländern, hat dort schon seit geraumer Zeit den gewöhnlichen europäischen Transportweisen weichen müssen. Producte von besonderer Güte werden aus jenen Gegenden ausgeführt, und Tausend den Griechen und Römern kaum erreichbare Gegenstände gehören nun zu denen des täglichen Verkaufs. In den Niederlagen von Odessa und Astrachan häufen sich die Erzeugnisse des südlichen Asiens, die der Perser oder Armenier herbeiführte, neben denen des Nordens von Rußland an, welche dem Bewohner der unproductiven Türkei unentbehrlich geworden sind; die Manu-

facturwaaren und Luxusartikel der tropischen Gegenden neben den europäischen Getraidesorten, dem Mais und Reis, die in den fruchtbaren Küstenstrichen Kleinasiens schon mehrmals der Hungersnoth vorbeugten; die rohen Stoffe für Verarbeitung bestimmt, und die aus denselben in Europa, je nach der Mode des Landes ihrer Bestimmung, gearbeiteten Zeuche. Baumwolle und Weine der Levante werden dort gegen Bauholz, das nicht selten näher der Ostsee als dem schwarzen Meere wuchs, gegen Hanf, ölgebende Saamen und Farbestoffe umgetauscht. Gewürze und Arzneimittel der heißen Gegenden, Pferde der edelsten Raçen, Seidenziegen zur Verbesserung der russischen Zucht wandern dem Norden zu, der mit seinen massenreichen, aber unentbehrlichen Producten die Rechnung ausgleicht. Nicht zufrieden mit einem so thätigen Vertrieb sucht die russische Regierung die wichtigsten Gegenstände desselben zu Erzeugnissen des eigenen Landes zu machen. Unterrichtet durch die Missionaire, daß eine lange und seidenartig feine Sorte von Baumwolle in China bis zum einundvierzigsten Breitegrade cultivirt werde, in Gegenden, wo während des Winters regelmäßig die Flüsse gefrieren, hat jene mit Recht geschlossen, daß dieselbe Pflanze jenseits des Kaukasus, in Provinzen zwischen dem neununddreißigsten und dreiundvierzigsten Grade, wo hohes Gebirg die nordische Kälte abhält, und zumal in den Thälern der Winter unbekannt ist, leicht gedeihen müsse. Schon hat sich diese Cultur im transkaukasischen Rußland so verbreitet, daß das Reich in wenigen Jahren von dort aus mit dem rohen Material oder seinen Fabrikaten versorgt werden wird, und die sechsundvierzig Millionen Franken, welche bisher für diese alljährlich in das Ausland gingen, auf eine unbedeutende Summe herabgeschmolzen sein werden. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo Rußland die wenigen, noch den Persern unterthanen Meilen an der Südküste des caspischen Meeres sich unterwerfen und Gelegenheit erhalten wird, eine Handelsstraße zwischen den zwei Meeren zu eröffnen. Die Verbindung des Orients mit Europa wird dadurch auf dem Landwege hergestellt werden, aber in einer Art und Richtung, die wesentlich von jenen, vor Entdeckung der Südspitze Afrika's befolgten abweichen, an Bedeutung der Geschäfte sie unendlich übertreffen wird. Schon jetzt haben die Weine des Kaukasus und von Baku am caspischen Meere in vielen Städten des nördlichen Rußlandes die ehedem allein gebrauchten französischen Weine verdrängt, indem sie in Folge einer sorgfältigen Cultur der Rebe und Behandlung der Trauben den letzteren gleichgestellt werden dürfen. Sie mögen in wenig Jahren auf

den Märkten von England und den Nordseeküsten erscheinen. So auch der Safran, der in Derbend und Baku in größter Menge gewonnen wird, von welchem ein einziger, im Kaukasus angesiedelter Franzos jährlich dreißigtausend Pud fabricirte; die Seide, deren Verarbeitung die Russen durch Leute, die in Piemont Unterricht nahmen, vollkommen erlernten, und in Moskau so vortrefflich als in Lyon zu weben wissen, und die mit zunehmenden Erfolge angepflanzte Baumwolle. Viele dieser rohen, durch ausgebreitete Verbindung der Kaufleute aus dem Innern von Asien bezogenen Producte werden verarbeitet ihren Weg nach dem Lande ihres Ursprunges zurückfinden, sich in Mingrelien, in Abchasien, dem Innern Kleinasiens, vielleicht selbst in den schwer zugänglichen Hochländern, welche das britische Indien von Nordasien trennen, verbreiten, andere zum Verdrusse südeuropäischer Fabrikanten, die mit solcher Concurrenz mühsam Schritt zu halten sich bemühen müssen, in den civilisirtesten Theilen Europa's Eingang suchen.

Allein unter den Wegen, die der Handel unserer Zeiten sich eröffnet hat und mit großartigem Leben erfüllt, sind die erwähnten noch nicht die längsten. Die Handelsstraße zwischen dem westlichen Rußland und seinen äußersten Niederlassungen an der chinesischen Gränze, die Schnelligkeit, Ordnung, Sicherheit und Größe der auf ihr betriebenen Geschäfte, an welchen noch vor wenig Jahren Deutschland, wenn auch indirect, Theil nehmen konnte, stehen im Alterthume ohne etwas Aehnliches da. Der reiche Kaufmann von Moskau unterhält unmittelbare Verbindung mit dem weit entlegenen Kjachta und auf der andern Seite mit den größeren Städten von Polen. Dieser Handel gleicht nicht den ungewissen Speculationen der durch das Innere von Afrika, wenn auch nach weit entfernten Orten ziehenden Karavanen. Civilisation und Bedürfniß der zwischen den Stapelplätzen liegenden Gegenden hat ihm eine feste, von der westeuropäischen nur wenig abweichende Form gegeben, und ihn in tausend kleinere Seitencanäle geleitet. Auf den Märkten von Tobolsk überrascht den Fremden nichts so sehr als das Gemisch europäischer und chinesischer Waaren. Sie liegen bunt durch einander, und werden, wenn sie Gegenstände des täglichen Verbrauchs sind, nicht selten von beiden Enden der alten Welt zugleich eingeführt. Ehe Rußland sich so weit in Hinsicht seiner inneren Industrie vorgeschritten fühlte, daß es die Einfuhr des übrigen Europa durch Gesetze verhindern oder doch erschweren durfte, begegneten sich in Sibirien nicht selten englische und chinesische Baumwollenwaaren, Seidenstoffe aus Lyon und Canton. Jetzt hat nun zwar die

Theilnahme des Auslandes an diesem Handel aufgehört, da weite Strecken der russischen Provinzen sich mit Manufacturen bedeckt haben, allein die Lebhaftigkeit jener Geschäfte hat vielmehr zugenommen. Bei dem sichtbaren Streben der russischen Regierung, die außerordentlichen Kräfte des weitschichtigen Reiches zu concentriren und vor Allem ein Handelsübergewicht zu erringen, werden ohne Zweifel Schritte geschehen, um dem gewöhnlichen sibirischen Kaufmann eine bessere Kenntniß der Bedürfnisse des westlichen Europa zu geben, denn nur der Mangel einer solchen trägt die Schuld, daß der Vertrieb auf der längsten Handelsstraße des alten Continents nicht eine noch höhere Wichtigkeit erlangt hat. Schon ist der Wunsch in den unterrichteten Kreisen Rußlands laut geworden, daß die Engländer ihr ostindisches Reich nach Norden vergrößern und sich in Besitz von Kabul versetzen möchten, indem auf diese Weise der Industrie zweier, in Hinsicht aller Producte verschiedener und sehr weitschichtiger Länder neue Wege eröffnet, und die Berührung von civilisirten Völkern gestattet würde. Wir würden dann ein anderes Beispiel von vielumfassendem Handel zu Lande haben, und zwar durch Gegenden, die dem Alterthum kaum bekannt waren, und durch Entfernungen, die ihm fabelhaft vorgekommen sein müßten. So unterwirft die Civilisation sich gradweise den Erdkreis, und gegen die Schnelligkeit ihrer Schritte in neueren Zeiten tritt das langsame, aber gleiche Absichten verfolgende Vordringen der Römer und Griechen in den Hintergrund. Die unsichern Expeditionen derselben nach Indien erlauben keinen Vergleich mit der Thätigkeit und dem sichtbaren Erfolge des Handels unter den heutigen Völkern des Nordens. Es bleibt dieses wahr, auch wenn man alle Berücksichtigung des unübersehbaren Netzes der Verbindungen ausschließt, welches eine weitgediehene Schifffahrtskunst und geographische Kenntniß jetzt um den ganzen Erdball gezogen und dabei bewirkt hat, daß der Engländer Ceylon, die in tausend Fabeln eingehüllte Taprobane, den letzten Endpunkt des römischen Weltkreises, mit größerer Leichtigkeit erreicht, als die Zeitgenossen des Tacitus die Küsten der Nordsee, und die Unterthanen des Seleucus Nicator die Säulen des Hercules.

Natal.

Die überraschende Zunahme von Nachrichten über weitentfernte und theilweis schwer zugängliche Gegenden, welche in unsern Zeiten der Geographie ein sehr verändertes Ansehen gegeben hat, läßt sich in vielen Fällen auf das Gedeihen von Versuchen der Colonisation zurückführen. Dabei ist jedoch zugleich in Anschlag zu bringen, daß unter den Auswanderern selbst nicht selten Individuen aus den höheren Klassen sich befinden, die ehedem Europa entweder nicht verließen, oder mindestens bei ihrer Verpflanzung keine Ansiedelung beabsichtigten, und die durch ihren höheren Bildungsgrad zur Berichterstattung befähigt sind. Dieses Vordringen der europäischen Civilisation in lang verschlossene Wildnisse wird gegenwärtig durch die umgewandelte Politik der meisten Colonialregierungen merkwürdig befördert. Man erleichtert nicht allein den Zutritt, sondern man unterstützt die Einwanderung, und zwar wünscht man nicht ausschließlich eine Vermehrung der materiell productiven Kraft durch Herbeiziehung von Ackerbauern zu erzielen, sondern man bietet wohl auch dem Ankömmling die Hand, der Höheres und Geistiges beabsichtigt. Daß man die gegebenen Versprechen nicht immer erfüllt, ist leider zu wahr, jedoch gehört dieses nicht hierher. Immerdar bezeichnet es aber die fortgeschrittene Humanität und das Streben nach Verbesserung und Zunahme, daß man Tausende von Ausländern in Reichen jetzt duldet und sogar aufmuntert, wo sonst einen jeden ohne besondere Erlaubniß Landenden das Gefängniß aufgenommen haben würde, und wo selbst der Schiffbrüchige zwar unterstützt, aber doch so lange bewacht wurde, bis man Gelegenheit fand ihn fortzusenden. In den Colonien der Spanier galt bekanntlich einst diese Politik, und ähnliche Grundsätze fanden, wenn auch auf minder grelle Weise, in den Niederlassungen der Holländer ihre Anwendung. Wie seit dem Verfall der ersteren die südamerikanischen Provinzen fast in allen Beziehungen sich gehoben haben, ist zu offenkundige Thatsache, um hier der Erörterung zu bedürfen. In den letztverflossenen fünf-

undzwanzig Jahren hat in Folge des freien Zutritts der Fremden die Kenntniß der neuen Welt mehr Bereicherung empfangen, als in den verflossenen zwei Jahrhunderten. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Maaße, von dem südlichen Afrika, wo die Colonie des Caps der guten Hoffnung unter einem herrlichen Himmel und im Bereich aller Vortheile, welche geographische Lage und natürlicher Reichthum verleihen können, lange Jahre bestand, ohne rasche oder bemerkliche Zunahme. Obgleich sie minder hermetisch verschlossen war als die Niederlassungen der Spanier, so hatte die Ansiedelung in ihr dennoch mancherlei Schwierigkeiten für den Fremden. Seit England von ihr Besitz genommen, sind andere Ansichten befolgt worden. Die nach dem Frieden von 1815 in Europa eingetretenen Umstände haben die Auswanderung befördert und die Bevölkerung mancher Colonie, besonders aber der in Rede stehenden bedeutend vermehrt. Bei diesen Gelegenheiten hat sich die große Geschicklichkeit der Engländer in Begründung neuer Niederlassungen wiederholt im glänzendsten Lichte gezeigt. Es hielt jedoch schwer, innerhalb der alten Gränzen für die Ankömmlinge genügenden Raum zu finden. Die fruchtbaren Districte waren schon seit alten Zeiten in den Händen holländischer Bauern, und die großen Strecken von unergiebigen Ländereien, die theils an der Küste, theils weiter nach Norden zwischen jenen Niederlassungen sich ausbreiten, eigneten sich nicht zur Vertheilung. Die Auswanderer beabsichtigten zwar eben auch den Landbau, allein ihre ganze Erziehung und bisherigen Erfahrungen befähigten sie nicht, an den äußersten nördlichen Gränzen, oder gar in der Mitte wilder Völker sich niederzulassen, wie der eingeborne Bauer es zu thun pflegte. Es war zu ihrem Gedeihen unumgänglich nöthig, sie in gedrängteren Gesellschaften, und zwar in Gegenden anzusiedeln, wo sie zur Entwickelung ihrer Industrie auf gewohntem Wege ein freies Feld fänden, wo die Oertlichkeit die ihnen unentbehrliche Verbindung mit der civilisirten Welt erlaubte, und den Früchten ihres Fleißes einen leichten Ausweg darbot.

Diesen mannichfaltigen Anforderungen entsprechen allein die von der Capstadt nach Osten, und zwar an der äußersten Gränze gelegenen Districte, die seitdem unter den Namen von Somerset und Albany zu Bezirken der Colonie geworden sind. Reich an dichtbewaldeten Bergen und sehr fruchtbaren Thälern, ausgezeichnet durch den Wechsel von grasigen Triften und fettem Ackerland, schienen sie Aller Wünschen zu genügen. Sie gestatten die Erbauung von europäischen Feldfrüchten und die Viehzucht, und liegen nahe genug an der Küste, oder doch an

Flüssen, die mit Kähnen zu befahren sind. Ein wichtiger Uebelstand war jedoch für jene Niederlassungen die Nähe des freien, und eben so tapfern als räuberischen Kaffervolkes. Die Holländer waren bis dahin häufig vorgedrungen und schon mancher ihrer Bauern hatte dort versucht sich anzubauen, aber die Gesinnungen der auf diese Weise in Berührung gebrachten Nachbarn waren weit davon entfernt, freundliche zu sein. Die Weißen an jenen Gränzen theilten viele der Ansichten und Gewohnheiten ihrer wilden Nachbarn, obgleich ihnen manche gute Eigenschaft nicht abzusprechen war. Namentlich vergalten sie den Kaffern nicht nur Gleiches mit Gleichem, sondern sie gaben, von der Ueberlegenheit ihrer Waffen unterstützt, das erlittene Unrecht gewöhnlich im vermehrten Maaße zurück. Es entwickelte sich auf solche Weise ein Zustand von gegenseitiger Befehdung, der endlich in einen Vertilgungskrieg ausarten mußte, wenn die englische Regierung nach Besitznahme der Colonie nicht versucht hätte, die Ruhe herzustellen. Indessen gelang dieses nur auf unvollkommene Weise; Mordthaten und Beraubungen der Weißen an der Gränze kamen ungeachtet gegenseitiger Verträge immer noch vor, und bei dem ungeregelten Zustande jenes Districtes und dem wohlbekannten Charakter der Colonisten, war es nicht immer leicht zu entscheiden, ob diese oder die Kaffern die erneueten Unruhen verursacht hatten. Mit der Zunahme der Auswanderer, die man nach den östlichen Gränzen schickte, wo Land unter sie vertheilt wurde, trat die Nothwendigkeit, etwas Ernstes zu ihrer Sicherung zu unternehmen, gebieterisch hervor. Man glaubte durch gänzliche Absonderung diese Absicht zu erreichen, behielt die alte Politik der Holländer bei, und verbot, eine Zeit lang sogar bei Todesstrafe, allen Handel mit den Kaffern. Zur besseren Aufrechterhaltung dieser Maaßregel wurde ein Landstreifen zwischen der Kaffergränze und den Niederlassungen unter dem Namen eines neutralen abgeschieden, und mit einer Reihe von kleinen Militairposten eingefaßt, nachdem man die Wilden aus ihm herausgewiesen, zum Theil mit Gewalt vertrieben hatte. Diese sahen ein solches Verfahren als Feindseligkeit an, und wurden durch Entbehrung des Handels, an welchen sie sich gewöhnt hatten, verleitet, neue Einfälle zu wagen. Ueber Eigenthumsrecht hat der Kaffer nur schwankende Begriffe, und theilt besonders über Zueignung fremder Heerden ganz die Ansichten aller roher und daher meistens räuberischer Nomadenvölker. Es kam zu kleinen Gefechten zwischen ihnen und den Beraubten, und endlich im Jahre 1819 zu einem Kriege, in dessen Verlauf die Weißen siegreich bis zum Keiflusse (Büffelflusse) vordrangen

und ihren Feinden die empfindlichsten Verluste beibrachten. Ein Friede wurde zwar geschlossen, aber dadurch noch keine volle Sicherheit gegen künftige Störungen erlangt. Man ging noch weiter, gab 1823 das alte System der Absperrung auf, und öffnete 1830 zur großen Freude der Kaffern am Gränzflusse Keiskama und unter dem Schutze der Forts Märkte, wo bald ein lebhafter Tauschhandel statt fand. Inzwischen hatten auf dem neutralen Landstriche, ganz gegen die Absicht der Regierung, sich nach und nach Colonisten und Kaffern wiederum angesiedelt und waren bald in erneuete Mißverhältnisse gerathen. Die Ureinwohner konnten den Verlust eines bedeutenden Landstrichs, den sie abzutreten gezwungen worden, nicht verschmerzen, und wurden außerdem von einer andern Seite her möglichst aufgereizt. Nach dem Berichte des britischen Offiziers Edward Alexander, welcher an den späteren Ereignissen thätigen Antheil nahm und ein richtiges Urtheil zu besitzen scheint, hatte sich am Cap eine Partei zu Gunsten der Ureinwohner gebildet. Irregeleitet durch falsche Humanität nahm diese die Kaffern gegen die Weißen unbedingt in Schutz, und bekümmerte sich nicht um den Schaden, der durch solches Verfahren der Colonie selbst zugefügt werden mußte. Die Missionaire erklärten sich gleichfalls zu Gunsten der Ureinwohner, und so entwickelte sich fast dasselbe Verhältniß wie einst in Südamerika, wo die bürgerliche Regierung und die Colonisten sich selten auf lange Zeit mit den Mönchen vertrugen, und die Anklagen ruchloser Bedrückung und Ungerechtigkeit gegen die Wilden durch den Vorwurf erwiedert wurden, daß die Kirche nach ungebührlichen Einfluß strebe, ein eigenes Reich begründen wolle. Jene Partei machte die Kaffern auf ihre angeblichen Rechte aufmerksam, und stellte die Gränzbauern wenig besser als eine Art von Ungeheuern dar. Die Regierung machte sich mancher verkehrter Maaßregeln und gefährlichen Schwankens schuldig zwischen übertriebener Strenge und unzeitiger Humanität. Bald schickte sie starke Expeditionen tief in das Kafferland, um die Beraubungen der Colonisten reichlich zu vergelten, bald verbot sie den letzteren bei Lebensstrafe auf die Räuber zu schießen. Diese wilden Nachbarn nahmen aber Menschlichkeit für Schwäche, Nachsicht für Feigheit, und brachen endlich im Jahre 1834 in die Gränzprovinzen ein. Die Wehrlosigkeit derselben war so groß, der Angriff so plötzlich und die Zahl der Feinde so groß, daß diese ungehindert vordrangen, bald einen großen Landstrich von Grund aus verwüsteten, und selbst die alten und der Capstadt nahen Niederlassungen mit Besorgniß für ihre Sicherheit erfüllten.

Sind schon, wenn civilisirte Völker Krieg führen, die Folgen höchst traurig für den Landmann, so ist das Loos einer Bevölkerung unbeschreiblich furchtbar, die über einen großen Flächenraum dünn angesiedelt und nur mit den friedlichen Arbeiten des Feldbaues beschäftigt, von einem Strome entmenschter Wilden überfallen wird. In kurzer Zeit befanden sich an jener Gränze siebentausend Menschen durch Plünderung des Feindes in solchen Zustand versetzt, daß sie ihren Unterhalt von der Regierung erhalten mußten. Die äußersten Gränzbezirke waren erst seit funfzehn Jahren von den Ansiedlern in Besitz genommen, und zu manchem kleinen Vermögen seitdem der Grund gelegt worden, als jener unvermuthete Angriff die sauer erworbenen Früchte so langer und geduldiger Anstrengung mit einem Male vernichtete. Bathurst, ein herrlich gelegenes, blühendes Dorf, wurde wie alle einzelne Meierhöfe verlassen; die großen Heerden von Merinoschafen blieben ohne Aufsicht, verliefen sich oder wurden den Raubthieren zur Beute. Man rechnete, daß die Räuber in weniger als vier Tagen gegen zehntausend Rinder nach ihrem Lande abgeführt hatten. Die größten Anstrengungen der waffenfähigen und berittenen Mannschaft genügten nicht, um den weitverstreueten Niederlassungen Sicherheit zu verschaffen. Die Kaffern fanden in den Wäldern und Bergen der Gränzprovinz die beste Gelegenheit sich festzusetzen und den Krieg nach ihrer Art durch eben so unerwartete als blutige Ueberfälle zu führen. Die Besatzungen der Forts waren viel zu schwach, um weit über ihre Bezirke hinaus wirken zu können, und einige kamen so sehr in die Gefahr, vollkommen abgeschnitten und von einer überlegenen Macht angegriffen zu werden, daß sie ihre Posten verließen und mit andern mehr rückwärts liegenden sich vereinigten. Die ganze Bevölkerung zog sich nach Grahamstown, dem blühenden Hauptorte der Provinz zurück, der täglich von einem übermächtigen Angriffe und der Zerstörung bedroht wurde. Es verfloß längere Zeit, ehe in den westlichen Districten der Capcolonie eine hinreichende Menge von Milizen und Linientruppen sich versammelt hatte, und den Feldzug beginnen konnte. Tüchtige Leitung durch erfahrene und mit solchen Kriegen vertrauete Offiziere, persönliche Tapferkeit und Artillerie verschaffte den Weißen endlich den Sieg. Die Kaffern baten, nach ungemeinem Verlust von Menschen und zahlreicheren Heerden als sie je geraubt hatten, um Frieden. Sie erhielten denselben zwar, aber auf Bedingungen, die in Europa anders angesehen worden sind als in Africa. Die ganze Begebenheit bewies, wie nöthig es sei, irgend etwas Größeres vorzunehmen, um jene wilden Völker zu unschädlichen

Nachbarn zu machen. Sie auf dieselbe Weise nach einer entfernten Gegend zu verpflanzen, wie man ziemlich zur gleichen Zeit die Ureinwohner von Vandiemensland nach einer Insel der Baſſ'ſtraße verſetzt hatte, verbot ihre große Zahl. Von den Bemühungen der Miſſionaire konnte man im beſten Falle nur langſame Früchte erwarten, was auch von den eifrigſten Freunden der ſogenannten Kafferpartei zugegeben wurde. Es blieb daher den Siegern nur ein Mittel übrig, um der bedrohten Colonie Sicherheit zu verſchaffen, die Verlegung der Gränze nach einem minder angreifbaren, oder doch leicht zu vertheidigenden Landſtriche. Indeſſen ging Dieſes nicht an ohne Beſitznahme eines Theiles des Kafferlandes. Im Friedenſchluſſe traten die Kaffern ihr Recht auf den Diſtrict zwiſchen dem Keiskama und Keifluſſe ab, und erkannten den letzteren als ihre künftige Gränze. Nicht allein erhielt die Capcolonie durch dieſe Ceſſion eine ſchöne und ſehr günſtig gelegene Provinz, die man Adelaide taufte, ſondern ſie entfernte auch die Kaffern von dem bisherigen Schauplatze ihrer Kriege, der mehr oder weniger einer natürlichen Feſtung glich. In der Nähe der ehemaligen Gränze iſt das Land ungemein bergig, eignet ſich nicht zur Anlegung von Meierhöfen, und wird daher unter allen Umſtänden wild und ſparſam bewohnt bleiben müſſen. Ein düſterer, unheimlicher Charakter ſpricht ſich überall aus, und mahnt an Waldkriege und Morde der Wilden. Ernſt, aber einförmig iſt der Ausdruck der Landſchaft, denn keine kühne und luftige Felſenſpitze tritt über die lang gedehnten Bergrücken hinaus. Die faſt unüberwindliche Steilheit der Pfade, und die Schroffheit der Wände ungemein tiefer Schluchten erinnert allein den Reiſenden, daß er ein Gebirg von bedeutender Höhe überſchreite. Die Vegetation übt ein unbeſchränktes Beſitzthum aus, und erſchwert jeden Schritt. Der grüne Mantel alter Forſte iſt ſo dicht, daß man umſonſt nach Gegenſtänden ſich umſieht, die zur Orientirung dienen könnten, oder den Maaßſtab abgäben, um die Höhe der nahen Felſenwände, die Tiefe der Schluchten abzuſchätzen. Tauſende von rachſüchtigen Wilden mögen in einer ſolchen Gegend ſich unbemerkt verſammeln, ſich wie ein unaufhaltſamer Strom über die friedlichen Niederlaſſungen der Landleute ergießen, oder der Tapferkeit und Uebung europäiſcher Soldaten einen langen und erfolgreichen Widerſtand leiſten. Man glaubt ſogar, daß ſie unbeſiegbar werden würden, wenn der Gebrauch des Feuergewehrs ſich noch mehr unter ihnen verbreitete als ſchon geſchehen iſt. Das Land am Keifluſſe hingegen iſt nur hüglich und dehnt ſich ſtellenweis zu ziemlich ebenen graſigen Auen aus, wo diſciplinirte Truppen

das Uebergewicht besitzen, und ohne Mühe und Gefahr, selbst wenn sie nicht besonders zahlreich sind, eine wirksame Aufsicht führen können.

Ungeachtet so viele Umstände sich vereinten, um das Resultat des letzten Kampfes vortheilhaft erscheinen zu lassen, so mißbilligte die britische Regierung oder vielmehr der Minister der Colonien, Lord Glenelg, dennoch die Bedingungen des Friedenschlusses. Er erklärte sich gegen die Besitznahme der Provinz Adelaide, indem er den ganzen Krieg als Frucht der Bedrückung und Ungerechtigkeit ansah, welche die Weißen seit langen Jahren gegen die Kaffern geübt hätten, und die Wegnahme des Landstriches nicht aus dem Gebote der Nothwendigkeit, sondern aus der Eroberungssucht der Colonisten ableitete, obschon erfahrene Militairs sich häufig und stark über die Unhaltbarkeit der ehemaligen Gränze ausgesprochen hatten. Die Provinz Adelaide mußte an die Kaffern zurückgegeben werden, und mit Ausnahme geringer Veränderungen kamen die Sachen auf denselben Standpunkt zurück wie vor dem Kriege. Die Sicherheit der Gränzprovinz beruht allein auf einem militairischen Cordon, muß aber sogleich gefährdet sein, sobald gebietende Umstände die Verminderung desselben veranlassen. Es entstehen auf diese Art theils größere Kosten der Bewachung, theils Unannehmlichkeiten für den zu häufigen Milizdiensten gezwungenen Landmann. Ruhe und Sicherheit des Eigenthums sind unumgängliche Bedingnisse des Gedeihens junger Niederlassungen. Unter beständiger Spannung oder Neckereien von listigen Wilden, verläßt am Ende der Muth auch den entschlossensten Colonisten, selbst wenn er jenen Idealen entspräche, die man, seit die westlichen Wildnisse Nordamerika's zu Schauplätzen romantischer Dichtungen geworden sind, der Lesewelt häufig vorgeführt hat. Das Leben eines Ackerbauers verträgt sich nicht mit der halbkriegerischen Stellung, welche die Nähe eines allezeit schlagfertigen Feindes erheischt. Nur ein Jägervolk mag sich in solcher Lage gefallen und allenfalls in ihr gedeihen. Jene ersten Ansiedler von Kentucky, die vor achtzig Jahren fortwährend mit den Indiern kämpfen, und durch manche Anekdote noch jetzt im Andenken ihrer gesitteten und betriebsamen Nachfolger leben, waren wenig besser als ihre Feinde, und der Jagd mehr ergeben als dem Ackerbau. In den östlichen Gränzprovinzen des Caps hat sich hingegen eine große Zahl unkriegerischer europäischer Auswanderer niedergelassen, die nur durch Cultur des Bodens ihr Glück zu begründen streben, und also wohl berechtigt sind Schutz zu verlangen. Daß dieser ihnen im unvollkommenen Maaße geworden ist, oder ihre Mitwirkung und Vernachlässigung ihrer Hauptzwecke

erheischt, hat unter ihnen große Unzufriedenheit erregt. Man beschuldigt die Regierung den Ansichten der Missionaire ausschließlich gefolgt zu sein, und ist hin und wieder so weit gegangen, auf die Classe der letzteren Haß zu werfen. Jedenfalls ist es schwer beiden Parteien zu genügen, obwohl man zugeben muß, daß der mit dem Charakter uncivilisirter Völker nicht vertrauete Europäer eben diese leicht in unverdient schönem Lichte sieht, sie für roh, aber der schnellen Verbesserung fähig hält. Nur zu oft weisen diese, aus übrigens sehr achtbarer Quelle geflossenen Ansichten als irrig sich aus, nachdem sie Schritte veranlaßten, die nicht ohne Nachtheil zurückzuthun sind.

Die Verdienste der Missionaire um die Civilisation der wilden Horden Südafrica's und folglich um die Sicherstellung der europäischen Pflanzorte kann übrigens niemand verkennen, allein sie sollten nicht zur Parteisache erhoben oder überschätzt werden. Jene Männer haben sich bis in sehr entlegene Gegenden verbreitet, und es verstanden, sich die Achtung, bisweilen sogar die Zuneigung der Wilden zu erwerben. Während des letzten Krieges, der so heimlich vorbereitet war und so plötzlich ausbrach, daß nur wenige Weiße Gelegenheit hatten, aus dem Kafferlande zu entkommen, wurde den Missionairen Schutz von den Häuptlingen versprochen, und meistens auch gewährt, jedoch mit der Erklärung, daß jeder andere Europäer unfehlbar ermordet werden würde. Ungeachtet dieser Drohung gelang es den Missionairen gegen Einhundert von den damals im Lande herumziehenden Handelsleuten dem Tode durch ihr Vorwort zu entreißen. Im Ganzen fielen nur wenige der letzteren unter den Händen ihrer Feinde, und von diesen die Mehrzahl durch Unvorsichtigkeit und Nichtachtung fremden Rathes, Züge, die sich bisweilen plötzlich an sonst klugen Menschen äußern, diese in das Verderben reißen, und fast den Glauben an eine unvermeidliche Vorherbestimmung erwecken könnten. Gewiß muß der Einfluß ein begründeter und großer gewesen sein, der selbst noch in Zeiten der allgemeinsten Aufregung und entfesselter Leidenschaften sich geltend machen konnte. Manche Horden nahmen keinen Theil an dem Kriege, indem sie weit genug in Civilisation und Begriffen vorgerückt waren, um den zukünftigen Nachtheil und das gegenwärtige Unrecht eines Angriffes auf die Weißen einzusehen. Die Einwirkung christlicher Grundsätze auf das Gemüth des Wilden ist gewöhnlich nur eine langsame, und im ersten Anfange nicht so tief und allgemein, daß man alles Mißtrauen gegen jenen ablegen dürfte. Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen die Maaßregeln Lord Glenelgs als sehr einseitig, wie groß auch die

Fortschritte der Missionen sonst sein mögen. Der Werth eines moralischen Zustandes wird vom Wilden nicht so schnell begriffen, als die Vortheile, welche ihm durch Einführung neuer Handwerke und durch Handel mit dem Weißen werden, Dinge, die er zunächst dem Missionssysteme verdankt, und die auch unter den rohesten Stämmen den Wunsch hervorrufen, daß eben solche Niederlassungen unter ihnen entstehen mögen. In Südafrica hat man seit einigen Jahren der Civilisation auf diesem Wege Eingang zu verschaffen gesucht, und verdankt ihm wohl einen großen Theil des Erfolgs. Der letztere würde aber nach dem Urtheile von mehreren, mit allen Umständen vertraueten Männern bleibender und größer gewesen sein, wäre man umsichtiger in der Wahl der Abgesandten zu Werke gegangen. Leider sind diese oft aus den niedrigsten Ständen entsprungen, entbehren umfassende Erziehung, bisweilen sogar die nöthige Vorbildung für ihren Beruf. Ein daheim verunglückter Handwerker eignet sich nicht zum Verbreiter des Lichts und der Menschlichkeit. Dergleichen Leute sind aber nach Alexanders Versicherung oft nach Africa gesendet worden, und stoßen den Reisenden nicht minder in Südamerika und an den Küsten des großen Oceans auf. Guter Wille ist im besten Falle ihre einzige Empfehlung. Sie sind gemeinlich mit Vorurtheilen erfüllt, und daher intolerant gegen anders Denkende, und weil sie ohne Kenntniß des geistigen Zustandes der Naturmenschen sind, mit welchen das Geschick sie in Berührung brachte, erlangen sie nie vollkommene Meisterschaft über dieselben. Ihr Einfluß beschränkt sich daher auf Beibringung von leeren Formen, und vermag die eingewurzelte Wildheit unter der anvertraueten Heerde nicht auszurotten. Sollen Missionen eines unbeschränkten Gedeihens sich erfreuen, so muß das von den Jesuiten ehedem gegebene Beispiel das Vorbild sein. Dieser Orden verdankt seinen erstaunlichen Erfolg in Südamerika vor Allen der Vorsicht, nur tüchtige Köpfe mit der Anlegung neuer Pflanzschulen zu beauftragen, und selbst nach festbegründeten Niederlassungen nur Männer zu senden, die eine gelehrte Bildung besaßen und für ihren Beruf eine besondere Erziehung erhalten hatten. Am Cap und wo sonst englische und nordamerikanische Missionen entstanden sind, herrscht nicht diese Gleichartigkeit unter den Beauftragten, vielleicht schon darum, weil sie zu verschiedenen Kirchen sich bekennen. So erklärt es sich, warum trotz aller aufgewandten Kräfte der Erfolg nicht überall genügt, und die Meinung sich so verschieden, oft so ungerecht über eine der Mehrzahl nach sehr achtbare und vom besten Willen beseelte Männerclasse ausgesprochen hat.

Wenn der Ausdehnung der Capcolonie in östlicher Richtung und in ununterbrochener Folge das Kaffervolk und die beschriebenen Verhältnisse entgegenstehen, so hat sich dafür seit einigen Jahren in größerer Entfernung ein zwar getrennter, aber vortheilhafter Schauplatz eröffnet, auf dem der Lehrer der Civilisation, der Kaufmann und der Colonist zugleich ihre Thätigkeit üben können. Alle finden dort gleich begünstigende Umstände, und es mag wohl erwartet werden, daß früher oder später, aller Hindernisse ungeachtet, die Colonie des Caps bis dahin ihre Gränzen ausdehnen werde. Wir meinen das Land Natal, welches zeitig von den Portugiesen entdeckt, dennoch unbeschrieben blieb, bis der berühmte Seefahrer Woodes Rogers dort landete. Es empfing keine weitere Berücksichtigung, ungeachtet den ersten Entdeckern viel daran gelegen hatte, sich an jener Küste festzusetzen, und manche Sagen über den natürlichen Reichthum derselben umliefen. Die Holländer überwogen zwar an Macht die Portugiesen, denen nur die traurige Niederlassung an der De Lagoa-Bai im Norden von Natal geblieben ist, allein auch sie versuchten nie eine Ansiedelung in einem nicht genügend bekannten Lande, welches von der Capstadt durch eine weite Entfernung und mehr noch durch die zeitig als gefährliche Nachbarn erkannten Kaffern getrennt war. Zu verschiedenen Zeiten sollen Schiffbrüchige ihren Weg von Natal nach dem Cap gefunden haben, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich manche Umstände, z. B. der Untergang des Ostindienfahrers Grosvenor, um die Aufmerksamkeit auf jene Küste zu ziehen. Einzelne Reisen verbreiteten Licht über kleine Theile des Inneren, allein die ersten Versuche der Colonisation fanden nur erst manches Jahr nach der englischen Besitznahme des Caps Statt. Der holländische Gouverneur desselben, Chavonne, sendete 1688 die Galliote Noort nach Natal, um den Rest der schiffbrüchigen Mannschaft des Schiffes Slaverin zu retten, und den Hafen so wie seine Umgegend von dem Häuptling zu kaufen. Der letztere Zweck wurde durch Erlegung von neunundzwanzigtausend Gulden an Waaren erreicht. Indessen widmete man mit Unrecht der De Lagoa-Bai eine größere Aufmerksamkeit als Natal, die beide zu Folge der Capitulation der Capcolonie (1806) als englische Besitzungen anzusehen sind. Man fuhr in diesem System der Vernachlässigung fort, obgleich nordamerikanische Schiffe bisweilen in Natal einliefen, und zum großen Nachtheile der Capcolonie Waffen an die Eingebornen verhandelten. Der Lieutenant von der britischen Marine, Farewell, ließ sich endlich im Mai 1824 an der Bai von Natal nieder um Handel zu

treiben und fand bald Nachfolger und Theilnehmer. Zwar entsprachen die Erfolge nicht ganz den anfänglichen Erwartungen, denn es fehlte der Gesellschaft die Unterstützung einer festen und anerkannten Regierung nicht minder als innere Einigkeit, allein ungeachtet dieser Hindernisse wäre das Unternehmen vielleicht noch gelungen, hätte nicht der plötzliche Tod Farewells die Colonie um das beste ihrer Glieder gebracht. Auf der Rückkehr von einer Reise nach dem Cap wurde jener unternehmende Mann im Jahre 1829 von einer Kafferhorde (Quabis) ermordet, die von ihrem Häuptling abgefallen nach Westen zog, aber bald darauf von einem andern Stamme angegriffen und fast ganz vertilgt wurde. Vier Jahre später war die Niederlassung als aufgegeben anzusehen, und hatte keine anderen Bewohner als Eingeborne und einige von den Weißen zurückgelassene Hottentotten. Die Vorzüglichkeit des Klima's und die Vortheile der Lage lockten trotz aller Unsicherheit des Eigenthums und selbst des Lebens immerdar neue Colonisten dahin, denn als Gardiner, dem wir den neuesten Bericht über Natal verdanken, 1835 dort landete, fand er acht Weiße, zum Theil mit ihren Familien angesiedelt, und im nächsten Jahre hatte diese Zahl sich bereits verdoppelt. Die Bewohner haben um Aufnahme in den Verband der Capcolonie gebeten und die Provinz Victoria genannt, allein es ist sehr ungewiß, ob die Regierung geneigt und fähig sein mag, den ohnehin weitläuftigen Gränzen eine neue ganz außerordentliche Ausdehnung zu geben. Politisch ist der Hafen Natal dadurch wichtig, daß eine feindliche Seemacht ihn leicht zum Sammelplatz, eine fremde Macht zur Anlegung einer Niederlassung benutzen kann, die beide dem Cap großen Nachtheil bringen könnten. Außerdem glaubt man, daß die Kaffern durch Colonisirung der Provinz Natal oder Victoria, indem sie dann auf zwei Seiten von Weißen eingeschlossen wären, theils unschädlich, theils der Civilisation noch zugänglicher gemacht werden würden. Die Verbindung der kriegerischen und zahlreichen Nation der Zulahs im Nordosten mit den verwandten Stämmen im Süden zu einem gemeinsamen Angriff auf die Gränzprovinzen der Weißen, würde, wie man glaubt, durch die in der Mitte liegende Colonie von Natal verhindert werden. Auch in commercieller Hinsicht lassen sich große Vortheile voraussehen, denn nicht nur ist der Boden so fruchtbar und das Klima so regelmäßig, daß der reichste Ertrag des Feldbaues erwartet werden darf, sondern der Handel mit den Eingebornen, namentlich die Ausfuhr des Elfenbeins würde einen neuen und wichtigen Weg gewinnen. Schon hat die weiße Einwohnerschaft den Plan einer Stadt

entworfen und die inneren Verhältnisse der Regierung geregelt, und der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein, wenn die Behörden des Caps den jungen Pflanzort unterstützen.

Der Hafen Natal hat einen engen Eingang, dehnt sich aber sogleich zu einem großen, ovalen Becken aus. Niedriges und daher häufig überschwemmtes Land umgiebt ihn, allein nicht fern vom Strande erheben sich reihenweise Hügel, die mit dickem Walde bewachsen sind, während weiter landeinwärts nur Gruppen von Bäumen, gleichsam als Zierde der Landschaft über weite und sanft abhängige Auen verstreuet stehen. Der Boden der Ebenen ist keinesweges so steinig und dürr, wie in vielen der älteren Niederlassungen des Caps, sondern mit dem Pfluge so leicht zu bearbeiten, wie die besten Ländereien des nördlichen Europa. Die Milde und Gleichmäßigkeit des Klima's vereint sich mit der natürlichen Fruchtbarkeit der Erde, um die verhältnißmäßig geringe Anstrengung des Bebauens reichlichst zu lohnen. Alle Umstände, soweit man die Natur allein berücksichtigt, vereinigen sich, um Natal zu einem Zielpunkte einer vortheilhaften Auswanderung zu machen, und keiner der geringsten ist es, daß der Nordeuropäer dort unter einem ungleich schöneren Himmel als dem seines verlassenen Vaterlandes, dennoch die von Jugend auf gewohnte heimische Agricultur zu betreiben fortfahren kann, nicht erst mit neuen Nutzpflanzen und fremdartigen Arbeiten Bekanntschaf erwerben muß. Mit vollem Recht ist in den meisten der über Emigration nach Südafrica gedruckten Flugschriften dieser Vortheil besonders hervorgehoben. Auch den am Cap gebornen Weißen erscheint Natal als ein höchst beglücktes Land. Gardiner begegnete einem starken Zuge holländischer Bauern, die eine weite Reise ausschließlich in der Absicht unternommen hatten, an Ort und Stelle die Wahrheit der vielen, über Natals Fruchtbarkeit umlaufende Gerüchte zu prüfen. Einstimmig erklärten sie nicht allein ihre Erwartungen vollkommen befriedigt, sondern auch ihren festen Entschluß, mit ihren Familien zurückkehren zu wollen. Steedman, der zwar diese Gegend nicht selbst besuchte, allein die Aussagen der Reisenden über sie sammelte, gesteht im Anhange zu seinen „Wanderungen in Südafrica" seine Verwunderung über ihr einstimmiges Lob, und den Eindruck, den sie auf jeden Besuchenden gemacht hatte. Klima, allgemeine Physiognomie der Landschaft und die günstigen Aussichten der Zukunft scheinen sich zu vereinigen und zu veranlassen, daß nicht ein Einziger, gleichviel welche Umstände ihn auch nach Natal geleitet haben mögen, gleichviel ob Handel, wissenschaftliche Forschung oder Unglück ihn dort zum längeren Aufenthalte

veranlaßten, davon ging ohne Bedauern und ohne bleibende Erinnerung. Die schiffbrüchigen Seeleute haben demselben Lande den Zoll des Lobes nicht versaget, obgleich die Wiederkehr in die gesittete Heimath unmöglich schien, und Trauer sie erfüllen mußte. Der einzige wissenschaftliche Berichterstatter über Natal, Dr. A. Smith, beiläufig derselbe Naturforscher, der 1835 eine sehr erfolgreiche Entdeckungsreise als Leiter einer großen Expedition unternahm, und bis zum Wendekreis vordrang, gab sein Urtheil über das in Rede stehende Land in dem Wunsche ab, dort leben und sterben zu dürfen. Leicht mag die Schönheit der Natur den ältesten Beschreiber veranlaßt haben, selbst die Bewohner von Natal im besten Lichte zu erblicken. Woodes Rogers schildert die letzteren als Wesen im Besitz arkadischen Glücks, ausgezeichnet durch reine Sitten und Freundlichkeit gegen Fremde, und giebt folglich den Kaffern einen mit den Erfahrungen der neueren Zeit wenig harmonirenden Charakter. Es fehlt zwar Natal an so umständlichen Beschreibungen, wie die ältere Capcolonie sie aufzuweisen hat, indessen weiß man doch so viel mit Gewißheit, daß das Klima zu allen Jahreszeiten ungemein gesund ist, und weder die trockene noch die nasse Periode Extreme herbeiführt. Obgleich um vier Grad nördlicher gelegen, als die Capstadt, ist doch in Port Natal die Hitze nicht empfindlicher als dort, was man aus dem Mangel weiter sandiger Flächen und der Bedeckung aller nicht bewaldeter Orte mit Gras und Strauchwerk ableitet. Die mancherlei Plagen durch Insecten, welche die niedrigen Gegenden zunächst den Wendekreisen fast überall zu unangenehmen Aufenthaltsorten machen, werden nicht empfunden, und jene leicht tödtlichen Fieber sind unbekannt, welche die nahe De Lagoa-Bai heimsuchen, und in den noch nördlicheren Niederlassungen der Portugiesen als eine furchtbare Geissel der Bevölkerung auftreten. Die häufigen Nebel der niedrigen Landstriche zunächst der Küste haben keine Einwirkung auf die Menschen, sind dafür aber den Pferden der Weißen, wenigstens zu Folge gewöhnlicher Annahmen, um so verderblicher, indem sie unter denselben eine schnell tödtende Lungenkrankheit hervorrufen. Man glaubt, daß dieses auch in vielen anderen Gegenden der Capcolonie bemerkte Uebel vielleicht von der Beschaffenheit des auf Sumpfboden gewachsenen Futters herzuleiten sein möchte, und würde daher auch um Natal, durch Benutzung der höheren Gegenden zu Weidegründen, ihm steuern können. Was die seit alten Zeiten berühmte Flora des südlichsten Africa's an reizenden Gewächsen aufzuweisen hat, scheint sich um Natal zu vereinigen. Selten trägt ein Busch nur unansehn-

6 *

liche Blüthen; Größe und Farbenpracht zeichnet dort die meisten aus. Einer der oben genannten Reisenden fügt hinzu, daß ihm kein Theil der Welt bekannt sei, wo man ein Gartenbeet so leicht und mühelos, nur allein durch Verpflanzung viel verbreiteter einheimischer Blumen, zu schmücken im Stande sein würde. Lilienartige Gewächse gedeihen überall in der wunderbarsten Mannichfaltigkeit, und obgleich die meisten geruchlos sind, so erhalten sie doch dadurch einen besondern Werth, daß die einzelnen Arten besondere Districte bewohnen und nicht weit in das Gebiet der andern hinüberwandern. So wechseln diese Glieder der prachtvollsten Familie des Pflanzenreichs auch nach den Jahreszeiten ab. Die Hämanthus sind nach dem Eintritte der Regenzeit die gewöhnlichsten, und bedecken mit ihren rothen oder purpurnen Blumen den Boden; Lachenalien mit hängenden, feuerfarbenen Glocken sind in den späteren Monaten nicht minder gewöhnlich, und zahlreiche Arten von Aloe nehmen alle offenere Orte der Hügel ein. Gewisse Familien, die am Cap in erstaunlichsten Verhältnissen vorkommend, in andern Welttheilen kaum kümmerlich repräsentirt sind, ziehen die Aufmerksamkeit der gewöhnlichsten Colonisten auf sich; so die Gladiolus mit weißen, blauen und braunen Blumen, und die Irien, die an jeder Felsenwand genugsamen Boden zur Entwickelung und zum Durchlaufen einer kurzen, aber glänzenden Existenz finden. Wo der Boden aus leichten, etwas sandigen Letten besteht, gedeihen zwar hohe Bäume nicht, und Mimosen nehmen ihre Stelle ein, aber gerade da mag der Landwirth auf den reichsten Ertrag rechnen, wenn er Mais, africanischen Hirsen, Bohnen (Arachis) und Bataten anbauet. Die Kornärndten sind so reichlich, daß man seit 1835 Getraide aufkaufen und nach der Insel Mauritius senden konnte, obgleich der Anbau nur in unregelmäßigen Flecken geschieht und die Eingebornen sich damit begnügen, die Oberfläche mit Hacken aufzulockern. Im Allgemeinen hält man die Weide in der Nähe der Küste nicht für so gut als die landeinwärts vorkommenden, allein dennoch werden die Heerden auf ihnen fett. Mit der Schaafzucht sind noch keine ernstlichen Versuche gemacht worden, obwohl sich die Aufmerksamkeit der Colonisten des Caps auf dieselbe in allen Gegenden, und selbst wo äußere Umstände minder günstig schienen gewendet hat. Man glaubt, daß das üppige Gras der Küstengegenden diesen Thieren wenig zusagen würde, und hat bisher noch keine Gelegenheit gehabt, sie nach den einige Stunden landeinwärts gelegenen Hügeln zu verpflanzen. Da auf diesen viel Ueberfluß an kurzen und nahrhaften Grasarten herrscht, so hofft man, daß in der Zukunft

die Schaafzucht in Natal besser gedeihen werde, als in irgend einer andern Gegend der Capcolonie, wo die Winterregen durch ihre Kälte so oft verderblich werden, während gerade das Gegentheil um Port Natal statt finden muß, indem die Regen daselbst nur in der wärmsten Jahreszeit vom October zum Februar fallen.

Die eingeborne Bevölkerung des Küstenstriches ist zwar über einen großen Raum verbreitet, wurde aber von Gardiner in den nächsten Umgebungen der Niederlassung auf zweitausendfünfhundert geschätzt. Unter ihr lebten vor zwei Jahren gegen dreißig Europäer, und einige Hottentotten. Auswanderung aus der Capcolonie, veranlaßt durch Unzufriedenheit mit der britischen Nachsicht gegen die Kaffern, mag seitdem die Anzahl der Weißen beträchtlich erhöht haben. Unter dieser sonderbaren Vereinigung von Menschen der verschiedensten Abstammung, hat eine wunderliche Verwechselung der Rollen statt gefunden. Die Eingebornen erhalten sich durch Ackerbau, obgleich sie kaum die untersten Stufen der Civilisation erstiegen haben, und die Europäer leben mit wenigen Ausnahmen von der Jagd. Indessen darf die Erwähnung dieses an sich auffallenden Contrastes nicht zu dem Glauben verführen, daß der Jäger allein der Nahrung wegen sein mühsames und gefährliches Geschäft ergriffen habe. Die Gegenstände seiner Verfolgung sind vielmehr der Elephant und Büffel. Durch den Verkauf der Zähne des ersteren und der Haut des letzteren erlangt er die Mittel, um seine gewöhnlichen Bedürfnisse zu bezahlen, würde aber in kurzer Zeit, mittels gewöhnlicher Klugheit und Industrie, sich in eine verhältnißmäßig unabhängige und bequeme Lage versetzen können, fänden sichere Preise und ein regelmäßiger Vertrieb jener Waaren in den weitentlegenen Gegenden der Colonie statt, wo der unbemittelte Ansiedler sich gemeiniglich der Willkühr herumreisender Händler überliefern muß. Die Flußpferde sind immer noch zahlreich, allein ihre Felle haben den ehemaligen Werth verloren. Dennoch wird dieses Riesenthier häufig geschossen, sowohl wegen seines nicht unschmackhaften Fleisches, als wegen seines Fettes, welches, ohne üblen Geruch zu verbreiten, anstatt des Oels in Lampen verbrannt wird. Jene weiße Jäger haben verstanden, sich einen bedeutenden Einfluß über ihre Umgebungen unter den Kaffern zu verschaffen, denn Entwickelung großen Muthes und Sitten, welche auf Annäherung an die rohen Gewohnheiten des Urzustandes der Gesellschaft deuten, sind die sichern Mittel, um dem Wilden Achtung einzuflößen, oder ihn mit freundlichen, gleichsam verwandten Gesinnungen zu erfüllen. Nothwendig kann der Bildungs-

grad solcher weißer Halbwilder nur als sehr gering gedacht werden, denn welcher Reiz auch in dem unabhängigen Leben zwischen den Scenen einer großartigen Natur für den kräftigeren Mann liegen mögen, und wie sehr die Freiheit von den beengenden Verhältnissen der civilisirten und stark bevölkerten Länder die Meisten Anfangs auch anspreche, so wird doch eine ursprüngliche Vernachlässigung und Roheit vorhanden sein müssen, wenn irgend ein Weißer nicht nur geraume Zeit unter Wilden wie ein Wilder lebend sich gefallen, sondern, von der annähernden Civilisation erschreckt, tiefer in die Einöde fliehen soll. Menschen solcher Art finden sich auf den Gränzen aller Colonien der Europäer in fremden Welttheilen. Ist ihnen das Verdienst nicht abzusprechen, daß sie der Civilisation als erste und roheste Werkzeuge, meistens ohne dieses ernstlich zu wollen, den Weg bahnen, so ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß der durch sie den Ureinwohnern zugefügte Schaden oft sehr beträchtlich sei. Die Pelzjäger Nordamerika's sind in neuesten Zeiten mehrfach in einem mildernden Lichte geschildert worden, und der mit der Wahrheit minder vertrauete Leser mag in ihnen zwar ungebildete, aber doch mit Kraft und oft mit vieler Herzlichkeit begabte, durch eine rauhe Rechtlichkeit ausgezeichnete Wesen zu erkennen glauben, viele ihrer nicht empfehlenden Eigenthümlichkeiten vergessen und diese aus ihrem ewigen Kampfe mit den Elementen und feindlichen Volksstämmen herleiten. Diese Leute geben allerdings die Veranlassung, daß der Wilde neue, durch eigene Kunst nicht zu befriedigende Bedürfnisse kennen lernt: sie bringen ihn also zur unfreiwilligen Annäherung an den weißen Handelsmann oder Bewohner der Gränze, allein sie werden zu gleicher Zeit zu Aposteln mancher Laster und mißbrauchen ihr Uebergewicht meistens nur zum Nachtheile des Ureinwohners, den man seinerseits eben so wenig als ein unschuldiges, oder mindestens argloses Naturkind sich denken darf. Artet das Ganze endlich so weit aus, daß eben jene weißen Vagabunden sich, wo es irgend geschehen kann, zu Tyrannen aufwerfen, oder doch Gewaltsamkeiten begehen, so entwickelt sich bald jener Zustand der Befehdung und mindestens der feindseligen Spannung, der fast auf allen Punkten, wo Colonien mit unabhängigen Volksstämmen gränzen, bemerklich ist, und dem die Behörden umsonst entgegenarbeiten. Die Gesetze erreichen den Pelzjäger am Felsgebirge Nordamerika's so wenig als den Seehundsfänger an den Küsten von Vandiemensland und der Magelhaensstraße, oder den Colonisten jenseits der Gränze der südafricanischen Niederlassungen. Willkühr ist daher die einzige Richtschnur solcher Menschen, die gewöhnlich unfähig,

in einem bürgerlichen Verband zu leben, dennoch die Vorposten der geregelten Gesellschaft darstellen. Mit der Zeit tritt zwar an ihre Stelle eine bessere, nach dem Inneren vorrückende Bevölkerung, allein der einmal auf die Ureinwohner gemachte Eindruck erhält sich lange, und erschwert den später Kommenden die Ausführung menschenfreundlicher Pläne zur Verbreitung von Religion und Sittlichkeit.

Um Natal scheinen gerade diese Verhältnisse zu herrschen, und um so verdienstlicher ist daher das Bestreben Allen Gardiners, an ihre Stelle Gesetzlichkeit und Menschlichkeit zu setzen. Von der Idee ergriffen, daß das Christenthum allein aus Wilden Menschen zu machen im Stande sei, verließ er seine bisherige Laufbahn, und trat, jedoch wohl nur für einige Zeit, aus dem Dienst der britischen Kriegsmarine, in welcher er bereits den Rang eines Capitains erreicht hatte. Durch frühere Reisen in warmen Ländern vorbereitet, erwählte er sich Natal zum Aufenthalte, und kehrte nach Europa, um Unterstützung zu suchen, nur erst zurück, nachdem er durch ziemlich kühne Wanderungen sich genaue Kenntniß des Zustandes und der Stimmung der Kaffervölker verschafft hatte. Haben auch Naturwissenschaften und Geographie durch seine Forschungen nur wenig gewonnen, und entbehrt daher der Bericht das Interesse, welches unter vielen andern Reisenden besonders Burchell zu erregen weiß, so verbreitet er doch über ein sehr wenig gekanntes Volk ein helleres Licht. Die Schilderung der Zulahs, eines zahlreichen und mächtigen Volkes in der Nähe von Natal, ist zwar kurz, allein unverkennbar treu, und ohne Vorurtheil niedergeschrieben. Dasselbe Lob wurde dem Reisenden durch Capitain Alexander, den man für einen competenten Richter erklären muß, da er die Kaffern im letzten Kriege nahe kennen lernte. In einem andern Werke über Natal, welches gleichzeitig mit Gardiner erschien, und einen Colonisten, Isaacs, zum Verfasser hat, vermißt man diese Tugenden. Handelsleute und Jäger sind nicht die geeignetsten Personen, um wilde Völker unbefangen zu beurtheilen. Ehe wir aber Gardiners ethnographische Bemerkungen zusammengestellt folgen lassen, wird es nöthig sein, Einiges über die Ursachen vorauszuschicken, durch welche das ganze Land Natal in eine Wüste verwandelt wurde. — Die ursprünglichen Bewohner waren Kaffern, allein sie gehörten einem ausnahmeweise friedlichen Stamme an, der, ungeachtet seiner bedeutenden Zahl, keine Einfälle und Raubzüge gegen seine Nachbarn unternahm. Zufolge der schon erwähnten ältesten Berichte genossen sie ein sehr ungestörtes Glück, bis vor etwa zwanzig Jahren die besonders kriegerischen und wilden

Zulahs an Tscharka, dem „Hyänenmanne," wie er unter den Colonisten des Caps genannt wurde, ein furchtbares Oberhaupt erhielten, und einen Vertilgungskrieg gegen seine Nachbarn unternahmen. Was von den besiegten Eingebornen von Natal nicht in die Wildnisse sich rettete, wurde theils niedergemacht, theils in die Sclaverei geschleppt, und in kurzer Zeit lag der Landstrich zwischen den Flüssen Om-Zimculuh und Tugala verödet da. Seine Bewohner waren auf einige unstäte Haufen herabgeschmolzen, und wagten kaum ihre alten Wohnorte an der Meeresküste wieder einzunehmen. Der Eroberer Tscharka zog sich nach Norden zurück, zufrieden einen großen, wenn auch entvölkerten Landstrich zu seinen Besitzungen dem Namen nach geschlagen zu haben. Einzelne Handelsleute drangen endlich bis Natal vor, ließen sich dort nieder und versammelten die traurigen Reste der ehemaligen Bewohner um sich. Sie spielten die Rolle der Häuptlinge, verwendeten ihre Anhänger zur Jagd des Elephanten und zur Aufsuchung der Landesproducte, aber sie stellten doch nur eine Gesellschaft dar, welcher selbst der Schatten des Gesetzes und jede anerkannte Regierung mangelte. Uneinigkeit und Willkühr waren die unvermeidlichen Folgen eines solchen Zustandes. Zu ihnen gesellte sich aber noch die Gefahr eines plötzlichen Angriffs durch die Zulahs, deren Raubgier eben so durch die Wehrlosigkeit der Colonie angeregt werden konnte, als das Verfahren der Ansiedler selbst ihre Rachsucht zu reizen geeignet war. Der von Dingarn, dem jetzigen Oberhaupte, auf die Zulahs ausgeübte Druck ist so groß, seine Grausamkeit so gränzenlos, daß das Volk, obgleich es an den Anblick von Blut und Martern gewöhnt ist, das Joch unerträglich findet, und Vornehme sowohl als Gemeine durch heimliche Flucht nach Natal Ruhe und Sicherheit zu gewinnen streben. Dem tyrannischen Häuptlinge konnte die Bildung eines ihm feindlichen Volkes nicht gleichgültig sein, und daher bedrohte er die kleine Colonie mit Ausrottung, wenn sie die Flüchtlinge fernerhin aufnähme. Gardiner schloß mit ihm einen Vertrag und versprach die Auslieferung der Ueberläufer. Hier beginnt nun ein Abschnitt in der Geschichte der Niederlassung, der manches zu denken giebt, inniges Bedauern mit dem Loose einiger unglücklicher Zulahs erregt, und wenn er auf Gardiner auch nicht den Schein der herzlosen Selbstsucht wirft, mindestens beweist, in welche traurige Alternative die Weißen jener Colonie durch den Mangel gehörigen Schutzes und der Anerkennung durch England versetzt worden sind. Der Vertrag mit dem furchtbaren Dingarn besagte, daß zwar alle bereits nach Natal ent-

flohene Zulahs Verzeihung erhalten und die Niederlassung ungestört bleiben, jeder künftige Flüchtling aber zurückgegeben werden sollte. Gardiner befand sich bald in der Lage der letzteren Bedingung genügen zu müssen. Vornehme Zulahs, die wohl nicht geglaubt hatten, daß die Weißen sich zu Schergen ihres Tyrannen hergeben würden, waren in Natal angekommen. Sie wurden ergriffen, und was von ihnen sich verbarg aufgespürt, gleichsam gejagt, und gefesselt von Gardiner selbst zu ihrem Oberhaupt zurückgebracht. Lies't man die Schilderung der Verzweiflung dieser Unglücklichen, erwägt man, daß Gardiner aus eigener Anschauung den Blutdurst Dingarns vollkommen kannte, und daher das Schicksal der Flüchtlinge wohl ahnen mußte, so möchte man freilich an ihm irre werden. Mindestens darf man die Richtigkeit einer Urtheilskraft bezweifeln, die, um einer Pflanzschule der Civilisation und der Religion einen festeren Boden zu verschaffen, nicht ansteht, die Erfüllung von Bedingungen zu gestatten, welche vielleicht nach den unbeugsamsten Ansichten von Recht gehalten werden mußten, aber nicht allein dem Gefühl zuwider laufen, sondern auch unpolitisch sind. Eine Mission soll und kann zwar nie der Sammelplatz von Mißvergnügten sein, zumal wenn sie des Schutzes einer bewaffneten Macht entbehrt, allein mehrere Menschenleben der Rachsucht eines wilden Nachbarn zum Opfer zu bringen, um jener Sicherheit zu erkaufen, verträgt sich nicht mit den Geboten einer versöhnenden Religion, und ist kein geeignetes Verfahren, um die Verbreitung derselben zu befördern. Der Enthusiasmus ist irre geleitet, der, in unsicherer Erwartung einstiger glänzender Erfolge und der möglichen Civilisirung von Hunderten, in der Gegenwart Unglück über zehn Individuen bringt.

Das Volk der Zulahs ist nur seit Anfang dieses Jahrhunderts bekannt und gehört zu dem großen Stamme der Kaffern. Welche seine frühere Geschichte gewesen sein möge, ist schwer zu sagen, allein jedenfalls stellt sie, eben so wie die aller Nachbarvölker, nur eine lange Reihe von Raubzügen, Morden und blutigen Wechseln der Häuptlinge, mit einem Worte das gewöhnliche Bild der verwahrlosten und dunkeln Existenz einer nie aus dem rohen Urzustande herausgetretenen Horde dar. Kriegerische Neigung und Gebot der Selbstvertheidigung haben eine besondere militairische Organisation veranlaßt. Das ganze Land mag als ein Feldlager angesehen werden, denn alle männlichen Bewohner gehören zu einer der drei, nach Alter und Kriegserfahrung geregelten Soldatenclassen. Aus ihnen sind sechshundert bis eintau=

send Mann starke Abtheilungen gebildet, die unter zwei bis zehn Iduhnas oder Anführern stehen, und in jedem Jahre sich während sechs Monate in einer Art von Barracken-Städten versammeln, um sich mit wilden Tänzen, die ihnen als militairische Uebungen gelten, zu beschäftigen. Es soll, kleine Soldatencolonien ungerechnet, im ganzen Lande vierzehn bis sechzehn jener Städte und gegen funfzigtausend streitbare Männer geben. Ehedem durfte kein Mann sich verheirathen, so lange er sich im Kriege nicht ausgezeichnet hatte, und noch jetzt erhält nur der Veteran jene Erlaubniß. Bei großen Gelegenheiten ist es nicht ungewöhnlich, daß der Häuptling einem ganzen Regiment den Befehl giebt, sich zu verheirathen, und, wie sonderbar solche Decrete dem Europäer klingen mögen, wäre es eine Wohlthat, wenn sie häufig erfolgten, indem das System des Concubinats keine Gränzen hat, und durch die Häuptlinge in der Meinung aufrecht erhalten wird, daß der Soldat von häuslichen Fesseln und Neigungen befreiet bleiben müsse, um tauglich zu sein. Diese Einrichtung ist so mit dem Charakter und den Gewohnheiten des Volkes verschwistert, daß sie schwer abzuändern, und daher für lange Zeit ein großes Hinderniß der Bestrebungen der Missionaire bleiben wird. Die Häuptlinge der einzelnen Districte und Anführer kleinerer Truppenabtheilungen sind in ein Corps vereinigt, und verbunden in dem größten Kraal, Unkunkinglove, dem Wohnorte Dingarns, sich von Zeit zu Zeit einzufinden. Wahrscheinlich liegt dieser Einrichtung eine politische Absicht zu Grunde, indem Beobachtung leichter möglich ist, und die Versammelten für die Aufführung ihrer entfernten Untergebenen Geisseln darstellen, Verschwörungen aber verhindert werden. Spione unterhält der sogenannte König in allen Richtungen, und daher besitzt er Kenntniß von den geringfügigsten Umständen. Viehheerden bilden den Reichthum des Volkes, allein in den Soldatencolonien vertritt der Häuptling die Verpflegung, indem ihm alle daselbst gehaltenen Heerden angehören. Die Mahlzeiten werden gemeinsam und öffentlich gehalten. Der Anblick der abgefütterten Menge widert den Europäer durch die von ihr dargelegte thierische Gefräßigkeit und ihre schmutzigen Gewohnheiten an. Außer dem Unterhalte giebt der König seinen Kriegern auch die Schilde, die aus den Häuten der geschlachteten Thiere verfertigt, und eben so wie der Schmuck kupferner und messingener Armringe unter besondern Feierlichkeiten, meist als Lohn bewiesener Tapferkeit vertheilt werden. Nicht selten geschieht es dabei, daß man den solche Auszeichnung Verlangenden eine Art von öffentlichen Anklägern

gegenüberstellt, die durch Spott und Verhöhnung jene so lange reizen, bis sie zur halben Wuth gebracht sind, und durch Darlegung von Muskelkraft, durch pantomimische Gefechte und groteske Luftsprünge, zur großen Belustigung des versammelten Volkes, als tüchtige und verdiente Krieger sich auszuweisen versuchen. Die Kriegsführung entspricht der übrigen Roheit des Volkes. Alles kömmt darauf an, den Feind unvermuthet zu überfallen, seiner Heerden sich zu bemächtigen, und möglichst viel Blut zu vergießen, denn Schonung der Gefangenen kennt ein Zulah nicht. Die einzige Waffe ist jene furchtbare Assagaye, die, mit außerordentlicher Sicherheit geworfen, bei dem Kampfe in größerer Nähe dem Feuergewehr nicht nachsteht, und auch beim Handgemenge mit Fertigkeit gebraucht wird. Holländer und Engländer, und selbst die regelmäßigen Truppen derselben haben vielfache Gelegenheit gehabt, die Gefährlichkeit dieser unter allen unabhängigen Völkern Südafrica's gebräuchlichen Waffe kennen zu lernen. Fast scheint es aber, als ob nur die unglückliche Raçe der Buschhottentotten die Bereitung des Giftes kenne, welches, auf die Eisen jener Wurfspieße gestrichen, eine Verwundung unabwendbar tödtlich macht.

Die Würde eines Oberhauptes des ganzen Volkes scheint erblich zu sein, und hat häufige Morde veranlaßt. Dingarn besitzt sie in Folge der Ermordung seines Bruders, des entmenschten Tscharka, dessen Name selbst unter den blutgierigen Kaffern mit Schauer genannt wird. Die Furcht, von einem ungeduldigen Nachfolger vorzeitig aus dem Wege geräumt zu werden, veranlaßte beide Häuptlinge, unverheirathet zu bleiben, und, was nicht zu bezweifeln ist, selbst ihre zahlreichen illegitimen Kinder sogleich nach der Geburt dem Tode zu weihen. Die bloße Erinnerung einer Concubine, daß ein eben gegenwärtiges Kind von Tscharka abstamme, bewog diesen, die Hinrichtung der ersten anzubefehlen, und das letztere mit eigener Hand gegen einen Felsen zu zerschmettern. Unter einem Volke von so wildem Charakter, wo das Gesetz nur ein überliefertes Herkommen ist, hat die Willkühr nicht nur freies Spiel, sondern die Mächtigen kennen kaum eine geringere Strafe als den Tod für alle Vergehen, wie gering sie auch sein mögen. Schon die Anklage, übel vom Haupte des Staates gesprochen zu haben, der Verdacht, nach der Herrschaft, wenn auch nur in Gedanken, streben zu können, zieht diesen nach sich. Während Gardiners Anwesenheit wurde ein Bruder Dingarns aus ähnlichen Gründen aus dem Kraal auf einen nahen Hügel geführt, und nebst zweien seiner Diener getödtet. Die einzige Auszeichnung seiner Ab-

kunft bestand darin, daß man ihn erdrosselte, während jene nach der abscheulichen Sitte des Landes mit Knotenstöcken erschlagen wurden. Zwei seiner Brüder waren ihm als Opfer Dingarns bereits vorausgegangen. Damit ist aber die Rache noch nicht gesättigt, denn wenn ein Häuptling durch die Hand des Henkers fällt, so wird sein Eigenthum confiscirt, und jedes Glied seiner Familie, sei es jung oder alt, nahe oder fern mit ihm verwandt, erleidet gleichfalls den Tod. Das Eigenthum des letzten der ermordeten Brüder Dingarns bestand in zehn Dörfern. Nur dreißig Männer wurden abgesendet, um die ganze Bevölkerung derselben zu vertilgen. Die Ausführung des schrecklichen Auftrages gelang ihnen, ungeachtet des Mißverhältnisses der Zahl, durch Verrätherei. Nach Ermordung der Männer wurden Weiber und Kinder ohne Unterschied getödtet, und die Dörfer verbrannt. Nur Wenige sollen dem Blutbade entkommen sein. Solche kaltblütige Morde kommen, gleichsam durch das Gesetz geheiligt, zahlreich vor. Sie entvölkern das Land, verwandeln angebauete Gegenden in Wildnisse, und machen es doppelt wünschenswerth, daß das Christenthum Eingang finden und menschliche Gefühle heimisch machen möge. Daß dieses endlich gelingen werde, ist zwar nicht unmöglich, allein die Gewöhnung des Volkes an die gleichgültigste Opferung von Menschenleben und die grausame Richtung seiner bisherigen Verfassung lassen einen schwer überwindlichen Widerstand befürchten. Dingarn selbst scheint ein Ungeheuer zu sein, wie die Menschengeschichte nicht viele aufstellt, und würde vor keiner That zurückweichen, die seine Macht befestigen oder vergrößern könnte, und also, wenn es sein Interesse geböte, irdend eine Zahl von Missionairen hinrichten. Blinder Gehorsam gegen die Befehle des Häuptlings ist die erste Pflicht des Zulah, und kaum glaublich ist es, mit welcher Selbstverläugnung ihr genügt wird. Viele hatten noch kein Pferd gesehen, als Gardiner unter ihnen erschien. Dingarn zeigte es ihnen als eine Art von Löwen und befahl die lebendige Einfangung. Die Beauftragten entdeckten zwar ihre Täuschung und kehrten verspottet zurück, allein nach des Häuptlings Versicherung würden sie in allem Ernste dem Befehl genügt haben, wie augenscheinlich und groß auch bei einem solchen Unternehmen der Verlust von Leben gewesen sein würde. Noch deutlicher erhellt diese blinde und willenlose Unterwürfigkeit aus einer andern, von dem genannten Reisenden erzählten Scene. Dingarn kam auf den Gedanken, die Kraft eines als Geschenk erhaltenen Brennglases zu erproben. Müde, trockenes Gras mit demselben anzuzünden,

rief er einen seiner Diener herbei, ergriff seinen dargebotenen Arm, und hielt diesen mit größter Ruhe so lange fest, bis ein Loch durch die Haut gebrannt war. Das unglückliche Opfer dieser Grausamkeit kniete in der demüthigsten Stellung, wagte aber nicht eine Klage laut werden zu lassen, obwohl er unter der Qual convulsivisch zitterte. Zum Beschluß wurde dem Verbrannten befohlen, im Kreise herumzugehen und den Beweis der Kraft des Glases vorzuzeigen. Der Versuch wurde an einem Andern, wo möglich mit noch größerer Grausamkeit wiederholt. Solche Thaten sind nicht selten, und beweisen die unbeschränkte Gewalt der Häuptlinge jenes Menschenstammes, zugleich aber auch die Gefährlichkeit eines Krieges mit ihm, da auf erhaltenen Befehl zum Angriffe kein Zulah sich durch den Anblick der überlegensten Macht und des sichersten Todes abhalten lassen würde, auf den Feind loszugehen.

Ungeachtet dieser Gewalt über seine Unterthanen, scheint der Häuptling dennoch nicht vollkommen unabhängig zu sein. Die Iduhnas oder Anführer der einzelnen Horden stellen eine Art von Tribunen dar, und müssen bei allen wichtigen Gelegenheiten von dem König befragt werden. Zwei von jenen bilden mit dem letzteren ein Triumvirat, das, je nach der Neigung des regierenden Despoten, dem Volke seine Macht mehr oder minder fühlen läßt. In Verhandlungen mit benachbarten Völkern giebt diese Einrichtung der Regierung der Zulahs ein gefährliches Uebergewicht, denn sie gestattet das verrätherische Zurücknehmen von Bedingungen oder Verträgen unter dem Vorwande, daß jene Beamteten die Ansichten und Zugeständnisse des Häuptlings nicht billigen. Die Geschäfte des Herrschers begreifen die Anordnung von Raubzügen, das Quälen seiner Unterthanen, das Anbefehlen von Executionen und das Mustern seiner Heerden. Sein Thron ist eine Erhöhung von Lehm, die ihm den Blick über den die Hütte umgebenden Zaun gestattet, und von ihm allein angelegt und gebraucht werden darf. Der Morgen ist die Zeit der Audienz. Die durch Tod oder Zufälligkeiten entstandenen Abgänge seiner Heerden werden ihm mit Weitläuftigkeit vorgetragen, die Thiere nicht selten in langen Zügen vorgeführt. Mit eigener Hand wählt er dann den Bedarf seiner Mannschaft für den Tag aus, und läßt sie in seiner Gegenwart mit dem Speer erstechen. Bisweilen folgt auf seinen Befehl dann ein Tanz der ganzen Bevölkerung seines Wohnortes, eigentlicher eine Art von Waffenübung und Darstellung der gewöhnlichen Kriegsführung. Die Männer binden sich um die Fußknöchel Reihen

von klappernden Saamenkapseln oder mit Steinen erfüllten Schneckenhäusern, und bringen gelegentlich auf ihren Rücken schmale Streifen eines Bastgewebes an, das einzige an Bekleidung erinnernde Stück, welches ein Zulah zu tragen sich je herabläßt. Jeder ist mit einem kurzen Knotenstock versehen, und nur die vornehmeren Krieger erscheinen mit Lanze und Schild. Ein wilder Gesang, fast allein die diesem Volke bekannte Musik, bestimmt den Takt und die Art der Bewegungen. Bald springen die langen Reihen abwechselnd seitwärts, bald stampfen sie den Boden, ohne den Standort zu verlassen, oder sie formiren sich in vierfache offene Glieder, und springen und laufen in scheinbarer Unordnung, unter lautem Geschrei und bedrohenden Schwingen ihrer Streitkolben so durch einander, daß der Zuschauer bei diesem Bilde eines furchtbaren Kampfes von Schauer gegen das Leben der Wilden ergriffen wird. Auch die Weiber nehmen Theil an diesen Uebungen, denn in der Mitte der Ringe von Männern, in einen dichten Phalanx vereinigt, ahmen sie, jedoch ohne ihren Platz zu verlassen, die heftigen Bewegungen möglichst nach, begleiten sie mit gellendem Geschrei, und entwickeln eine in ihrem Geschlechte sonst seltene Muskelkraft. Zwei Herolde, die angestellten Lobpreiser (Imbongas) des Häuptlings, spielen in Masken gehüllt stets eine große Rolle, denn sie belustigen entweder die Menge, oder sie besingen die Verdienste ihres Gebieters, wenn dieser sich herabläßt dem Tanze beizuwohnen. Die Vollkommenheit des Vortrages besteht für sie in dem schnellen Anreihen eines Satzes an den andern, ohne alle Veränderung der Betonung. Dann trägt es sich auch zu, daß die älteren Krieger sich bemühen, es zu beweisen, daß sie im Stande sind, ihre vorigen Thaten nochmals auszuführen. Mit einem Sprunge stürzen sie aus den Reihen hervor, schwingen die Waffen und schlagen auf ihre Schilder. Mit drei Schritten legen sie eine Entfernung zurück, die kaum ein Tiger überspringen würde, stoßen den eingebildeten Feind nieder, pariren seinen Angriff, dringen vor und ziehen sich zurück, und eilen endlich in ihre Reihen mit so leichtem Fuße und so großer Muskelkraft zurück, daß das Auge kaum Zeit hat ihren Bewegungen zu folgen. So tritt einer nach dem andern hervor, während der König und die versammelte Menge ihren Beifall und das Erkennen eines alten Kriegers durch Hindeuten auf ihn und lautes Zisches ausdrücken.

Die zu Cantonirungen bestimmten Städte bleiben zwar immer bewohnt, allein ihre Bevölkerung nimmt nach Verlauf der Uebungszeiten bedeutend ab. Die Horden ziehen nach ihren entfernten Woh-

nungen ab, wo sie zwar immer noch einer Art von militairischer Vertheilung unterworfen bleiben, jedoch den Anbau von schnell wachsenden Früchten betreiben, häuslichen Geschäften obliegen, und sich mit ihren Kindern vereinen, von welchen nur erwachsenere Knaben in die Cantonirungen gebracht werden dürfen. Selbst die Weiber haben ihren Theil an jenen militairischen Einrichtungen, denn die vornehmeren von ihnen verwalten unter den Namen von Incosa-case gewisse Aemter in ihren Districten. Namentlich liegt ihnen die Vertheilung der Lebensmittel ob, und wenn sie auf solche Weise höher gestellt sind und vom Häuptling besoldet werden, so unterliegen sie auch gleich den Männern der ganzen Grausamkeit ihrer mit Blut geschriebenen Gesetze bei dem geringsten Versehen. Das Loos der Weiber niederen Standes ist wenig glücklicher, denn sie sind zu harten Arbeiten verurtheilt, und Mißhandlungen um so mehr ausgesetzt, je verbreiteter die Vielweiberei ist. Sie werden gekauft, gewöhnlich für den Preis von vier bis sechs Kühen, je nach den Umständen der Parteien, indessen werden bisweilen von funfzig bis einhundert Ochsen für die Tochter eines Häuptlings erlegt. Dingarn pflegte nicht selten eine seiner Concubinen zu verstoßen, und einen reichen Zulah zu zwingen sie zur Frau zu nehmen, indem er auf solche Weise den Kaufpreis erpressen konnte. Die Heirathsceremonien sind einfach und ohne jene symbolische Bedeutung, die oft die Gebräuche wilder Völker bei ähnlichen Gelegenheiten auszeichnen. Bei den westlicheren Kafferstämmen z. B. erhält, während einer Vermahnungsrede der Aeltesten der Horde, die Braut einen Besen, eine Trinkschaale und einen Schleifstein, der Bräutigam eine Axt und mehrere Assagaien, als Andeutungen ihres künftigen Berufes. Ueberhaupt veranlaßt wohl nichts so sehr ein ungünstiges Urtheil über die Zulahs als die Thatsache, daß sie ohne alle Spuren irgend eines religiösen Cultus, und wie es scheint sogar ohne Idee eines höheren Wesens, oder doch völlig gleichgültig gegen dieselbe sind. Solche Zustände deuten auf den äußersten Grad von geistiger Verwahrlosung, wie sonst ein Volk auch auftreten möge, und lassen nicht viel Erfolg von den Bemühungen zu seiner Civilisation erwarten. Hat es dort in früheren Zeiten Ideen von einem höheren Wesen gegeben, so sind diese doch seit vielen Menschenaltern wieder untergegangen, und erhalten sich höchstens als undeutliche und gleichgültige Ueberlieferungen. Die Zulahs wissen nur zu erzählen, daß ihre Vorfahren an einen obersten Regierer geglaubt haben, der bald ein zweites himmlisches Wesen von großer Macht erschuf. Dieses besuchte die Erde, um, wie jene es ausdrücken,

„neue Dinge zu veröffentlichen", die Geschlechter und die Menschenraçen nach ihren Farben zu trennen. Während seiner Anwesenheit auf der Erde erhielt dieser Gesandte des Himmels zwei Botschaften von Oben. Die erste, daß die Menschen nicht mehr dem Tode unterworfen sein sollten, brachte das Chamäleon; die zweite, entgegengesetzten Inhaltes, die Eidechse. Das letztere, weit schnellere Thier kam zeitiger an, und so geschah es, daß seine Botschaft zum Gesetze wurde. Aehnliche, aber noch undeutlichere Traditionen möchten fast den Glauben veranlassen, daß mißverstandene Lehren des Christenthums sich in grauer Vorzeit bis zu diesen armseligen Horden verloren hätten. Sie sind jedoch zu schwankend, um ein Urtheil zu gestatten. Der Mehrzahl des Volkes sind sie selbst in dieser Gestalt unbekannt, und nur erst seit der Berührung mit Europäern scheint in ihr die Ahnung einer höchsten Weltregierung wiederum zu dämmern. Zwar will Gardiner unter den Zulahs Spuren von jüdischen Ceremonien beobachtet haben, indessen sind diese so schwach, und das Streben der Kirche, welcher jener Reisende angehörte, Erscheinungen der Natur und Räthsel der Ethnographie auf biblische Autoritäten zurückzuführen, ist so bekannt, daß man dem oberflächlich erwähnten Umstande kein größeres Gewicht beilegen kann. Aberglaube äußert jedoch seinen verderblichen Einfluß noch mehr als unter den Nachbarvölkern, und veranlaßt größeres Blutvergießen, als alle Befehdungen aus gewöhnlichen Ursachen. Einer klagt den Andern des Gebrauchs von Zaubermitteln an, wenn ihm ein Uebel begegnet, und sucht sich zu rächen, und die Anführer greifen nicht selten mit ihrer Horde zu den Waffen, um über die Nachbarn herzufallen, welche angeblich ihre Heerden behexten. Wenn auch kein eigentlicher Priester unter dem Volke zu finden ist, so machen doch einzelne Personen aus Entzauberung ein Geschäft und finden vollen Glauben. Sehr grausam ist die Art, wie man von dem der Hexerei Angeklagten das Eingeständniß seiner Schuld zu erlangen sucht. Er wird mit gabelförmigen Stöcken am Boden befestigt, sein Kopf in einen der hohen kegelförmigen Ameisenbaue gesteckt, sein ganzer Körper mit Trümmern derselben bestreuet und selbst mit Wasser bespritzt, um die Insecten noch mehr zu Angriffen zu reizen. Die Qual ist fürchterlich, denn der Leidende verliert durch Anschwellung fast seine menschliche Form. Wird er als schuldig erkannt, so wartet seiner der Tod durch Steinwürfe und Stockschläge, beiläufig ein auch unter andern Kafferstämmen gewöhnliches Verfahren.

Die Häuser der Zulahs ahmen die Form eines Bienenkorbes

nach, bestehen aus Flechtwerk und sind oben durch künstlich angebrachte Grasbündel gegen Regen geschützt. Nur diejenigen der Häuptlinge sind so hoch, daß ein langer Mann in ihnen aufrecht stehen kann. Der Boden ist festgestampft, wird reinlich gehalten und bisweilen mit Fett eingerieben, so daß er gewisse Härte und Politur erlangt, allein die Wände sind leer, und der Hausrath beschränkt sich auf sehr wenige und ganz einfache Stücken. Dabei ist das Innere durch den Rauch der in der Mitte befindlichen Feuerstelle geschwärzt, der keinen Ausgang als durch die Ritzen des Daches hat, indem die Thüröffnung so niedrig ist, daß die Bewohner auf den Knien hindurch rutschen müssen. Die Industrie des Volkes ist überhaupt sehr gering. Sie begreift die Verfertigung von Assagaien und Schildern, von Kupfer- oder Messingringen zur Zierrath der Arme und des Halses, und von geringem Hausrathe. Das Metall wird aus der portugisischen Factorei an der De Lagoa-Bai herbeigebracht, geht von Hand zu Hand bis zu den Zulahs, die es schmelzen und in Reifen gießen von mehrpfündiger Schwere. Unter einer brennenden Sonne, auf der unbedeckten Haut getragen, sind diese wahre Marterwerkzeuge und veranlassen Blasen und Entzündungen, allein sie werden dennoch beibehalten, und nehmen sich, neben kahlgeschornen Köpfen und Malerei von rothem Thon, auf den schwarzbraunen völlig nackten Körpern auffallend genug aus. Das Schmelzen des Messings geschieht in kleinen Tiegeln innerhalb einer mit glühenden Kohlen erfüllten Grube des Bodens, und wird durch Anwendung von zwei Säcken aus Kuhhaut befördert, die, abwechselnd mit der Hand auf- und abgezogen, die Blasebälge darstellen und durch Gazellenhörner mit dem Feuer in Verbindung stehen. Der Schmelztiegel ist aus grobem Sandstein gemacht, und erträgt ohne Nachtheil einen hohen Hitzegrad. Eisen wird zwar an vielen Orten gefunden, aber nur in den Gebirgen um die Quelle des Amatekuhla zu Lanzenspitzen auf eine rohe Weise verarbeitet. Diese wenigen Producte zeichnen sich nicht entfernt durch Zierlichkeit der Arbeit aus, so wie denn überhaupt es auffällig ist, daß die Negervölker und andere schwarze Stämme Africa's in dieser Hinsicht weit unter den eben so uncivilisirten Völkern Amerika's stehen, deren Waffen und Hausgeräthe oft mit ausgezeichnetem Geschmack und stets mit vielem Fleiß gearbeitet sind. Nicht einmal zum Behufe ihrer Genüsse verstehen die Zulahs gute Werkzeuge zu arbeiten, denn obwohl sie den Tabak, oder vielmehr das Rauchen der Dakka, eines sehr berauschenden Krautes, im hohen Maaße lieben, so sind doch ihre Pfeifen eben so unbequem

als schlecht verfertigt. Schnupfen geht ihnen über alle Genüsse, denn wenn zu diesem Zwecke eine Gesellschaft sich vereint, herrscht Stillschweigen bis der letzte Staub verschwunden ist, und jeder die Nase mittels eines kleinen Löffels im wörtlichen Sinne vollgestopft hat. Dem Trunke sind sie nicht ergeben, vielleicht aus Mangel eines hinreichend berauschenden Getränkes, indem sie wohl eine Art von Bier bereiten, allein mit Destillation unbekannt sind. Heiterkeit scheint überhaupt nicht zu den Zügen der Zulahs zu gehören, denn alle ihre Vergnügungen haben etwas Rohes und Wildes, und sind berechnet kriegerische oder aufregende Eindrücke zu machen. Freilich kann sich aber unbefangener Frohsinn nicht zu Tage legen, die Neigung zu ihm mag sogar ganz aus dem Charakter eines Volkes verschwinden, wenn die blutigsten Despoten während mehrerer Generationen an der Spitze stehen, und die geringste Veranlassung ein Todesurtheil herbeiführen kann.

Da die Zulahs aus einer großen Menge von verbundenen, zum Theil durch Waffengewalt unterworfenen Horden bestehen, so herrscht auch in Hinsicht ihrer Hautfarbe ein großer Unterschied. Einige von ihnen sind ziemlich so hell gefärbt wie die Buschhottentotten an der Gränze der Capcolonie. Chocoladenbraun ist die vorherrschende Farbe, jedoch wird diese weiter nach Nordost immer dunkler, und die Umwohner von De Lagoa-Bai sind kohlschwarz. Auch Dingarn zeichnete durch diese Färbung sich aus. Die Mehrzahl der Männer ist von Mittelgröße, gewandt und rasch. Alle sind gute Fußgänger, und Viele würden im Laufen es mit irgend einem Volke aufnehmen. Obgleich sie keine Muster von Reinlichkeit sind, sondern unbekümmert in allem Schmutze ihrer Viehhöfe sich bewegen und aufhalten, so lieben doch beide Geschlechter das Bad, und besuchen deshalb täglich einmal den nächsten Strom, nachdem sie sich anstatt der Seife über und über mit blauem Thon bestrichen haben. Die Männer gehen, wie schon erwähnt worden, gewöhnlich völlig unbekleidet umher, nur die jüngeren Weiber tragen eine Art von befranzten Schurz oder einen kurzen Rock. Der Ueberwurf, Karoß genannt, welchen die westlichen Kafferstämme tragen, ist bei den Zulahs nicht gefunden worden. Nur im Kriege tragen die Männer einen dicken Rock nach Art der Weiber, der in Form und Länge der bekannten Bekleidung der Bergschotten gleicht und aus Schwänzen von Wildkatzen zusammengenäht ist. Beide Geschlechter tragen das Haupt glatt geschoren; die Männer lassen jedoch einen schmalen Streifen von Haaren um den Oberkopf stehen, um an ihn einen geflochtenen und geschwärzten Ring zu befestigen, der sehr fest

anliegt, wulstig vortritt, eine Auszeichnung der Männer ist, und nur nach Eintritt der Mannbarkeit angelegt werden darf. Die Weiber verschonen auf dem Scheitel einen Büschel des Haares, und färben denselben mit eisenhaltigem Thon. Glascorallen sind wie unter allen wilden Völkern die gesuchtesten Zierrathen, und zwar unter den Zulahs um so mehr, je geringer bisher noch ihre Verbindung mit den Weißen gewesen ist. Der Mann wird unter ihnen als reich beneidet, der einen Theil seiner geschlachteten Kühe zu seinem Schmuck verwenden kann, denn als große Zierrath gilt es, einen Ring von Fettklumpen um den Kopf zu tragen, oder die Gallenblase, mit Fett gefüllt und zum Ringe ausgedehnt, um den Arm zu legen. Ihre Fähigkeit im Fleischessen erregt übrigens Verwunderung, denn zufolge ihrer eigenen Aussage vermögen fünf Männer in anderthalb Tagen eine Kuh aufzuzehren. Rohes Fett ist ihnen eine Nascherei, indessen stehen sie auch nicht an die widerlichsten Dinge, Raupen und Heuschrecken, zu verzehren, wenn die Noth sie drängt. Das Trinken von frischer Galle verleiht nach ihrer und anderer Kaffervölker Ansicht Stärke und Kriegesmuth, und daher zwingen sich die Männer häufig zum Verschlucken jener widerlichen Flüssigkeit.

Die Provinz Victoria oder Natal gehört den Engländern nicht allein zu Folge des oben erwähnten Kaufes der Holländer, welchen die Kaffern jedoch schwerlich als rechtsgültig ansehen würden, sondern auch durch die Abtretung, welche Gardiner vom Häuptlinge der Zulahs erlangte. Sie umfaßt vierzehntausend englische Quadratmeilen, stellt ein fast gleichseitiges Viereck dar, und wird durch das Meer, den Fluß Togala im Norden, den Omzimkulu im Süden und landeinwärts durch die Bergkette Quathlamba begränzt. Das Innere ist zwar ganz unbewohnt, allein da die schwarze Bevölkerung der Küste rasch zunimmt und große Einwanderungen vom Cap zu erwarten sind, so öffnet sich da dem Missionair und dem Colonisten ein weites Feld. Dingarn, obgleich die Verbindung mit Weißen wünschend, hat sich gegen Anlegung von Missionen und Handelsstationen außerhalb der abgetretenen Provinz erklärt. Er scheint Verminderung seiner despotischen Gewalt durch den Einfluß der Weißen zu fürchten, und lehnte, vielleicht mit Recht, und jedenfalls mit schlauer Politik jede Verhandlung mit den Weißen von Natal ab, so lange sie ohne gesetzlichen Verband und ohne anerkanntes Oberhaupt leben würden. Gardiner ging nach dem Cap zurück, um da die Errichtung einer Regierung für Natal zu erlangen, und erreichte im Anfang von 1836 England, wo er dieselbe Sache in Anregung zu bringen und seine menschenfreundlichen Pläne durchzu-

setzen vorhatte. Wie viel er in dieser Beziehung erlangt habe, ist nicht bekannt worden; indessen weiß man, daß auf Veranlassung des Vorstehers der englischen Missionen am Cap, nicht englische, sondern amerikanische Missionaire berufen worden sind, um unter den Zulahs ihr Heil zu versuchen. Von Seiten der Engländer ist diese Wahl als höchst unpolitisch getadelt worden, indem zu fürchten stand, daß sich gradweise eine Kette amerikanischer Missionsposten zwischen den unabhängigen Volksstämmen im Osten und der Capcolonie, jedenfalls zum großen Nachtheile der letzteren bilden würde. Der Handel, sagte man, würde in jener Richtung gar bald den Engländern entrissen und durch amerikanische Schiffe und Agenten betrieben werden, und zugleich die Ehre, im östlichen Theile Südafrica's Sitte und Religion zuerst eingeführt zu haben, verloren gehen. Gardiners Landreise von Port Natal nach der Capstadt hat viel beigetragen, die inneren Gegenden der Provinz bekannter zu machen. Die Reise glich einem Entdeckungszuge, denn über die Richtung und Gangbarkeit des Weges liefen nur sehr unsichere Gerüchte um, indem die ehemaligen Bewohner des Landes vertrieben waren, und die an ihre Stelle getretenen keine Ortskenntniß besaßen. Fast parallel zu der Küste, jedoch ziemlich zwei Längengrade von derselben entfernt, läuft die Bergkette Quathlamba. Es war Gardiners Plan, diese zu übersteigen und auf einem neuen Wege in die Capcolonie von Nordosten her einzudringen. Zu diesem Unternehmen wurde Gardiner eben so sehr durch den Wunsch bewogen, neue und vortheilhafte Verbindungen für die Provinz Victoria zu eröffnen, als durch die Zeitumstände zu ihm gezwungen, da der Krieg der Weißen gegen die Kaffern eben noch fortdauerte, und jede Möglichkeit einer sichern Erreichung der Gränzprovinzen aufhob. Mit fünf Europäern und sechs Eingebornen trat er den Weg an, vertrauend in den höheren Schutz, den er während seiner Wanderungen unter den Zulahs mehrmals deutlich erkannt hatte. Auf dem ganzen Wege von Natal bis zu dem Gränzgebirge befindet sich aber nur eine einzige Niederlassung, seit Tscharka, der König der Zulahs, mordend und verwüstend sie durchzogen hatte. Sie wird von einem unbedeutenden Rest der Stämme bewohnt, die den blutigen Verfolgungen entkamen, und nun unter den Namen von Fingos oder Wanderern, in kleine Haufen vereinzelt, über das ganze Land von Natal bis zur Colonialgränze verstreuet, theilweise als Sclaven anderer Horden leben. Bis zu diesem Punkte war es noch möglich gewesen mit Packwagen und Ochsen vorzudringen, denn die Gegend ist zwar überall hügelig, jedoch meistens offen und

ohne eigentliche Abgründe, sie verspricht vielmehr durch ihren Reichthum an Gras und ihr Klima dereinst zu einem Lieblingsitze jener zahlreichen Classe der Colonisten zu werden, die der Viehzucht im Großen vor dem zahmeren Feldbau den Vorzug geben. Allein achtzig englische Meilen von der Küste mehren die Schwierigkeiten des Vordringens sich mit jedem Schritte, obgleich der Fuß des Gränzgebirges noch weit entfernt ist. Mit unendlicher Mühe werden die Wagen an den ungebahnten felsigen Bergseiten hinaufgeschafft, da die Kraft der Zugthiere allein nicht zureicht. Die begleitenden Männer sind zu harten Anstrengungen gezwungen, indem sie die Fuhrwerke am Rande der Abhänge unterstützen, oder die Wege bahnen müssen. Bisweilen finden die unangenehmsten Täuschungen statt und zwingen zum Umkehren, denn mancher Paß weist bei näherer Untersuchung sich als unzugänglich aus, oder der jenseitige Abfall eines mühsam erstiegenen Bergrückens ist so steil, daß kaum der Fußgänger in das nächste Thal gelangen kann. Zahlreiche kleine Flüsse bilden eine neue Classe von Hindernissen, denn ihre Ufer sind so schroff, daß gewöhnlich erst ein Theil abgegraben werden muß, ehe die Wagen den Durchgang versuchen dürfen, und außerdem sind sie sehr reißend und nach Art aller Gebirgsströme plötzlichen Anschwellungen unterworfen. Der Boden der Thäler ist oft so sumpfig, daß ohne die außerordentliche Bespannung von sechs bis sieben Paar Zugochsen die Wagen stecken bleiben würden. Eine Bergreihe erhebt sich hinter der andern, aber es fehlt eine regelmäßige Folge und Abstufung, und daher nützt die Uebersteigung einer dieser vielfach zerrissenen Ketten zu nichts weiter, als den Reisenden zu verwirren. Die Gebirgsart scheint ausschließlich Granit zu sein, obgleich Gardiner sie bald für Sandstein, bald für Kalkstein hält, und erklärt vollkommen die Kahlheit der Landschaft und den Mangel an Bäumen. In geraumer Entfernung vom höchsten Joche der Quathlambas verschwinden schon alle höheren Büsche, und die Berge sind nur mit Gestrüpp, häufiger mit kurzem, aber dichtem Graswuchs bedeckt. Die Schneide der Gebirgsketten nehmen kahle und ganz unfruchtbare Felsen ein, die, während eines großen Theiles des Jahres mit Schnee bedeckt, eine bedeutende Erhöhung über den Ozean andeuten und zu wilden, oft sehr sonderbar geformten Gruppen sich vereinen. Nur in den geschütztesten Lagen kommen weiter hinab beschränkte, mit niedrigen Bäumen bewachsene Orte vor. Baumartige Farrn, Zamien und die großblüthige Protea, die aber nicht höher als vierzehn Fuß werden, wachsen da in Gesellschaft mit vielen, aber sehr schönen Arten von

Haidekraut. Solche Stellen sind aber so selten und meistens so unzugänglich, daß der Reisende durch sie dem unangenehmen Mangel von Brennholz in seinen Bivouacs nicht oft abhelfen kann, und ungeachtet der Kälte der Nächte und der Nähe gefährlicher Raubthiere ohne Wachtfeuer sich lagern muß. Die Gewohnheit der Wilden, in der trockenen Zeit das Gras anzuzünden, beweist sich in jenen Gegenden eben so verderblich wie in andern ähnlichen Klimaten. Nicht allein wird die Trockenheit durch Verwüstung des Baumwuchses vermehrt, sondern der Boden der Festigkeit beraubt, indem die Vegetation der Gräser ihn nicht genügend bindet, um der Einwirkung heftiger Regengüsse zu widerstehen. Auf diese Weise werden nach und nach weite Flächen der Felsenunterlage entblößt, und dem Lande ein nicht natürlicher Charakter von Unfruchtbarkeit aufgedrungen, der sich außerordentlich zu verbreiten vermag, indem ein an der Küste angelegtes Feuer bisweilen an sechzig Stunden weit in das Innere vordringt und Alles so verwüstet, daß nur die laublosen, geschwärzten Stämme niedriger Palmen und baumartiger Farrn stehen bleiben. Die Umrisse und der Ausdruck der Quathlambas ist alpenartig, groß und mannichfach, allein es fehlen die freundlichen Züge anderer Gebirge, die bewaldeten Thäler, die grünen und fruchtbaren Abhänge der niederen Regionen. Wilde Thiere kommen in vielen Arten und zahlreichen Heerden vor, da sie Niemand stört, und wenigstens für sie genug Nahrung vorhanden ist. So namentlich der Gnu, jenes wunderliche Thier, welches mit den Füßen des Hirsches, den Nacken des Pferdes, den Kopf und die Hörner des Stieres in seiner Gestalt vereint, und, wenn es mit der außerordentlichsten Geschwindigkeit mit niedergebogenem Kopfe und langem fliegenden Schweif vorübereilt, Furcht einflößen könnte, wüßte man nicht, daß es in der Flucht sein Heil sucht, sobald Menschen ihm nahen. Aber auch Löwen und Hyänen bewohnen dieselben Gegenden, und werden die künftigen Colonisten zu einem langen Kriege zwingen, ehe sie ihnen das Feld räumen. Zu welchen Landplagen diese Thiere werden können, zumal wenn Kriege sie herbeilocken, beweisen die Maaßregeln, welche von mehreren, jenseits der erwähnten Gebirge wohnenden Völkern ergriffen werden, um des Nachts ihr Leben zu sichern. Sie wagen nicht in ihren gewöhnlichen Hütten zu schlafen, sondern errichten zu diesem Zwecke besondere, den Löwen unzugängliche, luftige Behältnisse. Der Missionair Moffat zeichnete einen Baum, der in drei Stockwerken siebzehn kleine Hütten von Kegelform trug. In einer jeden hatten zwei Personen vollkommen Platz. Da die Materialien





derselben nur Flechtwerk und Stroh sind, so ist die Last nicht zu groß für die breiten, durch Stangen sorgfältig gestützten Aeste. Den einzigen Zugang bieten die Kerben dieser Stützen, die kein Löwe zu erklettern wagt. Man hat in den noch sehr wenig bekannten Gegenden am Flusse Moriqua, zufolge einer in der Capstadt erscheinenden Zeitschrift (dem südafric. viertelj. Journ. von 1830), ganze Dörfer von mehr als siebenzig Häusern gefunden, die zwar nicht auf Bäumen, aber auf hohen Pfosten ruhten, des Nachts zum Schlafen dienten, und in ihrem untern freien Raume am Tage den Bewohnern Schatten gewährten. Menschen scheinen in den inneren Thälern der Quathlambas sich nie angesiedelt zu haben, und die wenigen Spuren derselben rühren allein von Flüchtlingen der niederen Gegenden her, die den Morden und Verwüstungen der eingefallenen Zulahs zu entgehen suchten.

Gardiner war nach zahlreichen mißlungenen Versuchen, einen Uebergangspunkt über das Gebirge zu entdecken, zwar gezwungen umzukehren, und den Weg nach der Küste einzuschlagen, doch nur der Mangel an Führern scheint dieses veranlaßt zu haben, und nicht die völlige Unzugänglichkeit der Berge. Holländische Bauern sind aus den äußersten Gränzgegenden der nordöstlichen Provinzen mit ihren Wagen über die Quathlamba-Kette in südwestlicher Richtung gegangen und in das Kafferland gelangt, Beweis genug, daß Pässe vorhanden sein müssen, wenn auch nicht an den Stellen, wo der englische Reisende sie suchte. Sollte Natal an Bevölkerung schnell gewinnen und zu einer bedeutenden Provinz anwachsen, so werden auch jene Gebirge seiner Gränze besser durchsucht und mit Fahrstraßen durchzogen werden, indem die jenseits liegenden, seit ohngefähr zehn Jahren begründeten Niederlassungen von Neu-Hantam im Ganzen nur Nutzen aus der Verbindung mit Natal erhalten können. Der bei Weitem größte Theil des jenseitigen Landes ist aber noch völlig unbekannt. Er umfaßt drei der wichtigsten Quellströme des großen Oranjeflusses, den Donkin, Stockestrom und Caledon, ist auf neueren Charten gemeiniglich mit dem Namen Likhoya bezeichnet, und nur von einzelnen Gränzbauern besucht worden. Man beschreibt ihn jedoch als sehr fruchtbar, wohlbewässert, reich an Wild und nützlichen Naturproducten, und voll von Resten, die auf eine weit höhere Civilisation der ehemaligen Bewohner hindeuten als sie gegenwärtig unter irgend einem südafricanischen Volke gefunden wird. Das verschwundene Urvolk verstand aus Steinen Häuser zu bauen, und verschloß

oder befestigte durch steinerne Mauern die Bergschluchten, welche zu ihren Niederlassungen den Zugang gestatteten. Noch weiter nach Norden ist das Land fast gänzlich unbekannt, dem Handel, der Wissenschaft und der Religion gleichmäßig unzugänglich. Die Sage der rohen Horden verlegt dorthin den Wohnort von allerlei abenteuerlichen Geschöpfen einer ungeregelten Einbildungskraft, aber auch zahlreicher Nationen, die in einem an Forsten und großen Binnenseen reichen Lande weitläuftige Städte besitzen sollen. Wird nun auch die Aufhellung dieser Dinge, die zu wiederholt von den Eingebornen erzählt werden, um als bloße Erdichtung gelten zu können, wohl allein den Weißen in den nördlichsten Niederlassungen des Cap, und den Anstrengungen der ausgegangenen Expeditionen aufgespart bleiben, so wird doch die Erforschung des Hochlandes der östlichen Küste von Natal ausgehen müssen.

Die britische Regierung hat im Herbst 1837 endlich die Colonisirung von Natal genehmigt, folglich die neue Provinz unter ihren Schutz gestellt und sie zu unterstützen versprochen. Dieses Ereigniß ist von großer Wichtigkeit für die Verbreitung europäischer Civilisation im südlichen Africa, und wird als solches von dem Freunde der Menschheit und dem wissenschaftlichen Forscher mit gleicher Freude begrüßt werden. Es ist jedoch zu wünschen, daß Kriege, wie der oben erwähnte gegen die Kaffern, sich in Natal nicht wiederholen mögen, denn wenn auch die Eingebornen unterliegen, so entstehen doch durch solche Unruhen gefahrdrohende Spaltungen unter den Weißen, bei welchen eine junge Niederlassung unmöglich gedeihen kann. Es ist kaum glaublich, zu welchen Parteikämpfen der letzte Feldzug gegen die Kaffern, und Lord Glenelgs endliches Urtheil über die Widerrechtlichkeit derselben, Veranlassung gegeben haben. Sie sind mit einer in Europa unbekannten Bitterkeit geführt worden, und haben eine solche Verfälschung von Thatsachen verursacht, daß selbst der englische Minister es für unmöglich erklärte, zu irgend einer zusammenhängenden Geschichte der Ereignisse zu gelangen. Sind doch selbst am Cap die Meinungen sehr getheilt gewesen, und, was am Meisten auffallen muß, auch unter den Missionairen. Die Methodisten erklärten die Züchtigung der Kaffern für wohlverdient, die Missionaire der London- und Glasgow-Gesellschaften schilderten den Feldzug als den unmenschlichen Schlußact eines langen Schauspiels von Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Beide Ansichten haben ihre Verfechter gefunden; ein pseudonymer „Justus" vertheidigte in einer merk-

würdigen Flugschrift im Sommer 1837 die Kaffern und ihre Partei unter den Weißen mit großer Beredtsamkeit und vielem Feuer; Steedman, Alexander und andere Augenzeugen geben Thatsachen, die ganz zu Ungunsten der Kaffern lauten. Die Zeitungschreiber des Cap lassen durch die politischen Zwistigkeiten des Mutterlandes sich zu der oder jener Ansicht bestimmen, und greifen sich gegenseitig mit widerlicher Unmanier an. Hält es daher schwer, zu einer vollkommen klaren Ansicht der Veranlassungen und der Führung jenes Kampfes zu kommen, der jedenfalls über die Kaffern unübersehliches Unglück gebracht hat, so beweist die Gesammtheit der Ereignisse doch wieder von Neuem, daß Völker von halbwilden Gewohnheiten, in der Mitte zahlreich gewordener europäischer Colonien nicht unabhängig fortbestehen können. Entweder sterben sie aus, oder sie weichen den sich ausbreitenden Menschen eines andern Stammes, sei es nun, daß sie, wie im vorliegenden Falle, mit dem Schwerte vertrieben, oder, wie in Nordamerika, auf eine friedlichere Weise verpflanzt werden. Verschmelzung findet zwischen völlig verschiedenen Menschenraçen nicht statt, und selbst da, wo farbige Ureinwohner durch Zahl vorwiegen, und höherer Bildung sich rühmen wie im britischen Indien, bleibt die Lücke zwischen ihnen und den europäischen Einwanderern unausgefüllt. Eine höhere Macht scheint die Verbreitung des weißen, durch Fähigkeiten besonders ausgezeichneten Menschenstammes, auf Kosten farbiger Raçen fast überall zu beabsichtigen, und weitschichtige Länder sind auf solche Art nach und nach in den ausschließlichen Besitz der Menschen kaukasischen Ursprungs gelangt, die leider nur zu oft durch Grausamkeit und Gewalt die Entwickelung jenes Naturgesetzes beschleunigen.

Otaheiti.

Der Name Otaheiti erweckt in Jedem eine Menge Erinnerungen. Wer hat nicht in seiner Jugend Beschreibungen von dem Glück und dem Naturleben der Eingebornen jener schönen Insel gelesen, und Wen hat damals die Schilderung des herrlichen Klima's, des tiefblauen Himmels und der paradiesischen Natur von Otaheiti gleichgültig gelassen? Kann wohl selbst ein gereifter Mann die Berichte der ersten Entdecker zur Hand nehmen, ohne das ehemalige Interesse von Neuem in sich erregt zu fühlen, obgleich er durch den Kampf des Lebens abgekühlt, und im Besitz genügender Geschichtskenntniß sein mag, um zu wissen, was aus jener schönen Welt geworden ist? Es darf nicht Wunder nehmen, daß die erste Kunde von dem zauberhaften Eilande der fernen Südsee, welche vor mehr als funfzig Jahren Wallis, Bougainville und Cook nach Europa brachten, die ernstesten Männer mit Verwunderung erfüllten und zur freundlichsten Theilnahme veranlaßten. Von den Seeleuten selbst schien jene Unempfindlichkeit für feinere und weichere Eindrücke gewichen, die sich im lebenswierigen Kampfe mit den Elementen entwickelt, sobald sie die zauberhafte Insel und ihre Bewohner zu beschreiben begannen. Ihre Wärme und Gefühle trugen sich auf die Leser über; Gelehrte, die, der tieferen Studien gewohnt, nicht leicht der Einbildungskraft nachgaben, und Geschäftsmänner, die nur praktischen Interessen zu folgen gewohnt waren, vertieften sich mit Ueberraschung in die Gemälde eines Glücks und eines Volkszustandes, von welchem man bisher keine Idee gehabt hatte. Jene Reisebeschreibungen machten ein ungewöhnliches Glück, denn sie übertrafen durch Reiz und Neuheit der Entdeckungen Alles, was bis zu dieser Zeit durch Reisende über den Continent Amerika's oder Asiens bekannt worden war. Man erstaunte über das sonderbare Gemisch von Verfeinerung und von Uncultur, von Sanftmuth und von Grausamkeit, welches das Sittengemälde Otaheiti's darbot, aber

man vergaß die Schattenseiten über den Erzählungen der Entdecker von der kindlichen Unbefangenheit und dem Frohsinne, der Gastfreundschaft und Uneigennützigkeit der Eingebornen. Wo irgend die Fremden gelandet, war ihnen dasselbe glückliche Volk entgegen getreten und hatte sich beeifert ihren Aufenthalt in eine Reihe von Festen umzuwandeln, sie mit Freude empfangen, mit Schmerzen entlassen. Ueberall zeichnete es sich durch Größe und schöne Körperform aus, schien weder Kummer noch Leiden zu kennen, und Lebensgenuß als einzigen Lebenszweck zu verfolgen. Die öffentlichen Gesetze, die Regierung der kleinen Staaten und die Einrichtungen der Gesellschaft wurden bei genauer Prüfung als wohl erdacht und zweckmäßig erkannt. Die eingeführte Religion war weder starr noch düster, und bis auf einige Gebräuche im vollkommensten Einklang mit der arkadischen Sitte. Sie war freundlich wie die Natur Oceaniens, denn sie befahl häufige Feierlichkeiten, und erlaubte mit diesen Vergnügen und Genuß zu verbinden. Unbeschränkter Ueberfluß an Nahrungsmitteln und allen Bedürfnissen des Lebens vereinte sich mit einem in Europa nie beobachteten Zustand allgemeiner Gesundheit, und schien den Insulanern ein Glück zu verleihen, welches seit dem Ablauf des goldenen Zeitalters von der übrigen Welt für immer gewichen war. Dichter besangen das wiedergefundene Eden, und tiefdenkende Forscher wurden geneigt, das Loos der Eingebornen jener, so viel Unerklärliches darbietenden Inselgruppe für eine Ausnahme des ewigen Gesetzes zu halten, welches dem Menschen nirgends eine völlig ungetrübte Existenz gestattet.

Als in der Folgezeit andere Reisende die Societätsinseln besuchten, schwand allerdings ein großer Theil dieses zauberhaften Scheins von menschlicher Vollkommenheit und ungestörtem Glück. Minder günstige Seiten des Volkscharakters wurden entdeckt, und genauere Bekanntschaft mit der Geschichte der Inseln wieß nach, daß Leidenschaften auch dort über ganze Nationen dieselben Perioden von allgemeinem Trübsal zu bringen pflegten, wie in den Ländern, die einer tausendjährigen Cultur sich rühmen. Es fand sich, daß dem freundlichen Charakter des Volkes eine eigentliche Tiefe mangele, daß die stets fröhliche und Genuß suchende Laune mit unbeschränkter Sinnlichkeit Hand in Hand gehe, daß treue und unerschütterliche Zuneigung nicht zu finden sei, thätiges Mitleid aber neben dem allgemeinen Leichtsinn nicht bestehe. Indessen erschien es immer noch als Anomalie, daß jenes, sonst so sanfte und heitere Volk, sich Härten und selbst Barbareien zu Schulden kommen lassen konnte, vor welchen ein Wei-

ßer, obwohl sonst vielfach rohere Gesinnungen äußernd, dennoch zurückbeben würde. Wenn Krankheit oder Alterschwäche die Greise befiel, standen die Enkel nicht an sie zu erschlagen, und Kindermord war nicht nur häufig, sondern von dem Gesetze erlaubt. Der Neugeborne wurde allein verschont, den die Mutter anzublicken oder zu liebkosen vermocht hatte, denn nur in einer solchen Handlung lag der Sicherheitsbrief, den fortan Keiner zu verletzen wagte. Cannibalismus, der noch heut zu Tage auf den niedrigen und unfruchtbaren Sandinseln des großen Oceans gewöhnlich ist, war zwar seit undenklichen Zeiten aus Otaheiti verbannt, aber die inneren Kriege wurden mit großer Grausamkeit geführt, und auf dem Altar des Kriegsgottes dampfte nicht selten das Blut von Menschenopfern. Vor dem Zusammentreffen der kämpfenden Parteien wurden mit gegenseitiger Uebereinstimmung solche Vorkehrungen getroffen, daß Flucht oder Ausweichen unmöglich gemacht, und ziemlich vollständige Ausrottung des einen Haufens die Folge war. Verlängerte sich in seltenen Fällen der Krieg über diesen entscheidenden Kampf, und drang der Sieger zuletzt in das befestigte Dorf des Gegners, so unterwarf er Greise, Kinder und Weiber einem gemeinsamen Tode. Das dringendste Flehen, Jugend und Schönheit vermochte diese dann nicht zu retten, und selbst der schreckliche Versuch der Weiber, den Feind, dessen Sinnlichkeit sie zu wecken hofften, unbekleidet um das Leben zu bitten, schlug meistens fehl, da dieser, von der Wuth des Kampfes erfüllt, oder aus Furcht vor den Rache fordernden Gespenstern seiner gemordeten Freunde, das erwachende Mitleid unterdrückte, dem Opfer rasch befahl die Augen zu schließen, und mit einem Keulenschlage seinen Bitten und seinem Jammer ein Ende machte.

Solche Erfahrungen trugen Viel dazu bei, dem durch die Entdeckung Otaheiti's wankend gewordenen Grundsatze, daß im Naturstande ein reines, des Menschen würdiges Glück nicht zu finden sei, sein voriges Ansehen zurückzugeben. Sie verminderten indessen nicht die Verwunderung über den Widerspruch, der in dem Charakter jenes Volkes sich offenbarte, und veranlaßten eine Menge von Vermuthungen, die um so unsicherer sein mußten, je geringer die historischen Ueberlieferungen jener Insulaner sind, und je unbedeutender sich folglich die Mittel erweisen, um auf philosophischem Wege die Nothwendigkeit vorhandener Zustände aus der Geschichte der Vergangenheit zu entwickeln. Der Otaheitier bietet vortreffliche Züge neben sehr lasterhaften Neigungen, die sich schwerlich mit einem jugendlichen Alter, sei

es am Individuum oder an der Menge, vertragen. Gerade dieser Umstand rechtfertigt die Vermuthung, daß er den Resten eines Volkes angehöre, welches einst einer höheren Sittigung sich erfreuete, aber in einer, einen großen Continent in tausend Inseln zersplitternden Erdrevolution unterging, und den Ueberlebenden nicht seine Bildung hinterließ, sondern nur die von dieser unzertrennlichen Keime des Lasters. Leicht und im Vorzug mögen diese sich entwickelt haben, als die Bande der Religion und des Gesetzes durch jene Katastrophe gelöst waren, und somit dürften die Sitten der heutigen Polynesier nur als die entarteten Ueberbleibsel alter und besserer Institutionen erscheinen, das Volk selbst als ein in seiner Entwickelung zurückgegangenes, jedoch hin und wieder durch die Gunst des Klima's und den Reichthum seiner heimathlichen Natur an völliger Verwilderung gehindertes angesehen werden. Erwägt man, wie unter dem rauhen Himmel und auf dem unfruchtbaren Boden Neuseelands, die den Otaheitiern nahe verwandten Bewohner ungleich mehr der Barbarei verfallen sind, und wie neben einer deutlich bemerklichen geistigen Unmündigkeit die Völker Oceaniens den Stempel höheren Alters tragen, so gewinnt jene Vermuthung an Wahrscheinlichkeit. Ein Zwiespalt scheint in ihrer innersten Natur zu herrschen, die dunkle Rückerinnerung an eine bessere Vergangenheit manche ihrer Sitten und Ueberzeugungen instinctmäßig zu bestimmen. In der alten Religion der Otaheitier mischt sich eine grobe Vielgötterei mit dem Glauben an ein übersinnliches höchstes Wesen. Der letztere tritt in ihrem öffentlichen und häuslichen Leben, bei Arbeiten und Vergnügungen unverkennbar hervor, ohne jedoch die Ergreifung strenger Sitte, die Entstehung ächt menschlicher Gefühle vermitteln zu können. Weisen diese Strahlen eines höheren Bewußtseins den Otaheitiern auf einmal eine bessere Stellung an, so drücken ihn seine Barbareien wieder zu den Wilden hinab. Ziehen wir die Resultate der zahlreichen Berichte über jenes Volk, so ergiebt sich ein trostloses Schwanken und Schwäche als hervorragender Zug seines Charakters. Bald ist sein Vertrauen ohne Gränzen, bald äußert es ohne alle Ursache Verdacht. Einmal leichtsinnig, sorglos und veränderlich, dann auf einmal wieder verdüstert, wild und gefährlich mit der eisernen Consequenz der Naturmenschen, und endlich geraume Zeit gutmüthig und kindlich, hat der Otaheitier vom Manne nur die Gestalt und die körperliche Kraft, denn sein Geist ist im Zustande der zweiten Unmündigkeit des Greisenalters befangen. Wer mag wohl solche Anomalien durch die Annahme jugendlicher Unreife erklärt halten?

Daß ein Zustand wie der so weit geschilderte im Sinne civilisirter und moralischer Völker nicht mit dem Namen des Glücks belegt werden könne, liegt zu klar am Tage, um der Erläuterung zu bedürfen. Allein eine andere Frage ist es, ob die Inselbewohner des großen Oceans während jenes Zustandes zufriedener lebten als jetzt, und ob seit der Ankunft der Weißen unter ihnen an die Stelle der für glücklich geachteten, aber gewaltsam zerstörten Verhältnisse etwas Besseres und Höheres gekommen ist. Es ist traurig, daß beide Fragen auf das Entschiedenste verneint werden müssen. Der Begriff, daß das höchste Lebensglück in groben Sinnesreizen bestehe, konnte allerdings bei gesitteten Europäern keine Billigung finden, allein jener Insulaner hatte keine Ahnung von der Unerlaubtheit einer solchen Existenz und lebte daher ohne durch sein Gewissen beunruhigt zu werden. Sitten, die den Europäer mit Entsetzen erfüllten, z. B. der Kindermord, hatte für Jenen nichts Grausenhaftes oder Störendes, indem sie theils Folgen der Uebervölkerung, theils durch die Religion geboten, oder durch lange Gewöhnung gleichgültig geworden waren. In Bezug auf gewöhnliche häusliche und bürgerliche Sorgen war der Otaheitier auch in unserem Sinne ein höchst beglücktes Wesen, denn schwerlich möchten in irgend einem Welttheile eben so viele, das materielle Wohlbefinden bedingende Umstände sich vereinen, wie auf den Societätsinseln. Die Natur ist ungemein freigebig, und körperliche Uebel waren ehedem den Einwohnern eben so unbekannt als die geistigen Leiden, welche mit höherer Cultur stets vergesellschaftet sind. Man kann nicht umhin, den älteren Seefahrern Recht zu geben, wenn sie sagen, daß, mit Ausschluß der erwähnten Grausamkeiten, die Lebensweise der Otaheitier an die Jugendzeit unseres Geschlechts erinnere. Wie sehr sich unter ihnen menschliche Gebrechlichkeit sonst auch kund gab, so standen sie doch weit über den rohen Völkern Africa's oder Neuhollands, denn sie vegetirten nicht wie diese im Schmutz, und trieben mancherlei Künste. Obgleich der Arbeit abgeneigt, waren sie die Fleißigsten unter den Bewohnern der Tropenländer, und wenn sie auch Tage und Wochen im Nichtsthun verbrachten, so waren sie doch weit entfernt davon, in das blödsinnige Hinbrüten zu verfallen, welches dem melancholischen Ureinwohner Amerika's Genuß zu geben scheint. Ihr Frohsinn wurde durch die Lasten und die Beschränkungen einer europäischen Staatseinrichtung nicht getrübt, und selbst ihre Kriege machten nur kurze Unterbrechungen der Feste aus, denn kaum war der Friede geschlossen, so vermischten sich die Heere mit so viel

Heiterkeit, als hätten sie sich nimmermehr feindlich entgegengestanden. Sie liebten den Scherz, kannten die ganze Gewalt des Lächerlichen, und zeichneten als lebhafte und witzige Redner sich aus. Gastfreundlich, weil Geld, Handel und Eigennutz noch nicht eingeführt, die Bedürfnisse des Lebens ohne Mühe zu erlangen waren, liebten sie Gesellschaften um sich zu sammeln und ihre Genüsse mit Andern zu theilen. Trat als sehr auffallender und von allen Reisenden scharf getadelter Fehler die Schrankenlosigkeit des Umganges beider Geschlechter hervor, so war dafür der Gebrauch von geistigen Getränken völlig unbekannt. Ihrer Religion, wie unvollkommen diese uns auch scheinen mag, waren die Otaheitier ohne Heuchelei ergeben, und wenn ihr ganzer Zustand auch keine Andeutungen von der Herrschaft fester moralischer Grundsätze gewährte, so waren doch grobe Verbrechen, Raub, Mord im Frieden, und heftige Leidenschaften dem natürlich gutmüthigen, aber leichtsinnigen Volke fremd.

Unter welchem Gesichtspunkte man auch die so weit geschilderten Verhältnisse betrachten möge, so ist man doch genöthigt zu gestehen, daß andere und ungleich unglücklichere an ihre Stelle getreten sind, seit die Weißen auf jener Insel, die Bougainville einst die neue Cythära nannte, Fuß gefaßt haben. Geben wir auch zu, daß die romantischen Gemälde der Entdecker großentheils unter dem Einflusse des Sinnenrausches und ohne tief eindringende Kenntniß der inneren Zustände entworfen worden sind, daß sie also als einseitige betrachtet werden müssen, so stechen doch die Berichte unserer Zeit so sehr von ihnen ab, daß man die Vergleichung nicht ohne Mißmuth vollendet. Man kann sich nicht verbergen, daß der schöne Traum unserer Väter, europäischer Unterricht werde aus den neuentdeckten Naturkindern bald ein tüchtiges Volk erziehen, einer entgegengesetzten traurigen Wirklichkeit gewichen sei. Die von diesen gezeigte Empfänglichkeit für höhere Ausbildung hat keine Resultate geliefert, und die Früchte des Unterrichts sind ohne Dauer gewesen. Das Volk ist unglücklicher als je vorher. Die schreckende Schnelligkeit seiner Zahlenverminderung beweist dieses, obgleich die laute Klage fehlt oder nicht bis nach Europa dringt. Wer aber die Erörterung dieser Schuld unternimmt, betritt einen gefährlichen Boden. Eben so wie auf jener Insel selbst sich hitzige Kämpfe zwischen den Missionairen, den andern weißen Ansiedlern und den Seefahrern wegen solcher Anklagen entsponnen haben, so sind sich auch in Europa und Nordamerika Parteien entgegengetreten. Man hat wechselsweise erniedrigende Schilderungen verbreitet

bald die Missionaire als unwissende, eigennützige Tyrannen hingestellt, die das Volk zu ihren Privatzwecken mißbrauchen, statt Religion ein düsteres, bigottes Formenwesen einführen und nach Alleinherrschaft streben, bald die Verbannung aller nicht kirchlichen Weißen, als der Herolde der greulichsten Verderbniß verlangt. Solche Streitigkeiten sind so widerwärtig, daß man, wäre man auch im Besitz von genügenden Anschauungen, um zu einem Urtheil berechtigt zu sein, sich einzumischen nicht geneigt sein kann. Wir beschäftigen uns daher hier nur mit Zusammenstellung der neuesten Nachrichten über Otaheiti, indem wir theilweise dem geistreichen Werke des Holländers Moerenhout folgen, der fünf Jahre in Polynesien zubrachte, und nach Otaheiti zurückgekehrt ist. Sie rechtfertigen leider nur zu sehr, was von dem verderblichen Einflusse der Weißen auf Indiervölker gesagt wird, und was in speciellerem Falle Beechey, Kotzebue u. A. von dem Unglück der Otaheitier mittheilten.

Als Cook im Jahre 1768 zum ersten Male auf Otaheiti landete, schloß er aus der Menge der vorgefundenen Kriegskähne auf eine Bevölkerung von mehr als einhundertzwanzigtausend Seelen. Diese Annahme wird noch jetzt durch die Menge der durch das Innere der Insel zerstreueten, aber in Trümmer zerfallenen Morais, der Versammlungsorte zu religiösen Festen, gerechtfertigt. Die Sitte des Kindermordes war aus Furcht vor Uebervölkerung entstanden. Von jener großen Volkszahl sind jetzt höchstens siebentausend übrig. Cook sah schwerlich die fürchterlichen Folgen voraus, als er auf seiner dritten Reise den Wunsch äußerte, die civilisirten Völker möchten künftig die Gesellschaftsinseln häufig besuchen, um Handel mit ihren Bewohnern zu treiben, und diese mit den unentbehrlich gewordenen europäischen Waaren zu versehen. Kaum waren die Insulaner mit den Weißen in häufigere Verbindung getreten, so waren sie auch dem Untergange verfallen. Eine furchtbare Krankheit war unter den arglosen, der Sinneslust rückhaltslos ergebenen Eingebornen verbreitet worden, und richtete um so größere Zerstörungen an, je weniger sie gekannt war. Sie würde durch den allgemeinen Abscheu vor den Erkrankten und durch die Ausstoßung derselben von selbst erloschen sein, wären nicht immerdar neue Schiffe angekommen. Das Uebel schritt daher mit zunehmender Schnelligkeit vorwärts, zerstörte den innersten Kern des Volkes, und ist jetzt so allgemein, daß selten alle Glieder einer Familie zugleich von ihr befreit sind. Das schöne Ebenmaaß der Gestalten und der von den Entdeckern gerühmte kräftige Körperbau sind selten

geworden, und die lebende Generation trägt den Stempel einer gewaltsamen Entartung. Noch andere Uebel folgten den vermehrten Besuchen der Weißen. Auf Otaheiti hat man neue Beweise von der tödtlichen Einwirkung gesehen, welche weiße Niederlassungen auf die Ureinwohner in den meisten warmen Ländern, und zwar ohne Vermittelung des Brantweins und des Schießpulvers äußern. Wo zwei ungleiche Menschenraçen zusammentreffen, wird die wilde von Fiebern, Dysenterien und einer Menge vorher ungekannter Uebel befallen, und nicht selten stirbt die Bevölkerung aus, ohne die Einwirkung von epidemischen oder sonst deutlich erkennbaren Krankheiten erfahren zu haben. Niemand ist noch im Stande gewesen, dieses grauenhafte, aber besonders in Amerika vielfach beobachtete Phänomen genügend zu erklären, denn alle derartige Versuche scheitern an der Unmöglichkeit, eine materielle Verbindung zwischen Ursache und Wirkung nachzuweisen. Kaum hatte Cook den Archipel von Otaheiti verlassen, als eine bisher unbekannte Krankheit die Bevölkerung zu decimiren begann, und von Insel zu Insel schritt. Noch in der neuesten Zeit ergab sich ein ähnlicher Fall auf der kleinen, aber berühmt gewordenen Pitcairninsel. Die bis zu ihrer Wiederauffindung patriarchalisch glücklichen Bewohner lernten erst nach Ankunft der Europäer Krankheiten kennen. Der verlängerte Aufenthalt eines englischen Walfischfängers rief dort vor wenigen Jahren ein schonungslos um sich greifendes, zum Glück nicht lebensgefährliches Fieber hervor. Auf ähnliche Weise befallen tödtliche Katarrhe die wilden Indierhorden Südamerika's, wenn sie des Tauschhandels wegen in den Missionen und den letzten Außenposten der Weißen sich einfinden. Sie entfliehen von plötzlicher Furcht ergriffen, und die geringe Zahl der glücklich Entkommenen glaubt dann um so fester an den bösartigen Zauber, der, zu Folge einer alten Sage, die christlichen Niederlassungen in der Mitte der Wildniß beschützt.

Nicht minder verderblich als diese neuen physischen Uebel wurden den Otaheitiern die Veränderungen ihres politischen und moralischen Zustandes. Einzelne und vorzüglich unternehmende Häuptlinge erhielten Gelegenheit durch Handel sich zu bereichern, und sobald diese Bahn gebrochen, Ungleichheit der Glücksgüter entstanden war, wich die vormalige Genügsamkeit und Ruhe aus der Mitte des Volks. Es entstanden traurige Spaltungen, die von den Europäern vermehrt wurden, wie Laune oder Eigennutz es geboten. Das seit uralten Zeiten als heilig Betrachtete vorlor an Achtung, nachdem die Weißen es

verspottet oder wohl gar mit Gewalt zerstört hatten, ohne deshalb von der Rache der beleidigten Götter getroffen worden zu sein. Das mit der alten Religion verknüpfte Regierungssystem schien von nun an Vielen bedrückend, oder auf Willkühr und Betrug begründet. Anarchie und Bürgerkrieg, durch Weiße angefacht und erhalten, verdrängte die vorige Ordnung, Unglauben vereinigte sich mit Trinksucht und Krankheiten, und bald genug blieb dem Volke wenig mehr übrig als das Andenken einer vergangenen, besseren Zeit. Der Bekanntschaft mit den Weißen verdankte es sein gemeinsames unübersehliches Unglück. Missionaire waren gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zwar schon eingetroffen, allein auch die besten und eifrigsten derselben konnten nach zwölfjähriger Arbeit noch keines Erfolges sich rühmen. Die allen Ausschweifungen ergebenen Indier verstanden sie nicht, oder verlachten die von ihnen gepredigte Tugend, denn Nichts konnte mit der neuen, die strengsten Grundsätze verlangenden Religion mehr im Widerspruche sein, als der alte, den Sinnengenuß zur Pflicht erhebende Glaube. Zu jener Zeit wurden unerhörte Dinge begangen; die Indier hatten Brantwein zu verfertigen gelernt, und die brutalisirenden Folgen seines Genusses blieben nicht aus. Bald hörte man von sonst unbekannten Verbrechen. Die Otaheitier überfielen zwei englische Schiffe und ermordeten die Mannschaft; sie lebten fortan geraume Zeit ohne alle Gesetze, und ihre Insel, bisher der Zufluchtsort der Seeleute und das Paradies, nach welchem sich Alle sehnten, die jene Meere befuhren, erhielt einen Namen wie Neuseeland und die gefährlichsten Inseln der Marquesas, wo von jeher eine Bevölkerung von Cannibalen mit Verrath und Tod die Landenden bedrohte. Bis auf diese Stufe der Verdorbenheit war ein natürlich gutmüthiges, wenn auch schwaches Volk in wenigen Jahrzehnten durch den Umgang mit Weißen gesunken!

Ein in Europa sehr bekannt gewordener Häuptling, Pomareh, nahm endlich mehr aus Politik als aus Ueberzeugung die christliche Religion an, und zwang, zum Theil mit Gewalt, seine Untergebenen diesem Beispiele zu folgen. Eine neue Laufbahn öffnete sich dem Volke, denn mit dem alten Glauben fielen alle bisher gültigen Gesetze und Herkommen. Ein unterrichteter und hellsehender Mann würde, von genauer Kenntniß des Nationalcharakters unterstützt, unter so veränderten Umständen Wunder zu thun, die Insulaner zu beglücken vermocht haben. Kein solcher ist jedoch aufgetreten, denn die Missionaire waren bei übrigens bestem Willen

theils nicht vertrauet genug mit dem Wesen und der Geschichte der Otaheitier, theils zu sehr mit Vorurtheilen ihres Standes erfüllt, um jenen großen Ansprüchen genügen zu können. Sie wirkten entweder gar nichts, oder sie predigten kalte Moral, ohne um die bürgerlichen Fortschritte der Menge sich zu bekümmern, obwohl der große Zulauf aller Classen und Alter ihnen ein unbeschränktes Feld eröffnete. Kirchen und Schulen entstanden dennoch in Menge, und füllten sich, noch kaum zur Hälfte vollendet, mit zahlreichen Neophyten, die alle den Wunsch äußerten, die Religion, und besonders das bewunderte Wissen der Europäer sich anzueignen. Der Kirchengesang fand unter dem vorzüglich musikalischen Volke großen Beifall, und wurde mit vielem Erfolge gelehrt. In allen Häusern und zu allen Tageszeiten ertönten Hymnen, und häufig wurde gebetet. Die letztere Gewöhnung war jedoch keine neue, denn seit undenklichen Zeiten war es auf jenen Inseln gebräuchlich, nie vom Schlafe sich zu erheben, oder eine Mahlzeit zu nehmen, ohne der Gottheit zu danken. Die alten Götter wurden nicht allein durch das Christenthum gestürzt; auch die grausame Sitte der Menschenopfer und des Kindermordes verfiel; Kranke und Alterschwache erhielten fortan menschliche Pflege. Die Humanität schien einen Sieg zu feiern. Es war so weit dem Christenthum gelungen in kurzer Zeit einen großen Theil der alten Barbarei zu verdrängen, allein weiter sollte sein Einfluß sich nicht erstrecken. So lange den Indiern nur zugemuthet worden war, die Kirchen zu besuchen und äußere Formen zu beobachten, herrschte allgemeine Zufriedenheit. Als sie aber erkannten, daß der neue Glaube eine bis dahin ungekannte Reinheit der Sitten verlange, eine Regelmäßigkeit des Lebens gebiete, deren Nutzen sie nicht begriffen, als die Missionaire im unklugen Eifer so weit gingen, sogar unschuldige Vergnügungen zu verbieten, mit Gewalt aus sinnlichen Naturmenschen Asceten zu machen versuchten, und endlich sogar die geringsten Vergehen mit Härte straften, da verbreitete sich Unwille und Neigung zum Rücktritte, wo dieser möglich schien. Unglücklicherweise gehörten die Missionaire zur Secte der Methodisten, die unter allen die strengsten und düstersten Grundsätze hegt. Sie vergaßen die Macht der uralten Gewöhnung und des Klima's gehörig zu erwägen, als sie dem wollüstigen Volke eines Tropenlandes plötzlich die unbedingte Enthaltsamkeit, die Ruhe und den Ernst der civilisirten Nationen Nordeuropa's zur Pflicht machten, seinen angestammten Charakter zu verleugnen geboten, und Manches, was kein Eingeborner für unerlaubt gehalten,

als höchst unmoralisch bezeichneten, und nicht selten aus Verdruß über die Fruchtlosigkeit der Vermahnungen mit inquisitionsartigen Strafen belegten. Zu spät machte man die Entdeckung, daß keine eigentliche Verbesserung der Insulaner erfolgt, wohl aber manches Gute der Vorzeit zerstört worden, und daß es ein Irrthum gewesen sei, als man das Zuströmen eines müßigen, und nach neuen Eindrücken strebenden Volkes für religiösen Eifer, seine Neigung Musik zu treiben für Frömmigkeit nahm. Zwang füllte fortan die Kirchen, und Furcht allein erhielt das Ansehen der Missionaire aufrecht. Die Häuptlinge sahen sich gezwungen mit den letzteren in Verbindung zu treten, da zu Folge der neuen Einrichtungen ihre Macht geschwunden war; allein auch diese vereinten Gewalten vermochten die Wirkungen der Mißgriffe nicht aufzuheben. Die alte Religion war zerstört, das Volk aber bekannte sich zu der neuen nur im Aeußern, war froh bei jeder Gelegenheit die lästige Maske von sich zu werfen, und lebte ohne irgend einen Glauben. Die Regierung der Häuptlinge, die Ordnung des Ranges, das Herkommen, die Einrichtungen der Familien und des Staates waren auf einmal zerfallen und Nichts an ihre Stelle gesetzt worden. Die Missionaire glaubten Etwas thun zu müssen, und gaben den Otaheitiern, obwohl diesen die Vorbegriffe mangelten, eine geschriebene Verfassung und Gesetze, von welchen künftighin das Wohl und Weh des Volkes abhängen sollte. Das wenig verstandene Gesetz wurde mit Strenge gehandhabt, harte Strafen verhängt, sogar Ehrlosigkeit über die Vornehmsten wegen kleiner Vergehen ausgesprochen, und, wie es schien, absichtlich Alles gethan, um die Otaheitier entweder zu Heuchlern umzuformen, oder der neuen Religion und ihren unvorsichtigen Lehrern den größten Haß aufzuladen. Politische Veränderungen untergruben das Ansehen der letzteren, Aufstände erhoben sich gegen sie, und endlich bildete sich vor wenigen Jahren sogar eine Secte, welche mehrere mißverstandene Lehren des Christenthums mit den alten heidnischen Gebräuchen vermischt, und so einen Glauben einzuführen strebt, welcher die Ausübung der größten Ausschweifungen unter dem Gewande eines religiösen Cultus zur Pflicht macht. In den neuesten Zeiten hat sich eine entschiedene Partei gegen die Missionaire gebildet, und da diese nicht mehr unumschränkten Einfluß genießen, sondern sehr viele andere Weiße auf Otaheiti sich niedergelassen haben, herrscht dort unaufhörliche Zwietracht, unter welcher die Religion keine Fortschritte macht, das Volk aber mit raschen Schritten seinem Untergange zueilt.

Es ist unter solchen Umständen nicht zu verwundern, daß heut zu Tage die auf Otaheiti landenden Fremden nicht mehr auf so günstige und erfreuliche Eindrücke rechnen dürfen, wie die ersten Entdecker der Insel. Nur die Natur ist sich gleich geblieben, und entwickelt auf jenem kleinen, gleichsam bezauberten Punkte noch immer den Glanz und die tropische Schönheit, welche von jeher die Seereisenden bezauberte, und Vielen für eine Verwirklichung dichterischer Bilder galt. Ein dunkelblauer Himmel breitet sich über dem hohen Eiland aus, und jenseits der schäumenden Riffe erstrecken sich tief landeinwärts die geräumigen Baien, in denen Cook und seine nächsten Nachfolger Schutz und Erholung fanden. Auf ihren unbewegten Flächen spiegeln sich die schön geformten Berge der Küste wieder, die von ihrer Spitze bis zum Strande dicht bewaldet sind. Ueberall erfreuet dasselbe schöne Grün das Auge des Ankömmlings, der Monate hindurch nur einen wolkenlosen Himmel und ein höchst selten aufgeregtes Meer um sich sah; Bäume, Blumen und Früchte bieten überall sich dar. Durch die tiefen Thäler oder die steilen Furchen der Berge stürzen zahllose Bäche des reinsten Wassers herab, um sich zu kleinen Flüssen zu vereinen und die Ebenen in der veränderlichsten Richtung zu durchlaufen. Wenige Pflanzungen unterbrechen diese natürlichen Gärten, denn der Indier betreibt am liebsten seinen Ackerbau im Inneren der Insel, wo ihn die Weißen minder leicht erreichen, und daher erscheint das Land in seinem ganzen, theilweis wilden Reichthum einer unbeschränkten Vegetation. In dem Haupthafen geankert, sieht der Seereisende vor sich das Dorf Papaiti, dessen europäisch gebaueten Häuser sich scharf von dem dichten Waldwuchs der Berge abzeichnen, und hinter sich hat er kleine malerische Eilande, das blaue Meer und das die ganze Insel umgebende Riff. Würde ein solches Panorama überall dem Auge gefallen, so wirkt es bezaubernd auf Diejenigen ein, welche zum ersten Male einen natürlichen Reichthum und Landschaften vor sich ausgebreitet sehen, wie sie weder Europa noch irgend ein anderes Land der gemäßigten Zonen darbietet. Allein mit diesem Anblicke endet der Genuß, und Täuschung wartet eines Jeden, der, mit den Bildern erfüllt, welche Cook von den Menschen der Insel entwarf, seinen Fuß an das Land setzt. Wenige Stunden genügen, um den Fremden von der jetzt herrschenden Verdorbenheit und dem Unglück der Eingebornen zu überzeugen, obgleich ein verlängerter Aufenthalt allein den Umfang derselben in seiner vollen Größe kennen lehrt. Schneller noch treten andere Täuschungen hervor, denn das aus der Ferne einladende

Dorf ist ohne Ordnung gebauet, und die wenigen wohnlichen Häuser gehören den Europäern. Die Kirchen und Schulen zerfallen in Trümmern, weil die Eingebornen nicht anders als gezwungen zu ihrer Erhaltung beitragen. Anstatt der ehemaligen geräumigen und luftigen Häuser, besitzen die Indier jetzt kleine und von allen Seiten geschlossene Hütten, wo statt der von den früheren Reisenden gerühmten Reinlichkeit ein anwidernder Schmutz herrscht. Die gefallene Religion und die vielbeschriebene Sitte des Tabuh bekämpften erfolgreich solche Vernachlässigung; das Christenthum befaßte sich nicht mit ihr, und daher sind Krankheiten häufig geworden, die man ehemals auch nicht dem Namen nach kannte. Hinter den undurchsichtigen Wänden verbirgt sich bequem eine Menge der abscheulichsten Laster, die um so rascher um sich greifen mußten, je strenger das neue Gesetz befolgt, und je härter die offenbar auftretende Sinnlichkeit, die von jeher des Volkes vorherrschenden Charakterzug gebildet hatte, bestraft wurde. Nach Hausrath in jenen Hütten sich umzusehen ist nutzlos, da die ehedem gewöhnlichen Industriezweige in Verfall gekommen sind. In starrer Unthätigkeit strecken sich jetzt die einst so beweglichen Insulaner auf elenden Matten aus, und finden dabei ihr höchstes Glück. Diese unnatürliche Veränderung ihrer früheren Lebensweise hat auch körperlich auf sie eingewirkt. Besonders sind die Gestalten der Weiber unbehilflich und schwerfällig geworden, seit ihnen der Tanz verboten ist, und europäische Stoffe zur Kleidung so leicht zu erwerben sind, daß die Betreibung der einheimischen, und ziemlich ausgebildeten Webekunst nicht mehr die Mühe lohnt. Die Familien suchen dafür meist auf sehr ehrlose Weise ihren Unterhalt zu gewinnen. Naht der Abend, so füllen sich ungeachtet des Verbotes und ausgestellter Schildwachen die fremden Schiffe mit Männern, die den Seeleuten die Gunstbezeugungen ihrer Weiber und Töchter verhandeln. So groß ist die Verderbniß, daß Moerenhout versichert, sie nur auf die Gefahr hin schildern zu können entweder für einen Verläumder der Eingebornen gehalten zu werden, oder das Gefühl seiner Leser zu beleidigen. Dem Fremden wird bei einiger Sprachkenntniß der Umgang mit den Otaheitiern bald durch die Gewohnheit beider Geschlechter und selbst der Kinder zuwider, über die obscönsten Gegenstände rückhaltslos zu sprechen, und zwar nicht sowohl aus Unbefangenheit als aus jener Verdorbenheit, die überall nach neuem Kitzel sucht. Traurig, obwohl von den Missionairen abgeleugnet, ist die Erfahrung, daß diese Demoralisation sich keinesweges allein auf die Häfen erstreckt, wo ein fortwährender Wechsel

fremder Seeleute statt findet, sondern über das Innere der Insel und alle benachbarte Eilande gleichmäßig verbreitet ist. Wo irgend Gelegenheit sich darbietet, sei es daß ein Schiff einlaufe, oder Weiße auf einer Landreise eintreffen, beginnt auch in den entlegensten Gegenden dasselbe Schauspiel der Prostitution. Sind die Sitten dieser Insulaner von jeher schlaff gewesen, so haben sie den höchsten Grad von Schlechtigkeit nur dann erst erreicht als Weiße angekommen waren, von welchen ein Theil zu herrschen und langgewohnte Laster auf die unzweckmäßigste Art zu bekämpfen unternahm, während der andere denselben Vorschub leistete, und sie vergrößerte, indem er die Verbindung der Sinnlichkeit mit roher Gewinnsucht veranlaßte.

Dieser höchst unerfreuliche Zustand der Bevölkerung Otaheiti's ist nur in den neuesten Zeiten bekannter geworden. Die rasche Verbreitung des Christenthums, der scheinbare Eifer der Insulaner, die gefüllten Kirchen, die Schnelligkeit, mit welcher sich jene den neuen Einrichtungen unterwarfen, betrog nicht allein die vorübergehenden Besucher, sondern selbst die Missionaire so weit, daß man das Werk für halb vollendet erklärte, und sich Glück wünschte zu der Verpflanzung und dem Gedeihen der Religion und sittlichen Bildung nach einem der entlegensten Erdenwinkel. Wie wenig der unmündige Charakter des Volkes erkannt war, welche Mißgriffe die Lehrer des letzteren machten, beweisen vielfache Thatsachen. Regierungsform, Gesetze, Künste und Wissenschaften, Gewerbe und häusliche Sitten sollten, nach europäischem Muster modellirt, auf Otaheiti Eingang finden. Man nahm eben so wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse und bestehenden Einrichtungen des Volks, als auf seinen Charakter und das Klima des Landes. Es wurden sogar auf Eimeo Baumwollenspinnereien errichtet, obgleich der Verbrauch solcher Gewebe auf den Gesellschaftsinseln nur unbedeutend war; die Indier sollten schnell die Zuckerbereitung auf westindische Weise betreiben; man schickte ihnen zu diesem Zwecke complicirte Maschinen aus Europa, und endlich gab man ihnen Gerichtshöfe und eine Verwaltung, die weder von den Umständen geboten noch verstanden wurde. Das Volk hatte von jeher verstreuet auf kleinen Pflanzungen sich aufgehalten, wo jeder Besitzer oder Häuptling in der Mitte seiner Familie oder seiner Untergebenen ein friedliches und verhältnißmäßig arbeitsames Leben führte. Die Veränderung der Religion erheischte Unterricht, und da die Indier nicht täglich mehrere Meilen weit zur Kirche kommen konnten, so legte man ihnen den bittern Zwang auf, in Dörfern sich anzubauen. Auf diese Art

zerriß man die bestehenden Bande zwischen Aeltern und Kindern, Herren und Dienern, man löste die gewohnten Verhältnisse und gewann nicht nur keinen günstigen Erfolg, sondern veranlaßte einen schnelleren Verfall der Sitten, und erfüllte gradweis die Insulaner mit solchem Widerwillen gegen die neuen Einrichtungen, daß körperliche Züchtigung allein Gehorsam zu erzwingen vermochte. Inzwischen steigerte sich der Handel, denn nicht allein liefen die großen, zum Walfischfange bestimmten Schiffe, sondern auch Kriegsfahrzeuge vorzüglich gern in Otaheiti ein, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, und endlich entstand eine Handelsverbindung mit Neuholland, wo trockene Jahre die junge Colonie mit Hungersnoth bedrohten, und mit Chile, wohin einige Speculanten Nutzholz, Perlmutter und andere Producte der Inseln zum Austausche gegen europäische Waaren sendeten. Otaheiti erlangte eine gewisse Wichtigkeit und zog Fremde aller Classen, besonders Schmiede, Zimmerleute und Matrosen herbei, unglücklicher Weise jedoch auch Vagabunden, entflohene oder von ihren Capitainen verjagte Seemänner, und überhaupt verdorbene Menschen. Durch diese wurde bei dem Mangel einer anerkannten Behörde und hinreichender Zwangsmittel der größte Unfug verübt und das Beispiel einer unerhörten Demoralisation gegeben, die Anfangs selbst den Indiern Grauen einflößte. Streitigkeiten entspannen sich zwischen den Parteien der Weißen, und zuerst wurde nun die Welt durch ihre gegenseitigen Anklagen auf den wahren Zustand Otaheiti's aufmerksam gemacht. Fahrzeuge der verschiedensten Nationen besuchten in vermehrter Zahl die Insel, und da sie zum Theil zu wissenschaftlichen Entdeckungen ausgesendet, von scharfsehenden Männern und forschenden Gelehrten begleitet wurden, so erschienen zahlreiche Berichte, und seit etwa zwölf Jahren weiß man so viel mit Gewißheit, daß die menschenfreundlichen Hoffnungen Europa's auf Otaheiti nicht in Erfüllung gegangen sind.

Es wäre im höchsten Grade traurig, wenn dieses Gemälde auch nicht einen hellen und freundlichen Zug darböte. Mehrere solche finden sich aber in dem Buche des holländischen Reisenden, dem wir bisher um so eher folgen zu müssen glaubten, als er die umständlichen Belege zu den von mehreren seiner Vorgänger geäußerten Ansichten liefert, und eben sowohl Freiheit von religiösem Vorurtheil, als den scharfen Blick eines Vielgereisten und mit reichen Mitteln der Vergleichung Versehenen zu Tag legt. Im Inneren Otaheiti's und einiger Nachbarinseln leben wiederum einzelne Familien, denen es gelungen ist

aus den Dörfern zu entkommen, fast auf die Weise ihrer Vorfahren, und wenn auch nicht im Besitze einer patriarchalischen Tugend, die überhaupt auf jener Inselgruppe wohl nie vorhanden war, doch in minderer Versunkenheit als ihre Landsleute in der Nähe der Häfen. Auf diesen abgelegenen Besitzungen erbauen sie Häuser einer dauerhaften, aber luftigen Art, die selten kürzer als sechzig oder schmaler als dreißig Fuß mit der ehemaligen Sorgfalt geschmückt und von kleinen Gebäuden umgeben sind, in welchen das Weben betrieben wird. Reinlichkeit herrscht da wie zu der Zeit, als noch Gebäude und Pflanzungen unter den Bann der Tabuh gelegt wurden, denn man scheuet sich die Mahlzeiten in den besten Gemächern zu halten und verweist die häuslichen Geschäfte auf den Vorhof. Solche isolirte Familien besitzen mehrere verschieden eingerichtete Kähne zum Fischfange und zu Reisen, Schuppen, um dieselben aufzubewahren, und Alles um sie her hat einen gewissen Anstrich von Wohlstand und Zierlichkeit. Ihre Wohnungen verhalten sich zu denen ihrer Landsleute in den Dörfern, wie große, sorgfältig ausgebaute Meierhöfe zu den Hütten armer Haidegegenden. Es ist also nicht überall die europäische Civilisation als eine Pest aufgetreten, vielmehr haben einzelne Eingeborne sich dieselbe angeeignet, ohne den Lastern, die gleichzeitig mit jener eingezogen, zu verfallen. Solche Beispiele beweisen, daß unter veränderten Umständen, deren Hervorbringung indessen außer dem Bereiche der angewendeten Kräfte lag, aus den Insulanern ein thätiges und achtbares Volk zu erziehen möglich gewesen wäre. Tati, der mächtigste Häuptling in dem westlichen Halbschied der Insel, hat so viele Beweise moralischer Kraft gegeben, und zeichnet durch Herzensgüte und ernsten Willen sich so sehr aus, daß man an die Verringerung seiner Macht durch jene Anarchie, welche nach Einführung der neuen Regierung nothwendig entstehen mußte, nur mit Bedauern denken kann. Diesem, seinem Vaterlande ganz ergebenen und verhältnißmäßig sehr gebildeten Manne verdankt man allein die Erhaltung der Ruhe während der häufigen Umwälzungen, die eben sowohl durch die Eingriffe der Weißen, als durch unvorhergesehene Zufälle hervorgebracht wurden. Er ist einer von den wenigen Männern der Insel, die, weder von körperlicher noch geistiger Entartung ergriffen, im Stande gewesen wären, an der Spitze zu stehen, um in Verbindung mit den Europäern ihr Volk zu civilisiren und ihr Land auf eine hohe Stufe des Wohlstandes zu heben. Obgleich ihm seine Gerechtigkeit und sein persönliches Wesen mehr Liebe unter dem Volke verschafft haben als irgend einem andern

Häuptling, und obgleich ihn seine Feinde als tapfern Krieger fürchten, so hat die fremde Politik sich dennoch angelegen sein lassen, sein Ansehen zu untergraben, und hat damit ihre eigenen Anstrengungen fruchtlos gemacht. Tati hat immer den Umgang der Fremden gesucht, und daher manche nützliche Kenntnisse gewonnen. Er gilt für einen sehr rechtlichen Mann, besitzt für einen Indianer sehr klare Ansichten, und ist einer der Wenigen, die den wahren Geist des Christenthums erkannt haben, und ihm daher ungeheuchelt treu sind. In der Mitte von Naturscenen, die selbst in dem begünstigten Otaheiti an Schönheit kaum ihres Gleichen haben, hat jener Häuptling eine Niederlassung auf europäischen Fuß begründet. Das geräumige Haus bietet alle Bequemlichkeiten und selbst einigen Luxus, und die Sitte und Lebensweise der Bewohner ist so geregelt wie in der Familie eines wohlhabenden europäischen Landwirths. Die Umgegend ist bezaubernd durch malerische Schönheit und den sich überall darlegenden natürlichen Reichthum. Tausende von Bäumen mit vortrefflichen Früchten beladen, uralte Brotfruchtbäume unter ihnen, die der Otaheitier nicht mehr anpflanzt, seit neue und leicht zu cultivirende Gewächse eingeführt worden, wechseln mit ausgedehnten Weidegründen, die den rasch zunehmenden Heerden einst Nahrung zu geben versprechen, und durch nimmer versiechende Bäche befruchtet werden. Unstreitig ist die östliche Seite der Insel und besonders der District Papara der reichste, indem häufige Regen zu allen Jahreszeiten den Boden so frisch erhalten, daß kein Stillstand der Vegetation eintreten kann. Ueber diese immergrünen Flächen erheben sich gradweis ansteigende Berge, deren Spitzen fast immer von leichten Wolken verhüllt werden, während die blaue Farbe der entlegeneren Ketten mit dem glänzenden Grün des Vordergrundes einen überraschenden Contrast bilden. Die Bewohner dieses schönen Districtes machen wenigstens im Aeußeren einen günstigen Eindruck. Dem Einflusse oder dem Befehle der Weißen mehr entzogen, haben sie ihre nationelle Kleidung beibehalten, und erscheinen in ihr weit vortheilhafter als die Hafenbewohner, die zur Annahme einer halb europäischen Tracht gezwungen worden sind. Blendend weiße Stoffe von einheimischer Manufactur vertreten zur Genüge die fremden, nur in den Häfen leichter zu erlangenden europäischen Zeuche, und beweisen, daß die alten Kunstfertigkeiten dieser Insulaner noch nicht an allen Orten untergegangen sind. Daß der von Tati beherrschte District noch manchen Rest des vorigen Glücks besitzt, ist zunächst der Entfernung von Papaiti, dem Hauptorte Otaheiti's, zuzu-

schreiben, wo zahlreiche Brantweinschenken nicht nur die fremden Seeleute zu Ausschweifungen, Schlägereien und Verspottung der Religion veranlassen, sondern auch die Eingebornen Gelegenheit zu einem ehedem unbekannten Laster fanden.

Bei allen diesen besseren Zügen ist der Otaheitier des Inneren dennoch nicht geschaffen, ein Colonist im europäischen Sinne zu werden. Es fehlt dem Volke jene Ausdauer, die in minder begünstigten Ländern unumgänglich nöthig ist um die Existenz zu sichern, und sich von einer Generation zur andern vererbt. Geringer Fleiß hat jenen Insulanern von jeher die Bedürfnisse des Lebens verschafft, während Klima und Nationalcharakter sie aufforderten, jede freie Stunde dem Vergnügen zu widmen. Diese Umstände sind bei allen äußeren Veränderungen dieselben geblieben, und darum finden alle Versuche zur Einführung einer anhaltsamen Industrie unter den Indiern entweder offenen Widerstand, oder keine Unterstützung, wenn sie von Weißen zum eigenen Vortheil unternommen werden. Die letzteren haben an mehreren Orten Zuckerpflanzungen angelegt, allein stets mit Verlust sich zurückgezogen. In der unmittelbaren Nähe der Häfen sind die Indier dem Betruge ergeben, oder so sehr zum Trunke geneigt, daß es thörigt sein würde, auf sie Vertrauen zu setzen, und im Innern hält es schwer, selbst für gute Bezahlung sich Arbeiter zu verschaffen. Diese verrichten ihre Aufgabe nach Laune und Gutdünken, und entschuldigen sich mit dem Gesetze, welches sie zwingt, die in mehrstündiger Entfernung gelegene Kirche häufig zu besuchen. Streitigkeiten sind daher unvermeidlich, und um so verdrüßlicher, je weniger die eingebornen Richter geneigt sind, dem übervortheilten Weißen Recht zu geben. Die Kosten sind weit bedeutender als man voraussetzen sollte, denn der Werth der Waaren und des Geldes ist jetzt vollkommen bekannt, und außerdem ist der Unternehmer einer Pflanzung sehr oft gezwungen, den voraus bezahlten Arbeitslohn noch ein= bis zweimal zu erlegen, wenn er sich und sein halb vollendetes Werk nicht auf Einmal verlassen sehen will. Mehrere Fremde haben, nachdem sie einige Jahre hindurch geduldig diese Unbilde ertragen hatten, ihre Anbaue aufgegeben. Die Missionaire sind nur in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft glücklicher gewesen, so lange unter dem sanguinischen Volk die christliche Religion und die geänderten Verhältnisse den Reiz der Neuheit behaupteten. Damals unterzogen sich die Indier mit Freude jeder noch so weit aussehenden Arbeit, denn es ist einmal ein Zug ihres Charakters, jedem Project mit leichtsinniger Bereitwilligkeit beizustimmen, im Enthu=

siasmus die Ausführung sogleich zu beginnen, aber auch dieselbe eben so schnell wieder aufzugeben. Die Missionaire erlangten die Erbauung von unnöthig großen Kirchen, von Wohnhäusern für sich und die Anlegung von Pflanzungen, in welchen die zum fremden Handel sich eignenden Producte erbauet werden sollten. Nicht nur erkaltete gar bald der Eifer der Eingebornen, sondern sie begannen die Missionaire als glückliche Handelsleute zu beneiden, indem diese ohne eine sichere Zukunft für sich und ihre Kinder, welche sie in der Mitte eines sittenlosen Volkes zu erziehen fürchten mußten, den Ertrag jener Pflanzungen an fremde Schiffe verkauft hatten. Seitdem haben die Weißen den Landbau völlig aufgegeben, und betreiben entweder allerlei, besonders auf die Bedürfnisse der Schiffe bezüglichen Handwerke, oder sie ergeben sich einem unsichern, mit abenteuerlichen Zügen verbundenen Handel. Die Gegenstände desselben sind die für den europäischen Verbrauch sich eignenden, aber verhältnißmäßig nicht zahlreichen Producte der Inseln, namentlich Holzsorten von hinlänglicher Feinheit für die Arbeiten der Kunsttischler; Arrow-root, d. h. das Kraftmehl, welches aus der Wurzel einer bekannten Pflanze (Maranta) nicht nur in Polynesien, sondern auch im tropischen Südamerika gewonnen wird, und in Europa als leichtes und gesundes Nahrungsmittel für Kinder und Kranke in neueren Zeiten vielen Beifall gefunden hat; etwas Baumwolle und Rohzucker, der jedoch nicht weit versendet wird; gelegentlich wohl auch Cocosnüsse, Hülsenfrüchte u. s. w., wenn auf einer der Inseln Mangel eintritt, oder die Jahreszeit beginnt, in welcher die meisten fremden Schiffe sich einfinden, um ihrer Mannschaft Erholung zu vergönnen und sich mit frischen Provisionen zu versehen. Nur größere und wohlbemannte Fahrzeuge können auf den Handel mit Neuseeland sich einlassen, weil einmal in jenen höheren Breiten heftige Stürme nicht selten sind, die Eingebornen, trotz aller Bemühungen der Weißen und der Verbindungen mit denselben, ihr angestammtes gefährliches Naturell noch nicht abgelegt haben, und die Mannschaft eines unbewaffneten Schiffes Gefahr läuft, verrätherisch angegriffen und ohne Mitleid ermordet zu werden. Die Verbindung mit Neuseeland wird daher vorzüglich von Neuholland aus erhalten, wo man die Verhältnisse genauer kennt, und hinlängliche Capitale besitzt um größere Ausrüstungen zu unternehmen, die jedoch gut rentiren, da keine andere Insel jener Meere so vorzügliches Schiffsbauholz und besonders Maste liefert. Selbst Chile ist auf diesen Handel und zwar zu seinem Vortheil eingegangen. Die republicanische Regie-

rung dieses Landes hat mehrere Male Ladungen von Masten von Neuseeland bringen lassen, und dadurch bedeutende Ersparnisse gemacht.

Die Unsicherheit der Resultate und die Unmöglichkeit, umfassende Speculationen zu machen, hat es veranlaßt, daß jener Handel zwischen den Inseln von Sandwich bis Otaheiti meistens nur von unbemittelten Abenteurern, unter den Flaggen Englands, Nordamerika's und gelegentlich den südamerikanischen Freistaaten betrieben wird. Es geschieht nicht selten, daß in Lima, Valparaiso, Port Jackson oder auf den Sandwichinseln ein paar Seeleute sich vereinigen, die Gelder zur Ausrüstung auf eine oder die andere Weise aufbringen, einen Schooner oder ähnliches kleines Fahrzeug kaufen, eine Mannschaft miethen, die aus Eingebornen der verschiedenen Inseln, aus Malaien oder südamerikanischen Mulatten und einigen brotlosen Weißen besteht, und nun ihren Kreuzzug beginnen. Im großen Ocean herrscht noch viel von jener nautischen Gesetzlosigkeit, welche seit den Zeiten der Flibustiers und Buccaniers aus dem atlantischen und andern von Europäern viel besuchten Meeren gewichen ist. In den nichts weniger als gefahrlosen Gewässern zwischen den zahllosen Inseln und Riffen Polynesiens herrscht keine hinreichende Aufsicht, dort bleiben gewaltsame Thaten lange verborgen und meistens ungestraft. Es ist gemeinhin das Streben der revoltirenden Mannschaften peruanischer und chilenischer Schiffe nach den großen Archipeln zu entkommen, und noch vor wenigen Jahren verhinderte allein eine englische Fregatte die Flucht einer chilenischen Kriegsbrigg, deren Besatzung jedenfalls eine Seeräuberniederlassung begründet hätte. Ein ähnliches Fahrzeug, der Araucano, welches bereits zwischen den Inseln angekommen war, und im Begriff stand einen Piratenzug zu unternehmen, wurde während der südamerikanischen Revolution durch ein ungleich kleineres Handelsschiff mittels Ueberlistung genommen. Die Schönheit des selten bewegten Meeres und die Beständigkeit des Windes zwischen den Wendekreisen hat zwar schon manchen schiffbrüchigen Seeleuten gestattet, in offenen Böten weite Strecken zu durchmessen und einen befreundeten Hafen glücklich zu erreichen, allein sie hat auch Verbrechern es möglich gemacht, über die ruhige und glückliche Bevölkerung kleiner Inseln unerwartet herzufallen, oder, nachdem sie sich angesiedelt hatten, Zwietracht zu veranlassen und bisher ungekannte Laster zu verbreiten. Ein trauriges Beispiel, wenn auch merkwürdig in nautischer Beziehung, liefert die Ankunft eines verdeckten, aber sehr kleinen Segelbotes auf Pitcairn im Jahre 1828 mit zwei Männern, die aus

Peru entflohen, einen außerordentlich langen Weg ohne übeln Zufall zurückgelegt, und das Eiland richtig aufgefunden hatten, dessen Glück sie bald zu untergraben anfingen. Die Wildheit und die gefährliche Verrätherei der Eingebornen vieler Inseln, wo Missionaire entweder noch nicht angesiedelt, oder bisher ohne entscheidenden Einfluß geblieben sind, wird mit Recht von den durch Weiße früherhin erlittenen Ungerechtigkeiten abgeleitet, indem die tropischen Polynesier ursprünglich gegen die Fremden fast an allen Orten gleiche Freundlichkeit bewiesen. Es giebt einzelne Beispiele, die Dieses außer Zweifel setzen. Ein nordamerikanisches Fahrzeug hielt sich in der Nähe der Osterinsel auf, kirrte die seit längerer Zeit als gefährlich verrufenen, aber gegen la Perouse einst sehr gastfreien Bewohner, und verlockte endlich eine große Zahl von Männern an Bord. Auf ein gegebenes Signal bemächtigte man sich dieser und sperrte sie ein, in der Absicht, sich ihrer späterhin bei dem Seehundsfange zu bedienen. Nach mehrstündigem Segeln erlaubte man den Gefangenen auf's Deck zu kommen, in der Meinung ihrer sicher zu sein. Alle sprangen über Bord, um schwimmend ihre bereits dem Auge entschwundene Heimath wieder zu erreichen, allein obgleich es einleuchten mußte, daß Dieses keinem gelingen könne, unterblieb doch jeder Versuch zur Rettung der Unglücklichen, die, wenn auch in großer Ferne, nothwendig ertranken. Andere Schiffe haben Weiber geraubt, die Eingebornen um den Kaufpreis ihrer Waaren betrogen und ohne rechtfertigende Veranlassung sich des furchtbaren Uebergewichts bedient, welches Geschütz ihnen gab. Man erinnert sich hierbei leicht des ritterlichen Feldzuges des nordamerikanischen Fregattencapitains Porter gegen eine uncivilisirte Horde, — wir glauben der Marquesasinseln — die er 1813 mit einem zahlreichen Corps geübter Seesoldaten in das Innere verfolgte, nachdem er wegen einer geringen Beleidigung ihre Dörfer mit Sturm genommen und verbrannt, ihre Böte zerstört hatte. Auch Moerenhout erzählt ähnliche traurige Geschichten aus der neuesten Zeit. Als gegen 1822 das nordamerikanische Schiff Pindos sich der Osterinsel näherte, schickte man die Böte an das Land, um frische Lebensmittel einzuhandeln. Sie kehrten mit eben so vielen Mädchen zurück als Männer am Bord sich befanden. Man brachte diese am folgenden Tage zurück, zwang sie aber in geringer Entfernung vom Lande sich in das Meer zu werfen, um schwimmend ihre Heimath wieder zu erreichen, was ihnen leicht gelang, obgleich sie mit einer Hand die Kleinigkeiten über das Wasser hielten, die man ihnen als Preis der Prostitution, vielleicht zugleich

mit dem Keim einer lebensgefährlichen Krankheit gegeben hatte. Am Lande wurden sie durch einen dichten Haufen ihrer Landsleute empfangen. Der die Böte commandirende zweite Steuermann, Waden, ergriff, ohne irgend eine Herausforderung und nur durch Mordlust bewogen, sein Gewehr und schoß zum Abschied unter die Menge. Der Fall eines unglücklichen Indiers und der entstehende Tumult bewieß die Fertigkeit des Schützen, der mit einem zufriedenen Lächeln die Rückkehr zum Schiffe befahl. Dergleichen Schandthaten sind jedenfalls häufiger als man zur Ehre der Menschheit vorauszusetzen geneigt sein möchte, denn in den großen Häfen von Chile, wo Wallfischfänger häufig einlaufen, bringt jedes Jahr einige neue zum Vorschein und vermehrt die Gegenstände des Gesprächs. Sie beweisen die Hartherzigkeit, um nicht zu sagen den ruchlosen Charakter eines großen Theils der in jenen Meeren sich herumtreibenden Seefahrer, und die Leichtigkeit, mit welcher diese, aus Mangel gesetzlicher Aufsicht, der Strafe des Verbrechens entgehen. Selbst in den besuchteren Gegenden, wo Missionaire eine geregelte Regierung begründet haben, Kriegsschiffe gelegentlich eintreffen und England Consuln angestellt hat, geschehen Thaten, die, wenn auch minder blutig, jedenfalls in den Bereich der öffentlichen Gerechtigkeitspflege gehören. Ein europäischer Capitain hatte ein aus dem höhern Stande stammendes Mädchen aus ihrer Insel entführt, sie während langer Kreuzzüge bei sich behalten, allein diese Gesellschaft lästig gefunden, als er im Begriff war, nach Europa zurückzukehren. Schon auf Otaheiti hatte er versucht, seiner jungen und reizenden Begleiterin sich zu entledigen, war aber theils durch Furcht vor den Weißen, theils durch den Widerstand, den Jammer und die mehrmalige Rückkehr der Unglücklichen verhindert worden, die, in die weite Welt gerissen, an ihm ihre einzige Stütze fand, und ihm mit der Liebe eines hilflosen Kindes anhing. Er setzte sie bei erster Gelegenheit auf einer Nachbarinsel an das Land, obgleich sie sich in einem Zustande befand, wo sie um so mehr auf Beistand rechnen durfte, und überließ sie ohne Rührung in der Mitte eines fremden Volkes ihrem Schicksal. Erwägt man, wie häufig, wenn auch unter minder grausamen Umständen, solche Treubrüche vorkommen müssen, wo eine ungeregelte Horde von Abenteurern ihre größte Niederlassung begründet hat, so darf es freilich nicht Wunder nehmen, daß die angestammte Licenz der Weiber Otaheiti's jetzt zur schmutzigen Gemeinheit ausgeartet ist, und daß eine herzliche Zuneigung von ihnen noch viel weniger zu erwarten sein soll, als von den öffentlichen Dirnen europäischer Hauptstädte.

Diese Umstände erschweren den einträglichsten Zweig polynesischer Handelsspeculationen, die Perlenfischerei, nicht wenig. Abgesehen von dem Wenigen, was über diesen Gegenstand vor zehn Jahren in südamerikanischen Zeitungen mitgetheilt wurde, als man eine Gesellschaft auf Actien zu gründen beabsichtigte, was sich aber mehr auf den zum Schauplatz der Thätigkeit auserwählten Golf von Panamá bezog, hat wohl Moerenhout die neuesten Nachrichten, wenn auch sehr vereinzelt geliefert. Einer seiner Hauptzwecke, als er Chile verließ, war die Perlenfischerei zwischen den Archipeln Polynesiens, und ihm hat er mehrere Jahre, jedoch nicht mit ganz entsprechenden Resultaten gewidmet. Schon gegen Anfang dieses Jahrhunderts hat man auf jenes durch den europäischen Luxus werthvoll gewordene Erzeugniß des großen Oceans Aufmerksamkeit gewendet, allein nur seit 1816 Schiffe zur Aufsuchung desselben ausgerüstet. Gegenwärtig gehören diese in der Regel den durch die Inseln verstreueten Weißen, die mehrentheils als feste Bewohner anzusehen sind, da sie nicht selten eingeborne Weiber geheirathet haben, und schon durch die Schwierigkeit, in der gehofften Kürze ein Vermögen zu sammeln, so lange an der Rückkehr nach Europa oder Nordamerika verhindert werden, bis sie zu alt oder ihrer zweiten Heimath zu gewohnt sind, um sie nochmals zu vertauschen. Kleine, aber feste Fahrzeuge und geübte, mit den Oertlichkeiten wohlbekannte Seeleute sind zu einem solchen Unternehmen unumgänglich erfordert. Die größte Schwierigkeit besteht jedoch darin, eine hinreichende Zahl von brauchbaren und ausdauernden Tauchern sich zu verschaffen, denn obgleich die Insulaner ohne Ausnahme bewundernswerthe Schwimmer sind, und selbst die furchtbaren Brandungen der sonderbar gebildeten Korallenriffe nicht scheuen, so eignen sich doch nur Wenige zum Geschäft des Perlausterfanges. Die Taucherglocke, die wenigstens im Golf von Panamá versucht worden, leidet keine Anwendung in den Archipeln, wo nicht nur der Meeresboden außerordentlich ungleich ist, sondern die Auster, zwischen den nach oben vieläſtig sich ausbreitenden Korallenstämmen, in tiefen Klüften festsitzt. Nur die Taucher vermögen bis dahin zu dringen, und thun dieses ohne Furcht vor den Haifischen und den gewaltigen Sepien, die an der Küste von Peru unter dem Namen Manta ein Schrecken der Fischer sind, weil sie vielmals größer als irgend eine bekannte Art von Tintenfischen den Tauchenden mit ihren langen Warzenarmen umstricken, und in dem dunkeln Abgrunde festhalten. Die Fremden suchen sich auf den verschiedenen Inseln Taucher zu verschaffen, neh-

men diese an Bord und beginnen ihre Kreuzfahrt, wenn auch in beständiger Gefahr bei der geringsten Unvorsichtigkeit von ihren wilden Gästen verrätherisch überfallen, um Eigenthum und oft auch um das Leben gebracht zu werden, zumal wenn diese aus dem Archipel der Ketteninseln oder ähnlichen gleich verdächtigen Plätzen stammen. Sich als Taucher zu vermiethen ist übrigens zu einem gewöhnlichen Geschäfte der Insulaner geworden, und selbst die völlig Wilden geben sich zu ihm an den Küsten ihrer heimathlichen Eilande her, sobald die Bezahlung ihnen genügt, und kein offenbarer Kriegszustand gegen die Weißen sie hindert. Ist man in die Nähe einer noch unbesuchteren Insel gelangt, so bereitet man sich zur Arbeit, obgleich unter dauernder Besorgniß für die Sicherheit des Fahrzeuges in einem von unzähligen Korallenklippen durchzogenen Meere, wo sichere Häfen und gefahrloser Ankergrund nicht aller Orten sich bieten. Zelte werden an dem Strande errichtet, der unfehlbar durch ein Riff und donnernd sich brechende Wogen vom offenen Meere getrennt, und nur dadurch erreichbar ist, daß man, die günstige Welle abwartend, in einem leichten Bote durch eine Oeffnung der Klippenkette sich hindurchschleudern läßt. Die Indier tauchen sechs bis acht Klaftern tief hinab, und kehren gemeiniglich mit einer Muschel unter jedem Arme nach der Oberfläche zurück. Nur die Geschicktesten und Glücklichsten fördern bisweilen eine größere Beute auf einmal zu Tage. Indessen wird die Hoffnung, große Perlen in den Austern zu finden, gemeinhin getäuscht, denn dreißig bis vierzig werden nicht selten ohne Erfolg geöffnet. Dafür mag bisweilen eine einzige an achtzig Perlen liefern und die übrige Mühe reichlich vergelten. Was man aber auch erbeuten möge, muß auf dem beschriebenen gefährlichen Wege wieder an Bord des Schiffes gebracht werden, wobei nicht selten die Kähne umschlagen und die schwere Ladung von Perlmutter versinkt. Sollte das Schiff inzwischen von Strömungen ergriffen oder vom Sturm auf die spitzen Klippen geworfen werden, so verbleiben die Gelandeten auf der flachen und unbewohnten Insel als hilflose Gefangene, mit geringer oder gar keiner Hoffnung der einstigen Befreiung. Fremde Schiffe kann nur ein Zufall in ihre Nähe bringen, aber die Signale der Verschlagenen werden meistens ungesehen bleiben, da der Anblick langer Klippenreihen jeden Seefahrer veranlassen wird sich schnell zu entfernen. Zur Erbauung eines Kahnes bieten solche Inseln keinen Stoff, da sie höchstens mit dem niedrigen Pandanus oder vereinzelten Palmen bewachsen sind. Daß ein solches trauriges Exil

schon oft das Loos unglücklicher Seeleute gewesen, die im unbefriedigten Hoffen auf Erlösung, und langjährigen Entbehrungen ausgesetzt ihr Leben beschlossen, haben die auf mehreren wüsten Eilanden aufgefundenen Spuren verrathen. Eine zweite nicht geringere Gefahr bereitet den auf bewohnten Inseln landenden Perlfischern die Habsucht und der Verrath der Wilden. Der Umgang mit diesen erheischt beständige Vorsicht. Ein unkluges Zutrauen mag leicht die schlimmsten Folgen haben, da ein geringfügiger Umstand die Leidenschaften des rohen Insulaners wecken kann, und dieser unter der Maske der Freundschaft die gefährlichsten Pläne lange Zeit zu verbergen weiß. Die Mannschaft abgesendeter Böte wurde schon oft ermordet, und man kennt mehrere Fälle, wo Wilde ohne Feuergewehr bewaffnete Handelsschiffe durch Ueberraschung nahmen, plünderten und endlich versenkten. Gewöhnlich ist dabei aber irgend ein gereister Indier der Anführer, bisweilen malaiische Matrosen und andere Ueberläufer, die man jetzt, eben so wie Weiße, vereinzelt unter den uncivilisirten Bewohnern fast aller Inseln antrifft. Wohlhabendere Speculanten theilen gelegentlich ihre Mannschaft, und lassen Parteien auf unbewohnten Inseln zurück, um für sie das Geschäft des Perlensammelns zu treiben. Bei einer erneueten Rundreise nehmen sie jene wieder auf, allein bisweilen verlieren sie die Kosten der Ausrüstung und Vorausbezahlung, wenn die Taucher ihr Wort brechen und entfliehen, oder von den Bewohnern anderer Inseln überfallen und verjagt werden.

Unter allen Insulanern des Meeres von Otaheiti sind die Eingebornen der Ketteninseln (148° W. L. v. Paris) unstreitig die gefährlichsten. Die Missionaire haben unter ihnen bisher nichts Bedeutendes zu wirken vermocht, zwar Duldung für sich erlangt, allein damit zufrieden sein müssen, daß die Wilden sich Christen nennen, und gewisse Gebräuche beobachten. Unter dem äußeren Schein der Religion üben sie nach alter Sitte den Seeraub, überfallen die benachbarten Inseln und vertilgen ihre Bewohner. Viele Eilande sind daher verlassen worden, und in andern ist die Bevölkerung von Hunderten auf wenige Familien herabgeschmolzen. Die Rachsucht und Feindseligkeit der Ketteninsulaner geht so weit, daß sie auf den genommenen Inseln die Cocospalmen niederschlagen, und somit die Bewohner der wichtigsten und zuverlässigsten ihrer Nahrungspflanzen berauben. Die Cocospalme siedelt zuerst unter allen holzigen Gewächsen sich auf den niedrigen und ringförmigen Inseln an, wenn auf diesen im Laufe eines

verhältnißmäßig schnellen Bildungsprocesses genugsame Pflanzenerde sich angehäuft hat. Sie vermittelt die Bewohnbarkeit solcher Orte innerhalb der ersten Jahrzehnte, und wird daher von allen Insulanern mit einer Art von religiöser Achtung betrachtet, geschont und gepflegt. Daß rohe Matrosen, zu faul die Stämme zu ersteigen, wenn sie der Früchte bedurften, an jene die Axt legten, hat schon oft blutige Kämpfe und Niederlagen der Fremdlinge veranlaßt. Nur auf den größeren und bergigen Inseln besitzt man den Brotbaum und Vegetabilien mit mehligen Wurzeln, auf den andern ist der Bewohner auf seine Palmen und den Ertrag des Fischfanges angewiesen. Die Freundlichkeit des Klima's wiegt allein die Nachtheile der Beschränkung auf so einfache und nicht immer reichliche Nahrung auf. Umgäben den Eingebornen der tropischen Archipel die rauhe Luft und die Stürme des Feuerlandes, so wäre er selbst entweder nicht vorhanden, oder er befände sich auf einer noch tieferen Stufe als der unter dem Kampfe mit den Elementen und Mangel an Geist und Körper verkümmerte Pescheräh. In Polynesien erkennt man, wenn auch die Gegensätze nicht so schneidend sind, immer noch den Einfluß, den die Fruchtbarkeit oder die Sterilität des Bodens, der Ueberfluß oder der Mangel an Nahrung auf die Eingebornen geübt hat. Unter jenem Klima nahm wenigstens ehedem die Bevölkerung mit Schnelligkeit zu, wie das Beispiel von Pitcairn beweist, wo im Jahre 1800 der Begründer der seitdem berühmt gewordenen Colonie, Adams, nur etwa zwanzig Weiber und Kinder als gesammte Bevölkerung um sich sah. Nach acht Jahren war diese verdoppelt, 1825 auf achtundsechzig angewachsen, und belief sich 1835 auf mehr als achtzig, ungeachtet ein unglücklicher Versuch nach Otaheiti auszuwandern an dreißig Individuen das Leben gekostet hatte. Wenn unter uncivilisirten Horden solche Verhältnisse sich entwickeln, muß der Mangel an Raum und an Nahrung entweder Mißhelligkeiten herbeiführen, die bald zu Krieg, Mord und gewaltsamer Vertreibung leiten, oder die Noth wird Kindermord zum gesetzlichen Institut erheben, Cannibalismus erlaubt machen, mit einem Worte, das unglückliche Volk wird auf die niedrigste Stufe der Barbarei sinken und so verwildern, daß es selbst unter günstiger gewordenen Umständen den Eindrücken der Civilisation lange Zeit unzugänglich bleibt. Die mit jedem Mangel unbekannten Otaheitier traten vor ihre ersten Entdecker als ein heiteres, lebenslustiges, und ungeachtet großer Charakterfehler der Bildung höchst fähiges Volk; der Bewohner der niedrigen Inseln, wo ein Fisch oft mit Blut bezahlt wurde, und der Besitz einer

Seemuschel wüthende Kämpfe erregen konnte, erschien als ein grausamer Wilder oder Antropophag, und ist an vielen Orten sich bis jetzt gleich geblieben.

Das Schicksal der Gesellschaftsinseln und der benachbarten Archipel ist nicht allzuschwer vorauszusehen. Eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen sind sie weder bestimmt noch geeignet. Wie die Besuche der Weißen auf ihre Bevölkerung gewirkt habe, ist oben beschrieben worden. Dieselben Verhältnisse bestehen noch immer, und können nicht verfehlen endlich das Aussterben der Ureinwohner zu veranlassen. Das Christenthum hat in vielen entfernteren Inselgruppen jenes Meeres noch nicht Wurzel zu fassen vermocht, weil, z. B. auf den Neuen Hebriden, die Eingebornen mit großer Festigkeit alle Verbindung mit Fremden zurückweisen, jeden Versuch der Landung als Kriegserklärung betrachten, und mit Ermordung rächen. Auf den Fidjiinseln wohnt ein in vielen Beziehungen abweichender Menschenstamm, von ähnlichem feindlichem Charakter. Auf Neuseeland sind nur erst im vorigen Jahre mehrere Missionaire die Opfer der Volkswuth geworden, und die Hoffnung, daß mehrjähriger Unterricht die alte Wildheit vermindert haben möchte, hat als ungegründet sich ausgewiesen. Mit Ausnahme der Sandwichinseln bleibt Otaheiti und die kleinen Eilande in seiner Nähe der Hauptsitz europäischer Civilisation und des Christenthums in jenen Meeren, und erlangt allerdings in dieser Beziehung viele Wichtigkeit. Leider aber ist die neue Religion nichts weniger als festgewurzelt, und würde sich selbst überlassen untergehen. Noch 1830 machte die junge Königin einen ernsten Versuch, alte, mit der gefallenen Religion verbundene Gebräuche wieder herzustellen, und fand Beifall, weil sie zugleich Wiedereinführung der alten Sittenlosigkeit bezweckte. Auf die Otaheitier ist nicht mit Sicherheit zu rechnen, oder zu erwarten, daß sie die gewonnene Civilisation zu bewahren suchen würden. Sie sind, und mit großem Recht, unzufrieden über ihre jetzigen Verhältnisse, und durch Charakter nicht geschickt gemacht die Rolle eines fleißigen Colonistenvolkes zu übernehmen. Höchstens haben einige Wenige zu Handwerken gegriffen, z. B. zum Schiffsbau, allein in den seltensten Fällen aus freier Entschließung. Ein den Arbeiten einmal abgeneigtes Volk ergiebt unter einem tropischen Himmel sich nie freiwillig der ängstlichen Industrie Europa's; es leidet Mangel und erkennt den ihm drohenden Untergang, ohne der eingewurzelten Gewöhnung untreu zu werden. Für den Welthandel kann also Otaheiti vor der Hand keine Bedeutung haben, und wird sie auch

in mehreren Menschenaltern nicht erhalten, da die Ureinwohner nimmermehr mit den bis jetzt noch nicht zahlreichen Weißen zu einem Betrieb sich verbinden werden, diese aber ohne Unterstützung nichts leisten können. Die Beschränktheit der meisten Inseln und ihre große Entfernung von den civilisirtesten Weltgegenden sind andere, dem Menschen völlig unbesiegbare Hindernisse einer rasch vorschreitenden Industrie. Wenn die ursprüngliche Bevölkerung meistens verschwunden, und an ihre Stelle die Kasten getreten sein werden, die aus dem Umgange mit angesiedelten Weißen entstehen, bildet vielleicht ein neuer Volkscharakter sich aus, eben so wie in den Gegenden der neuen Welt, wo die Farbigen — gleichviel ob sie von Negern oder Indiern abstammen — vorherrschen. Von der Lage ihrer Inseln in der Mitte eines weiten Meeres aufgefordert mag diese Bevölkerung eine eigentliche seefahrende werden, vielleicht dereinst allen Handel in dem weiten Raume zwischen Cap Horn, Japan und Australasien durch seine Frachtschiffe vermitteln, vielleicht in später Zukunft erobernd auftreten, wenn unter geänderten bürgerlichen Zuständen das Tropenklima seinen Einfluß wieder geltend macht und Uebervölkerung herbeiführt. Andeutungen dieser Bestimmung ergeben sich vor der Hand allein auf einer Insel. Durch die Bemühung einiger Fremden hat der noch unbedeutende Handel der nächsten Archipel sich nach Papaiti, dem besten Hafen von Otaheiti gezogen. Man hat bereits Schiffe mit Otaheitiern bemannt in Südamerika gesehen. Die Missionaire haben diese Insel zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen gemacht, und die Fremden siedeln gewöhnlich sich zuerst dort an, und sammeln Erfahrungen, ehe sie sich über die andern Inseln zerstreuen und ihre Speculationen beginnen. Die Kriegsschiffe und Wallfischfänger laufen häufig ein und verweilen nicht selten mehrere Monate um ihre Mannschaft zu erfrischen. In dieser Beziehung spielt Otaheiti jetzt eine wichtige Rolle, und vertritt südlich vom Aequator die Sandwichinseln, ohne jedoch in allen andern Hinsichten mit diesen sich vergleichen zu können. Die Sandwichinseln haben den Vortheil mehrere sehr nützliche und im Handel viel gesuchte Producte zu besitzen, sind, durch ihre geographische Lage zwischen Amerika und China begünstigt, zu Stapelplätzen geworden und von vielen Fremden besucht, die zum Theil große Handelshäuser errichtet haben, Schiffe besitzen, Pelzwerk an der Nordwestküste Amerika's einsammeln, Thee, Seidenzeuge und andere Waaren von China bringen lassen, Fahrzeuge nach Europa oder Amerika befrachten und außerdem sehr wichtige Commissionsgeschäfte treiben. In vielen

Hinsichten sind die kaufmännischen Niederlassungen auf den Sandwichinseln von derselben Wichtigkeit wie jene von Singapore in dem indischen Meere. Die Eingebornen sind den nachtheiligen Folgen des Umganges mit den Weißen zwar auch nicht entgangen, haben aber verhältnißmäßig weniger gelitten als die Bewohner der Gesellschaftsinseln. Ihr Charakter ist männlicher; tüchtige Häuptlinge haben an der Spitze gestanden, und ein großer Vortheil mag es sein, daß England und Nordamerika dort Consuln angestellt haben und die politische Regierung den Missionairen nicht überlassen worden ist. Seit etwa zwei Jahren sind ähnliche Schritte in Otaheiti geschehen, und es ist zu wünschen, daß sie erfolgreich sein und die Verhältnisse eines Archipels ordnen mögen, der als Stützpunkt der europäischen Civilisation in jenen Meeren große Wichtigkeit erlangen kann.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Als die Portugiesen zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zum ersten Male das Vorgebirge der Stürme umschifften, und ein durch Nebel und Regensturm verfinstertes Felsenland gewahrten, dessen höchste Spitzen sich in die Wolken zu verlieren schienen, hatten sie schwerlich eine Ahnung von der Wichtigkeit, dem Reichthume und der starken europäischen Bevölkerung, deren sich diese scheinbar unfreundlichen Oeden dereinst zu rühmen haben würden. Zufrieden, den gefürchtetsten Theil ihres langen Weges ohne Unfall zurückgelegt zu haben, eilten sie mit neuem Muthe den sonnigen Gestaden Indiens zu, welche damals noch in jene Herrlichkeit und Wunder gehüllt lagen, die von phantasiereichen Schriftstellern des Mittelalters theils erdichtet, theils durch Mißverständniß der Berichte des classischen Alterthums entstanden waren. Ein Land von unbekleideten Wilden bewohnt, ohne edle Metalle und orientalische Schätze konnte nicht zu Versuchen der Eroberung locken, wenn das goldene Cathai jedem Abenteurer den reichsten

Ersatz für die bis zum Vorgebirge erlittenen Mühen und Gefahren versprach. Auf dem mühsamen Wege, durch Begründung ackerbauender Colonien zu Macht und Reichthum zu gelangen, lag nicht in den Plänen der Menschen, die in dem ersten Jahrhundert nach den großen Entdeckungen des Vasco da Gama und Columbus, in Gesellschaften vereint, ihren Welttheil mit einem andern, nur dürftig bekannten zu vertauschen eilten. Was sie erlangt, und welchen Grad von Festigkeit sie ihren Ansiedelungen zu geben vermocht, erzählt die Geschichte. Die aus roher Habsucht unternommenen, ohne Ordnung und Gerechtigkeit begonnenen Niederlassungen sind schon seit langer Zeit wieder zerfallen, oder in den Händen von verständigeren und mächtigeren Besitzern. Unser Jahrhundert ist mit vielem Recht das Zeitalter der Colonisirung genannt worden. In der Art, wie die letztere jetzt betrieben wird, spricht sich die Macht der Kenntnisse, der klareren Ansichten und der Humanität aus, die für die Periode bezeichnend sind. Den mühelosen Gewinn großer Schätze, eine abenteuerlich schnelle Bereicherung erwartet gegenwärtig kein Auswanderer, beabsichtigt keine Regierung. Der nüchternen Betriebsamkeit, der großartigen Benutzung dargebotener natürlicher Hilfsmittel zum Ackerbau, Handel und Schifffahrt, gelten jetzt allein alle Anstrengungen. Ist durch Anlegung eines militairischen Stützpunktes für Schutz gesorgt, so ist in den meisten Fällen die Urbarmachung des Bodens der erst verfolgte Zweck. Es gilt vor Allem der jungen Colonie die Mittel der Erhaltung und äußere Unabhängigkeit zu sichern. Dieser Absicht werden nicht selten die größten Opfer gebracht, aber immer mit Recht, indem nicht allein das täglich sich erneuende Beispiel Nordamerika's, sondern auch die jüngeren Erfahrungen im Australmeere beweisen, daß eine jede Colonie nur erst durch Ausbildung eines wahren Bauernstandes einen festen Kern erhalte. Wo die zu große Verschiedenheit des Klima's oder örtliche Umstände die Einwanderer zwingen, sich allein den kaufmännischen Geschäften, der Schifffahrt und der militairischen Behauptung des Landes zu widmen, wird eine Colonie stets einen zweideutigen Charakter behalten und denjenigen des Mittelalters gleichen, die auf eben so unsichern Grundlagen errichtet, nie zu wahrer Größe gelangten. Die geographische Richtung der Colonisationsversuche in unserer Zeit beweist endlich noch, wie verschieden die leitenden Ansichten von jenen der Vergangenheit sein müssen. Selten sind tropische Länder — zumal wenn sie niedrig gelegen, zugleich alle Vortheile, aber auch die charakteristischen Uebelstände eines äquatorialen Klima's

entwickeln — das Ziel der Unternehmungen, welche jetzt meistens von den Regierungen, ehedem mehr von Privatleuten ausgingen. Unter dem milden, den Anbau europäischer Cerealien gestattenden Himmel Neuhollands erhebt sich eine kleine Colonie in kurzer Zeit zu solcher Bedeutung, daß man in ihr die Keime eines künftigen großen Reiches erkennt, während auf den nahen Inseln Südasiens, innerhalb einer viel längeren Periode verhältnißmäßig größerer Anstrengungen, nur die Begründung einiger Handelsfactoreien und eine unbedeutende Vermehrung der Plantagen erzielt ward, und die weiße Bevölkerung, um sich zu behaupten, der dauernden Unterstützung des Mutterlandes bedarf.

Die Niederlassung am Südende Africa's giebt einen überzeugenden Beweis von der Wichtigkeit, welche einem entlegenen Winkel der Welt mittels Verpflanzung europäischer Betriebsamkeit und Agricultur gegeben werden könne. Sie zog die Aufmerksamkeit der Engländer seit der zweiten Eroberung und völligen Abtretung in hohem Maaße auf sich, und erfuhr besondere Vorsorge, obgleich eine aus älteren Zeiten vorhandene Partei allen, auch den wohlthätigsten Neuerungen Widerstand leistete. Von den Portugiesen vernachlässigt, von den Holländern nur als Stützpunkt ihrer indischen Macht angesehen, gewann das Vorgebirge der guten Hoffnung erst einen unabhängigen Werth, als die britische Regierung den Anbau seiner ausgedehnten und fruchtbaren Provinzen eifrigst beförderte und somit höhere Absichten entwickelte. Weit nach dem Inneren haben sich Colonien weißer Landbauer verbreitet, die, als sie nach dem letzten allgemeinen Friedensschlusse Europa's in Gefahr gekommen waren, dem Drucke der Zeit zu unterliegen, statt die gehofften Früchte der Waffenruhe zu genießen, in großen Zahlen in Amerika und Afrika neue Heimathen gesucht hatten. Bildung und Kenntnisse sind auf diese Weise einheimischer geworden; der gutmüthige, aber ohne Unterricht erwachsene Bauer holländischer Abstammung ist nicht mehr der ausschließliche Bewohner des Landes. Die Betriebsamkeit der Colonisten ist ungleich größer als je vorher, und manche Zweige der Landwirthschaft sind so verbessert, daß ihre Producte im Handel große Bedeutung erhalten haben. Der Umfang der Gränzen ist viel erweitert worden, mehr durch friedliche Civilisirung der rohen Nachbarn als durch Eroberung. Oft hat auch Handelsinteresse die unabhängigen Häuptlinge zu freiwilligen Abtretungen großer Landstriche vermocht, wie an den östlichen Gränzen mit der wichtigen Provinz Natal geschah.

Mit der Zunahme dieser inneren Macht ist nothwendig auch die

politische Bedeutung der Capcolonie gewachsen. Für die portugiesischen Entdecker war die letztere nicht vorhanden, indem damals in den Meeren der Antipoden höchstens die Flaggen von zwei Nationen gesehen wurden, und jenes Streben nach Ausdehnung des Geschäftskreises und der Macht, bis in die entlegensten Gegenden der Welt, von den europäischen Völkern nicht gefühlt wurde, welches eben sowohl eine Folge der bemerklichen Uebervölkerung als des gesteigerten Bedürfnisses und des Thätigkeitstriebes sein kann, und gegenwärtig die Meisten erfüllt. Den Holländern mußte in späteren Zeiten der Werth der südafrikanischen Colonie unter jenem Gesichtspunkte einleuchten, allein ihr ganzes Verfahren beweist, daß sie mindestens nicht verstanden, auf dem natürlichen Wege sich im Besitze zu erhalten. Vergrößerung des Territoriums, Vermehrung der Bevölkerung und Hervorbringung einer inneren Industrie hätten die Niederlassung mächtiger und folglich fähiger zum Widerstande gemacht, als einige Regimenter von Miethsoldaten. Die große Zahl der jetzt angesiedelten Familien von englischen Bauern, die Betriebsamkeit und der unter der britischen Regierung entstandene öffentliche Geist, möchten jedem neuen Eroberer die größten Hindernisse bereiten. Der Besitz des Vorgebirges wird immerdar eine, wenn auch begränzte Seeherrschaft nach sich ziehen, und Einfluß auf Welthandel und Politik verleihen. Man hat diese wichtige Stellung zur Welt neuerdings mehrfach bezweifelt. Die nähere Bekanntschaft mit dem australischen Continent, und das Gedeihen der dortigen Colonien hat diese neuen Ideen hervorgerufen, und scheint sie gewissermaaßen zu rechtfertigen. Wenn Neuholland mit seinen Inseln die unverkennbaren Andeutungen künftiger Größe schon jetzt zu Tag legt, und ihm dereinst die Herrschaft über einen Theil der australischen Meere nicht entgehen kann, und durch den Ueberfluß an inneren Mitteln befähigt wird eher zu politischer Macht zu gelangen, so wird die geographische Lage dennoch immer dem Cap seine Wichtigkeit erhalten und ihm den Vorzug sichern der Punkt zu sein, von welchem alle Versuche der Civilisation eines halben Welttheils ausgehen müssen, um erfolgreich zu sein.

Die Hauptstadt Südafrika's, die Capstadt, zeigt viele Spuren einer raschen Entwickelung. Nie ist der Hafen ohne Schiffe, und selbst die Jahreszeit, wenn Stürme die Sicherheit der geankerten Fahrzeuge bedrohen, vermag diese nicht alle zu verscheuchen. Am Lande überrascht das Treiben einer bunten, aus vier Welttheilen stammenden Menge. Die Capstadt ist das große Hôtel auf der Hälfte des Weges

zwischen Europa und Indien gelegen, und daher der Sammelplatz von Menschen des ungleichsten Ursprungs. Der eben gelandete, mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Europäer, der sonnenverbrannte, aber kräftige Colonist aus dem Inneren, mischt sich mit dem aus Indien heimkehrenden Beamteten oder Kaufmann, in welchem eine gelbe, auf Leberkrankheit deutende Farbe, ein eingesunkenes Auge und große Lässigkeit der Bewegungen, einen langjährigen Bewohner der Gangesufer, oder der ungesunden Niederungen von Java erkennen lassen. Der Vergleich zwischen ihm und den rüstigen Colonisten des Cap vermöchte allein die Ueberzeugung zu veranlassen, daß ein einfaches Landleben unter einem schönen Himmel ein weit wünschenswertheres Loos sei, als die Gelegenheit Reichthümer in einem Welttheile zu sammeln, wo die Gesundheit nur zu leicht zum Opfer gebracht wird, und Gewöhnungen erfolgen, die den einmal Ausgewanderten die Rückkehr nach Europa, wäre es auch mit großen Schätzen, widerrathen sollten. Was der Europäer als Beamteter in der Mitte eines unterwürfigen Volkes, oder als reicher Kaufmann zwischen einem Troß gering bezahlter, aber genügsamer Diener in Indien gewesen ist, darf er, auch wenn er mit Reichthümern wiederkehrt, nicht hoffen in Europa zu sein, wo Glücksgüter mehr vertheilt sind, der Sinn der Menge sich mehr zur Unabhängigkeit neigt, und Vermögen nicht allein den Unterschied der Stände, den Einfluß und die Stellung des Einzelnen begründet. Ein indischer Nabob ist selten zufrieden, wenn er die Heimath endlich wieder erreicht, wohin er sich seit Jahren sehnte, und wer aus Indien mit beschränkterem Vermögen zurückkehrt, wird von der Höhe seiner dortigen Stellung in Europa auf die Stufe gewöhnlicher Mittelmäßigkeit hinabsteigen und ein dem Stolze bitteres Opfer bringen müssen. Die weißen Bewohner Bengalens begnügen sich jedoch häufig damit, von Zeit zu Zeit das Cap zu besuchen, um ihre Gesundheit herzustellen. Man nimmt sie gern und freundlich auf, indem sie, an großen Aufwand gewöhnt, die durch den steten Wechsel seefahrender Fremden in Umlauf gesetzte Summe bedeutend vermehren. In dem Zusammenflusse der Fremden liegt eine Ursache des Wohlstandes der Capstadt. Man rechnet, daß von der Summe von einhunderttausend Pfund Sterling, welche für erneuete Verproviantirung und die Kosten des Aufenthalts von fremden Schiffen alljährlich bezahlt werden, die Hälfte auf Rechnung jener indischen Besucher komme, die stets mit einer Art von Hofstaat reisen. Sie sind von zahlreichen Dienern begleitet, deren Turbane und bequeme Kaftane

auf vornehmere Abkunft und größere Verweichlichung deuten, während der asiatische Matrose und der Malaie, die auf demselben Schiffe dienten, mit einem groben Ueberwurfe und einem spitzen, nachlässig geflochtenen Hute sich hinlänglich geschmückt halten, um an das Land zu gehen. Auch Afrika sendet seine Repräsentanten zu dem Getümmel der verschiedensten Völker; schwarze halbnackte Sclaven von Mozambique, ausgezeichnet durch geistige Beschränktheit vor allen äthiopischen Stämmen, braungelbe Hottentotten, Neger von der Westküste, die durch den Umgang mit Weißen meistens viele Gewandheit erlangen und sich deshalb gewöhnlich für besser halten als die übrigen Schwarzen. Sie bilden die dienende Classe der Städter und Landleute, gehören zum Theil zu der Mannschaft geankerter Schiffe, oder sie treiben, seit die Sclaverei aufgehoben worden, allerlei Handwerke. In der günstigen Jahreszeit bewegen sich zwischen diesen dunkelgefärbten Gestalten eine Menge europäischer Seeleute und Reisender, und den Uebergang zwischen beiden vermitteln zahlreiche Farbige, die aus der Vermischung verschiedener Menschenraçen entstanden, in allen Colonien gewöhnlich sind und am Cap nur erst eines besseren Looses sich erfreuen, seit ihre Freiheit gesetzlich ausgesprochen, und somit auch dem entehrenden Unfuge gesteuert ist, die hellergefärbten, und den Weißen folglich angenehmeren Frauen theuer zu erkaufen, in der Hoffnung, durch sie einen Zuwachs an Kindern und künftigen Sclaven zu erhalten. Die Straßen sind besonders in den Abendstunden lebhaft. Die achtbarsten Familien werden dann sichtbar, und genießen die Stunde des Zwielichts entweder im langsamen Spaziergange, oder nach der Landessitte in Gruppen auf den Terrassen vor den Wohnhäusern versammelt.

Die Stadt ist ungemein freundlich, und spricht durch Reinlichkeit und Regelmäßigkeit der Anlage mehr an, als durch die einfache Bauart ihrer fast durchgängig nur zwei Stockwerke hohen Häuser. Die Straßen durchschneiden sich im rechten Winkel und haben, ohne darum unbequem zu sein, keine große Breite. Die Sonnenstrahlen vermögen nicht zu jeder Zeit den Boden zu treffen und ihn so zu erhitzen, daß seine nächtliche Ausstrahlung die Luft übermäßig erwärmt und den Schlaf verhindert, wie in den großen Städten Bengalens. Lange Reihen von Bäumen, Gartenpflanzungen und große, aber flache Canäle tragen dazu bei die Luft zu kühlen, und sind hier, wo die Temperatur sehr oft 32^{0} R. erreicht, zum Glück nicht die Veranlassung tödtlicher Krankheiten, wie in Batavia, wo derselbe Schmuck holländischer Städte angebracht worden ist. Der englischen Regierung

verdankt man eine vortreffliche Wasserleitung, die an einer Quelle des Tafelberges beginnt, und zu jeder Zeit die Stadt mit ihrem Bedarf versieht, während in nicht sehr entlegenen Meierhöfen periodischer Wassermangel, einer der größten Nachtheile des südlichen Afrika, die Bewohner in Verlegenheit bringt. Während des Sommers gilt die Capstadt für einen der angenehmsten Aufenthaltsorte der südlichen Halbkugel, und ist daher auch stets mit Fremden erfüllt. Die Gastfreundschaft und Geselligkeit der Einwohner ladet nicht minder zur Verlängerung des Aufenthaltes ein, als die Schönheit der Natur, die Gesundheit des Klima's und der beständige Wechsel von Schiffen und Reisenden aus allen Welttheilen. Die gewaltigen Felsberge der nächsten Umgebungen sind dann mit einer üppigen Vegetation geschmückt, und an Früchten und Lebensmitteln des verschiedensten Ursprungs herrscht um so mehr Ueberfluß, als das Land durch seine terrassenartige Abstufung die Cultur europäischer und asiatischer Gewächse innerhalb geringer Entfernungen gestattet. In der Regel kaufen daher die von Indien zurückkehrenden Schiffe lieber am Cap, als in dem kostspieligeren Hafen von St. Helena ein, zumal da am ersteren auf Passagiere eher zu rechnen ist. Nur im Winter ändert sich die Scene, und rechtfertigt den Namen des Vorgebirges der Stürme, den die Entdecker dem Cap einst verliehen. Düstere Wolken lagern sich über die Berge und das Meer, und bald erhebt sich ein Sturm von Südosten, dem kaum ein Gegenstand widersteht. Er treibt Sand, Kies und Steine vom Strande bis weit in die Bai, und zwingt die Reiter zum Umkehren, da ihre Pferde durch diesen Hagel getroffen den Dienst versagen. Die Schiffe im Hafen lassen alle Anker fallen, streichen ihre Raaen und verkürzen ihre Maste, aber sie rollen, trotz der Verminderung des oberen Gewichtes, so gewaltsam in der hohlen See, daß der über dem Deck zusammenschlagende Schaum sie Minuten lang dem sicheren Zuschauer am Lande verbirgt. Sind Ketten und Anker nicht von besonderer Festigkeit, so reißen die Schiffe sich von ihnen los, und fliegen vor dem Sturme in das Meer hinaus, jedenfalls ein glücklicheres Loos als wenn der Nordwind sie an die Küste geworfen hätte. Solche Ereignisse sind jedoch selten, und vermögen die Tafelbai nicht in den Ruf eines unsicheren Hafens zu bringen. In den Jahren 1831—36 scheiterte kein Schiff auf diese Weise, obgleich innerhalb dieser Periode zwölfhundert Fahrzeuge vor der Capstadt ankerten, und auch in den gefährlichsten Monaten stets einige derselben zurückblieben. Man hat gefunden, daß innerhalb fünfundzwanzig Jahren dort 4568

Schiffe eingelaufen, und nur vierundvierzig derselben mit dem geringen Gesammtverlust von zehn Menschenleben gescheitert waren. Nach der Meinung unterrichteter Seeleute ist die Gefahr der Tafelbai übertrieben worden und wird außerdem durch einen Hafendamm gehoben werden. Seit zwei Jahren hat man den Bau desselben unternommen, und sein Erfolg ist um so weniger zweifelhaft, als die geringere Fluth (von nur fünf Fuß) nicht einen so colossalen Bau wie in Plymouth erfordert, wo die Fluth sich achtzehn Fuß erhebt, und die Kosten dadurch verringert werden, daß Sträflinge die Arbeit verrichten, und festes Gestein in der nächsten Umgebung zur Hand ist.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung bildet eine Halbinsel von geringem Umfange, die größtentheils von einem isolirten, fast nach allen Seiten steil abfallenden Gebirge bedeckt ist, und sich mit dem Festlande durch einen niedrigen und sandigen Isthmus verbindet. Ihren höchsten Gipfel stellt der allbekannte Tafelberg dar. Weithin im Meere sichtbar, ist er seit Jahrhunderten den Seeleuten das sehnlich erwartete und mit Freude begrüßte Zeichen des schützenden Hafens. Von der Seeseite her erscheint er fast in Würfelgestalt, als eine einzige ungeheure Felsenmasse und würdig die Gränze eines großen und wunderbaren Welttheils zu bezeichnen. Nur in der Nähe erkennt man erst die enge und steile Schlucht, die zu seinem abgeplatteten Gipfel den einzigen Zugang bildet, und selbst dem geübteren Bergsteiger besondere Schwierigkeiten entgegensetzt. Dennoch verweilt nicht leicht während der besseren Jahreszeit ein Reisender in der Capstadt, ohne den Gipfel zu erklimmen. Manche haben sogar ihr Leben an die unnützliche Aufgabe gesetzt hinaufzureiten, und in der Lösung derselben eine kindische Auszeichnung gesucht. Seit van Reenen, ein Colonist aus einer der ältesten holländischen Familien, im Jahre 1800 das Wagstück ausführte, wurde zwar die Möglichkeit nicht länger bezweifelt, allein die Gefahr schreckte von der Nachfolge ab. Große Steine versperren bald den engen Pfad und zwingen das Pferd zu einem Sprunge, bald drängen sie es an den Rand des Abgrunds, wo der lose Schutt zu weichen droht, und andere Male ist die Steilheit so groß, daß Roß und Reiter bei geringer Unvorsichtigkeit sich überschlagen mögen. Erst 1821 wagte ein Dr. Cathcart das Beispiel nachzuahmen, und ritt sogar hinab, und seitdem haben Andere gelegentlich auf gleiche Art sich berühmt zu machen gesucht. Wer auf minder gefahrvolle, aber darum nicht mühelose Art zu Fuße den Berg ersteigt, darf auf reichen Lohn hoffen. Eine unendliche Aussicht eröffnet sich auf

dem platten Gipfel, der nach Barrow 3582 engl. Fuß, nach den neunundfunfzig barometrischen Messungen von Fallows an seinem höchsten Ostpunkte 3603 engl. Fuß über das Meer erhaben ist. Zu den Füßen des Beschauers liegt das regelmäßige Amphitheater der die Tafelbai umgebenden Anhöhen, die freundlich weißen Häuser der Stadt mit dichten Baumgruppen vermengt, die geankerte Flotte und das kaum erkennbare Getümmel des belebten Hafens, von dem jedoch kein Ton bis in die stillen Regionen des hohen Standpunktes dringt. Darüber hinaus breitet das unendliche Meer in ernster Majestät sich aus, von keiner entlegenen Insel unterbrochen, ein glatter Spiegel, da seine nie schwindende Bewegung und die entfernteren Schiffe von dieser Höhe dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar sind. Auf der entgegengesetzten, dem Festlande zugekehrten Seite, steigen im Nordosten die Gebirgsketten empor, die das Innere und seine sandigen, oft unbewohnbaren Wüsten von den fruchtbaren Gegenden zwischen den niederen Hügelreihen und an der Küste trennen. Ihre Gipfel sind durch die winterlichen Regengüsse in vielfache Zacken zerrissen, und ihre Seiten starren in der ganzen trostlosen Dürre, die in allen warmen und trockenen Klimaten die Formationen des Sandsteines bezeichnet. Weiter nach Südosten treten bewaldete Berge hervor, und an ihrem Fuße die zweite große Bai des Vorgebirges, Simonsbai, wohin, aus Furcht vor den Stürmen der Tafelbai, der Kriegshafen und die Arsenale — wie man sagt sehr unpassend — verlegt worden sind. Constantia's Nähe deuten sichtbar werdende Stücken von Weingärten an, und endlich beschließt das Panorama die nach Süden abfallende, und dort als eigentliches Cap der guten Hoffnung in das Meer hinaustretende Bergkette, auf deren höchster Spitze der Beschauer selbst steht. Die einsame Ebene des Tafelberges und die unzugänglichen Schluchten seiner Seiten sind die Wohnorte zahlreicher Geier und Raubvögel, einer in Südafrika überhaupt vorwiegenden Gruppe, weil Säugethiere, ihre gewöhnliche Nahrung, dort in vielen Arten vorhanden sind. Um die honigreichen Blüthen der Proteen, von welchen eine Art den Landleuten des Inneren sogar zur Bereitung eines Syrups dient, flattern zahlreiche kleine Vögel. Man hat bemerkt, daß Afrika sich keiner Art von Kolibri, die man die Edelsteine der Vögelwelt genannt hat, rühmen könne, aber diesen Mangel ersetzt vollkommen die Menge der bunten Honigsauger, die von Blume zu Blume schwirren. Zu ihnen gesellen sich die kleinen goldgrünen Kukuk und andere zwerghafte, wenn auch minder glanzvolle, doch eben so schöne Vögel.





Stahlstich von Adolph Dworžack in Wien.

KAP DER GUTEN HOFFNUNG.

Für Zoologen und Botaniker ist die Ersteigung des Tafelberges ungemein lohnend. Besonders erwartet eine reiche Erndte die letzteren, indem die bedeutende Höhe des Gipfels die Ansiedelung mancher Pflanzen gestattet, die nirgends weiter vorkommen. Die Geologen haben, seit ihre Wissenschaft eine gediegenere Grundlage erhalten hat, die Gebirge der cap'schen Halbinsel mit um so größerem Interesse in das Auge gefaßt, je mehr manche der dort beobachteten Lagerungen der Gebirgsarten eigenthümlich, und den anderwärts bewährten Theorien widersprechend schienen. Durch einen Schiefer, der zwischen gemeinem Thonschiefer und Gneis in der Mitte steht, hat irgend eine gewaltige Revolution Streifen und Gänge von dichten Granitmassen hindurch getrieben, und eine, sonst wohl nirgends in gleicher Größe vorkommende Vermengung erzeugt zwischen Aelterem und Neuern. Weißer Sandstein bildet die Decke des großen Würfels. Nicht minder ist der Tafelberg durch ein physikalisches Phänomen berühmt, welches schon die Aufmerksamkeit der ältesten Seereisenden auf sich zog, und unter dem Namen des Tafeltuches bekannt ist. Gewöhnlich ragt der platte Gipfel unverhüllt in die reine blaue Atmosphäre, aber wenn ein Südostwind weht, erzeugt sich auf ihm eine Wolke von großer Dichtigkeit und eigenthümlicher Schönheit. Gewaltige Massen von schneeweißen Dünsten bilden sich innerhalb weniger Minuten aus; sie drängen und treiben sich, scheinen immerdar von Neuem in der Richtung des Windes herbeizurollen, allein zur großen Verwunderung des Beschauers streifen sie nicht über den entgegengesetzten Rand der hohen Ebene hinaus, um ihren Weg in dem freien Raume als Wolken fortzusetzen. Wie ein seine Ufer durchbrechender See stürzt die kochende Schicht des Gewölkes über die Ränder des Abgrundes in Streifen hinab, die der Unerfahrene leicht für Wasserströme nehmen könnte. Sie verschwinden jedoch, ehe sie die halbe Höhe des Berges erreicht haben, um andern schnell folgenden Platz zu machen. Man verstand ehedem den Grund dieser schönen Erscheinung nicht hinlänglich, die jedoch dem Tafelberge nicht ausschließlich eigen ist, sondern in der neuesten Zeit auch auf der Insel Juan Fernandez beobachtet wurde. Die Erklärung des englischen Physikus Arnott ist die einfachste und empfiehlt sich durch Kürze des Ausdrucks. Der Luftstrom von Südosten ist über einen ungeheuren Ocean gestrichen, und ist daher mit so viel in Dunst aufgelöstem Wasser beladen, als er bei seiner Temperatur irgend enthalten kann. Bei der Ankunft an den schroffen Wänden des Tafelberges ist dieser Strom emporzusteigen genöthigt, und

gelangt demnach in eine Region, wo Verminderung des Luftdruckes statt findet. Gradweis sich ausdehnend kömmt er endlich auf dem Gipfel des Berges an, wo er den höchsten Grad von Ausdehnung erleidet, eine sehr niedrige Temperatur annimmt, und folglich ein bläschenförmiger Niederschlag der Feuchtigkeit erfolgen muß. Der letztere veranlaßt die wechselnde und ungemein rasche Bildung von Wolken, die, sobald sie über den Rand des Tafelberges hinübergleiten, zu sinken beginnen, und schnell in eine Region gerathen, wo sie einem stärkeren Druck und höherer Temperatur begegnen, und so verdichtet und erwärmt werden, daß sich ihr Wasser wiederum auflöst und verschwindet.

Der höchst eigenthümliche Stempel der südafrikanischen Vegetation ist an den Pflanzen in der nächsten Umgebung der Stadt nicht zu verkennen. Sie sind geeignet selbst dem Nichtbotaniker aufzufallen, und ihr Abweichen von den anderwärts gewöhnlichen Formen hat es vielleicht veranlaßt, daß man sie in Menge nach Europa verpflanzt hat, daß einige sogar als gewöhnliche Topfgewächse die Hüttenfenster der abgelegensten deutschen Dörfer zieren. In den ersten Monaten nach dem Aufhören der winterlichen Regen überziehen sich alle Felsen des Vorgebirges mit Gewächsen, die theils aus tief verborgenen Zwiebeln schnell emporwachsen und die glanzvollsten lilienartigen Blüthen entwickeln, theils während der trockenen Zeit entblättert und vergelbt nicht bemerkt wurden, und nun erst entstanden scheinen. Eine reiche Auswahl von Haiden gefällt sich ausschließlich auf dem sandigen und felsigen Boden; die in europäischen Gärten unendlich ausgearteten Pelargonien und die ungemein zierlichen Oxaliden machen kaum höhere Ansprüche. Die Protee mit Silberblättern wächst nur zwischen der Capstadt und dem Tafelberge, und soll sogar, wie Manche glauben, nur ein acclimatisirter, einst zufällig verwilderter Fremdling sein. Wie sehr aber auch diese Vegetation den im Frühling landenden Europäer überraschen mag, so genügt der durch sie der Landschaft mitgetheilte Charakter doch Wenigen bei längerem Aufenthalte. Der Boden Südafrika's entbehrt den frisch grünen Rasen und die blumigen Wiesen der nordischen Welt. Die meisten Pflanzen sind strauchartig; sie stehen häufiger in Gruppen als vertheilt und mit andern vermischt, und so ergiebt sich bei allem Reichthum an Arten doch immer eine gewisse Einförmigkeit. Zwischen den schönblühenden Büschen und den vereinzelten, mit Gräsern bewachsenen Orten blickt der weiße Sand oder der nackte Fels hervor. In der trockenen

Zeit ist Alles verdorrt und bestaubt, und kein Platz ladet den ermüdeten Wanderer zum Niedersitzen ein. Aber der Boden ist überall fruchtbar, wo irgend vegetabilische Erde in dünnen Schichten sich gebildet hat, und Wasser zu finden ist. Die Gärten der Capstadt, wo Kunst die Natur unterstützt, enthalten die reichsten Auswahlen von Bäumen fremder Himmelsstriche, und ihre Schönheit und Frische beweist, daß wenigstens nicht das Klima allein die Nacktheit vieler Orte der Umgegend bedingt.

Auf die Thierwelt äußert die Colonisation eines Landes stets schneller ihren Einfluß als auf das Pflanzenreich. Besonders gilt Dieses von den Thieren der höheren Classen, die entweder von dem Menschen mit Gewalt vertrieben werden, oder sich selbst der Verfolgung zu entziehen suchen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß die Halbinsel des Cap den Zoologen verhältnißmäßig wenige Gegenstände liefert. Die Löwen und Hyänen sind schon lange verschwunden, von welchen die ältesten Reisenden erzählen, daß sie nicht allein die Umgebungen der Stadt unsicher machten, sondern des Nachts sogar in die Straßen drangen und die Garnison des Forts beunruhigten. Eben so wenig sieht man jetzt noch jene Heerden von Seehunden, nach welchen eine Insel der Tafelbai benannt wurde, die jetzt zum Bewahrungsort einer starken Zahl von Verbrechern dient, und durch ihre Steinbrüche der Stadt von größerem Nutzen ist als ehedem durch ihre amphibischen Bewohner. Der Sitz der südafrikanischen Thiere höherer Ordnungen liegt in der ungeheuren Kette von Wäldern, die den nordöstlichen Theil der Colonie bedecken und die Gränze zwischen dem wüsten Inneren und den cultivirten Provinzen bilden. Auch das Meer ist am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht reich an Bewohnern. Seine ewige Bewegtheit und die häufigen Stürme scheinen den Conchylien nicht zuzusagen, denn die Arten sind nicht so zahlreich wie die einst von Adanson an der Westküste Afrika's beschriebenen, und an Schönheit keinesweges mit jenen von Asien zu vergleichen. In den meisten spricht sich der Charakter der afrikanischen Thierwelt aus. Sie gehören Gattungen an, die als wahre Raubthiere von den schwächeren Mitbewohnern des Meeres leben. Die Schlangen, von denen die Mehrzahl giftig ist und eine Plage des Landes darstellt, sind vor dem Menschen nicht entwichen, und erfordern noch jetzt so viel Vorsicht als zur Zeit der Gründung der Stadt. So kriecht auch die mit geometrischen Zeichnungen bedeckte Landschildkröte ohne Furcht an allen trockenen Orten zahlreich herum, denn ihre harmlose und phlegmatische Natur

sicherte sie von jeher vor allen Verfolgungen, und höchstens tödtet hin und wieder ein Mann des gemeinen Standes eine einzelne in der Meinung, daß ihr getrocknetes Blut ein sicheres Mittel gegen Schlangenbiß sei. In größerer Entfernung von der Stadt macht aber die Thierwelt ihr Recht geltend. Auf den sandigen Flächen jenseits des Tafelberges mag der Jäger bereits auf manchen unvertriebenen Bewohner des Landes stoßen. Zwischen unglaublich zahlreichen Ameisenhügeln und dornigen Mimosen leben zwei bis drei Arten von zierlichen Antelopen; Affen, Hyänen und Leoparden finden da hinreichenden Schutz. Stachelschweine verbergen sich am Tage in den Höhlungen des Bodens, entgehen aber darum den Verfolgungen noch nicht. Jäger und Colonisten lauern ihnen in mondhellen Nächten auf, und fangen sie mit kleinen Hunden, indem ihr Fleisch von Manchem gern gegessen, geräuchert wohl auch auf dem Markte der Stadt Käufer findet.

Die Halbinsel ist mit dem Festlande durch einen ziemlich breiten, aber ungeachtet der Nähe der Stadt kaum bewohnten Isthmus verbunden. Viele Umstände deuten darauf hin, daß in vorgeschichtlichen Zeiten das Meer diese Landenge überströmt habe, und das Vorgebirge selbst eine Insel gewesen sei. Der Sand bildet zwar eine dreißig Fuß hohe Düne, ist aber nach einer sehr verbreiteten Vermuthung gradweise von dem nimmer rastenden Meere angewaschen worden. Man hat einen noch deutlicheren Beweis der alten Durchfahrt in den Trümmern eines angeblich phönicischen Schiffes zu finden gemeint, die auch von Barrow erwähnt, ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernt im Sande vergraben liegen. Der bekannte Missionair und afrikanische Reisende Thompson und ein Herr van Reenen, ein Abkömmling der oben erwähnten alten Familie dieses Namens, unterzogen sich 1829 der Aufgrabung jener Reste, und fanden an der bezeichneten Stelle in der That einige Stücken von bearbeitetem Holz, jedoch in so verfaultem Zustande, daß die Bestimmung ihrer eigentlichen Form unterbleiben mußte. Es ist eben kein Beweis von historischer Kenntniß, diese Trümmer, gesetzt auch daß sie wirklich von einem Schiffbruche der früheren Zeiten herrührten, den kühnen Unternehmungen des ersten seefahrenden Volkes des Alterthums zuzuschreiben, indem unter keiner Bedingung ihre Erhaltung, zwei Jahrtausende hindurch, möglich ist. Der Beweis, daß jene Reste einem Schiffe angehört, ist durch Seeleute allein geführt worden, indem sie eiserne Nägel und Bolzen erkannt haben wollen. Gerade dieser Umstand sollte den Glauben an das hohe Alter jener Trümmer wankend machen, indem der Gebrauch

von Metallnägeln dem Schiffsbau der neueren Zeit allein angehört. Es ist wahrscheinlich, daß das viel besprochene Wreck nichts anderes ist als eine Anzahl von Baumstämmen, die irgend einmal durch größere Regenfluthen aus ihrem Standorte gerissen auf der Landenge liegen blieben, nach und nach versanken und einen halben Versteinerungsproceß erlitten. Da in der Nähe des Vorgebirges gemeine Braunkohlen, wenn auch in unbedeutenden Lagern gefunden worden sind, so ist es eben auch möglich, daß Das, was man als Spuren eines phönicischen Wraks ansieht, nur aus dergleichen bestehe. Welches aber auch das Alter der Landenge sein möge, so ist sie doch immer noch zum Ackerbau zu jung und ohne den vegetabilischen Boden, der im Laufe der Zeit, unter übrigens nicht allzu ungünstigen Umständen, selbst auf der nordischen Düne sich erzeugen kann. Sie ist ohne Quellen und wird von keinem der Bäche erreicht, die, wenn auch sparsam, aus den nahen Bergen entspringen. In der Regenzeit wird bisweilen ein kleiner Wasserfaden in der Mitte des Sandes sichtbar, allein er versinkt wieder in wenigen Wochen, und verführt Niemand zu Versuchen des Anbaues, da dieselbe Erscheinung im Inneren der Colonie noch weit häufiger ist, und zum Theil sogar in Gegenden vorkömmt, wo man auf das plötzliche Versiechen der Quellen und Zuflüsse um so weniger vorbereitet ist, da Generationen von Bauern sich gefolgt sind und ihre Besitzungen viele Jahre hindurch vererbten, ohne je durch Wassermangel zu leiden. Man hat Beispiele gesehen, daß Eigner ihren Niederlassungen den Rücken kehren mußten, weil innerhalb einer Tagereise für die Heerden kein Wasser zu finden war, und auch die nächsten Jahre keine Veränderung hervorbrachten, vielmehr die Trockenheit und daher die Unfruchtbarkeit des ehedem grünenden und einträglichen Bodens immer mehr zunahm. Der Umfang des sandigen und höchst sterilen Landes in der Nähe des Vorgebirges wird auf vierzig bis funfzigtausend englische Acker geschätzt; es ist ohne Werth, da es an vielen Orten kahl, an andern nur eine spärliche Vegetation und höchstens sparriges Buschwerk hervorbringt. Von den ersten Colonisten vernachlässigt, wurden diese Flächen von der holländisch-ostindischen Compagnie zu Weidegründen der großen, auf fünf nahen Niederlassungen gehaltenen Heerden benutzt. Es wurden Gesetze gegeben, um die vorhandenen Büsche zu sichern, und versucht sie durch Anpflanzung zu vermehren. Ein so leichter Sandboden, den jeder Sturm in Bewegung setzt und eine neue Gestalt giebt, bedarf der Bindung durch Pflanzenwurzeln. Die südafrikanische Wachsbeere (Myrica) erfüllt diese Bestimmung, indem

sie mit dem schlechtesten Boden zufrieden, und wie es scheint kaum des Wassers bedürftig um zu gedeihen, da die dichtesten Gehege bildet, wo mit Ausnahme der wunderlichen Saftpflanzen alle andere Gewächse verkümmern oder verdorren. Zu dieser schätzenswerthen Eigenschaft fügt sie eine andere hinzu, die mindestens dem Landmanne von Nutzen sein könnte. Ihre Frucht enthält eine große Menge von vegetabilischem Wachs, welches durch Sieden leicht abzuscheiden ist, gebleicht werden kann, und mit Bienenwachs vermischt gute Kerzen liefert. Ungeachtet diese Umstände zu Gunsten des nützlichen Strauchs sprachen, hat man doch in neuerer Zeit ihn schonungslos auszurotten begonnen, und das alte holländische Gesetz nicht geachtet, welches solche Vergehen mit einer ansehnlichen Geldstrafe belegte. Seit etwa vier Jahren hat indessen die britische Regierung auf diesen Gegenstand größere Aufmerksamkeit gewendet, der Zerstörung der Vegetation und der Zunahme der Flächen von weißem Flugsande Einhalt zu thun versucht.

Der einzige Verbindungsweg der Capstadt mit den übrigen Theilen der Colonie führt über diese Landenge. An ruhigen Tagen, wenn der leichte Sand nicht in Wolken herumgetrieben wird, mag der Fremde dort manchen unterhaltenden Anblick erwarten, und über einige Eigenthümlichkeiten südafrikanischer Sitte und Lebensweise Erfahrungen sammeln. Stets wechselnde Gruppen von Eingebornen und Fremden bringen Leben in die sonst nicht anziehende Gegend. Bald sind es Briten, bald Holländer, die nach kurzem Besuch der Stadt in ihre Heimath zurückkehren, wo sie als Landwirthe ansäßig, gemeiniglich eines nicht unbedeutenden Wohlstandes sich erfreuen. Leicht erkennbar sind die Nachkömmlinge der holländischen Colonisten durch ihren kräftigen Bau und einen hohen Grad von Wohlbeleibtheit, die englischen Pflanzer durch eine größere Gewähltheit ihres Anzuges und die in der Unterhaltung sich meistentheils darlegende bessere Erziehung. Sie reiten den langen Wagen voraus, in welchen sie ihre Familien oder die Waaren transportiren, die gegen die Producte des Inneren in der Stadt eingekauft, und in dem Verkehr mit den Gränzvölkern neuen Gewinn geben. Oft hat eine solche Karavane von gemeinsam reisenden Landleuten Entfernungen von einhundert oder mehr Meilen zurückzulegen, wasserarme Wüsten und steile Bergketten zu überwinden, und Monate auf der Wanderung zu verbringen, allein solche Beschwerden sind weit entfernt sie abzuschrecken, und machen vielmehr den Reiz des abenteuerlichen Zuges aus. Die Unwegsamkeit des Inneren ist meistens noch eben so groß wie zur Zeit der holländischen Regierung, denn

wenn auch die Zahl der Niederlassungen ungemein zugenommen hat, und in einigen Richtungen im Laufe einer jeden Tagereise mehrere Meierhöfe den Reisenden aufstoßen, so ist der Bau großer Landstraßen doch nur erst in der Nähe der Capstadt und einiger bedeutender Orte der östlichen Districte unternommen worden, wo hohe Bergketten die Verbindung unterbrachen. Die vollendeten Wege sind nach allen Nachrichten von großer Vollkommenheit, und meistens von dem bekannten Ingenieur Michell angelegt, der später in Neu-Süd-Wales angestellt wurde, und 1836 sich auch in den Annalen der geographischen Forschung einen Platz durch eine merkwürdige Entdeckungsreise sicherte, die er von Sydney bis zu der sechshundert englische Meilen entfernten Südküste Neuhollands unternahm und glücklich ausführte. Die eingebornen Colonisten des Cap hatten keine Idee von der Möglichkeit sanft ansteigender Fahrwege über steile und felsige Gebirge gehabt, und feierten die Eröffnung derselben mit großen Festen. Nur bei Kenntniß der Unwegsamkeit der entlegeneren Gegenden ist es möglich, die Schwerfälligkeit der gewöhnlichen Wagen der Cap-Bauern erklärlich zu finden. Zehn bis vierzehn Ochsen ziehen die mit weißer Leinwand verdeckte Maschine, unter der Aufsicht eines Knaben, der bisweilen das vordere Paar mittels eines kurzen, an die Hörner befestigten Strickes leitet. Der eigentliche Fuhrmann ist immer ein gewandter Hottentotte, der ausgezeichnet durch lederne Beinkleider und bunte Jacke neben herläuft, durch Zuruf oder den Knall seiner riesenhaften Peitsche aus Bambusrohr die Thiere antreibt, aber bei dem Fahren durch klippenreiche Ströme, oder über unendlich steile Felsjoche die ganze Geduld, Kraft, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit entwickelt, die alle Reisenden seit der frühesten Zeit an den Fuhrleuten Südafrika's gepriesen haben.

Auf der Gränze jener sandigen Landenge und am östlichen Fuße des die Halbinsel bildenden Gebirges liegen mehrere berühmte, und aus den frühesten Zeiten sich herschreibende Landgüter. Alles vereinigt sich, um den Besuch und den Aufenthalt in einem derselben angenehm zu machen. Die landschaftlichen Ansichten sind voll von Abwechselungen; die kühnen Felsmassen des Tafelberges, das an manchen Orten sichtbare Meer, die fruchtbaren Abhänge, die reiche, natürliche Vegetation oder die sorgfältige Cultur der Gegend, die zahlreichen, gut gebaueten Häuser und das geschäftige Treiben der Bewohner bringen in Verbindung mit einem wolkenlosen Himmel und einer wunderbar durchsichtigen Luft ein Bild hervor, das schon manchem Reisenden enthusiasti-

sche Aeußerungen ablockte. Wynberg, eines jener Landgüter, ist der Sitz des hochverdienten Astronomen Herschel, der auf einer benachbarten Sternwarte Arbeiten vom größten Umfange durchgeführt und wichtige Entdeckungen gemacht hat, die vor einigen Jahren von einem Witzlinge gemißbraucht wurden, um die gering Unterrichteten und Leichtgläubigen zweier Welttheile zu mystificiren. Die weltberühmten Weinberge von Constantia befinden sich auf derselben Seite der Halbinsel. Ihr freundliches Grün erscheint auf dem Hintergrunde grauer und brauner Berge doppelt schön; lange und schattige Baumpflanzungen führen zu den wohlgebaueten Häusern der Besitzer, wo ein jeder Besucher eines freundlichen Willkommens gewiß sein darf. In der Sommerzeit kommen fast täglich Gesellschaften an, denn jeder Reisende aus den höheren Ständen eilt, während der kurzen Zeit, die sein Schiff in der Tafelbai verbringt, nach Constantia, eben so wie der in Neapel landende Seefahrer Pompeji und Herculaneum besucht, als die nächste und größte Merkwürdigkeit. Die Gastfreundschaft der Weinpflanzer von Constantia findet ihren Lohn in den Einkäufen, welche die Fremden machen. Wein ist immer noch einer der wichtigsten Gegenstände der südafrikanischen Ausfuhr, und auf der Halbinsel des Vorgebirges selbst das einzige, zum Großhandel geeignete Erzeugniß. Der Handel mit demselben hat manches Vermögen begründet, ungeachtet des in England gegen Capweine jetzt herrschenden Vorurtheils, und der in Europa gelegentlich vorgenommenen Verfälschungen. Zu den Reben, welche nach Lichtensteins Bericht der holländische Gouverneur Tulbagh aus Persien einführte, sind seit der englischen Besitznahme des Vorgebirges Reben von Porto, Madeira, Teneriffa, Xeres, Malaga, Bordeaux und selbst vom Rhein gekommen, und auf den Preislisten nordamerikanischer und englischer Handelshäuser finden sich daher die meisten dieser Weinsorten mit dem Zusatze Cap- (Cap-Madeira u. s. w.) unterschieden und meistens etwas niedriger angesetzt als das Originalgewächs. Ein sehr großer Theil des in Deutschland und Amerika getrunkenen Madeira stammt vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Umgekehrt hat man, während der englischen Occupation von Sicilien, dahin Reben vom Cap, den Azoren und Canarien verpflanzt; und sicilischer Capwein wird viel nach Nordamerika ausgeführt. Constantia ist immer noch der Hauptsitz des südafrikanischen Weinbaues, zumal für die feineren Sorten; alle andere Weine der Provinzen sind von geringerer Güte. Zu den alten Pflanzungen von Groß- und Klein-Constantia ist in der neueren Zeit (seit 1817) eine

dritte, einem Sebastian Hoeg gehörende gekommen. Sie besteht aus vierhundert englischen Ackern, enthielt sogleich bei der ersten Anlage einhunderttausend Weinstöcke und hat mancher neuen Sorten, z. B. Pontac und Frontignan sich zu rühmen. Ehedem wurde das Recht des Weinverkaufes im Kleinen verpachtet. Der Berechtigte mochte so viele Schenkwirthschaften eröffnen als ihm gut dünkte, um die hohe Pachtsumme (sie betrug 1827 nur für den Bezirk von Simonstown zweitausend und vierhundert Pfund Sterling) zu decken. Später hat die Regierung ein anderes Verfahren befolgt, zu billigeren Preisen das Recht des Ausschenkens von Wein und Cognac an eine bestimmte Zahl von Häusern überlassen, aber hierdurch nicht nur eine bedeutende Verminderung ihrer Einnahme erlitten, sondern der Trinksucht Vorschub geleistet. Die wohlfeiler gewordenen Getränke verführten die gemeinen Volksclassen zu den größten Ausschweifungen, und veranlaßten die Behörden zu neuen Beschränkungen, unter welchen besonders das Verbot, an Sontagen geistige Getränke zu verkaufen, sehr wohlthätig wirkte.

Südlich von Constantia und auf der Westseite der Halbinsel liegt Simonstown, an einer Bucht der Falschen Bai. Eine wohlerhaltene Landstraße führt von der Capstadt dahin, indem die Magazine der Kriegsschiffe und der Kriegshafen sich dort befinden, Kauffahrer von Winden gezwungen oft einlaufen, und daher stets eine Menge von Reisenden hin- und hergehet. Man hat sogar eine Fahrpost errichtet, und auf andere Weise den Hafenort empor zu bringen versucht, jedoch keine völlig genügende Resultate erlangt, indem mancherlei Umstände die Seeleute veranlassen, der Tafelbai als Ankerplatz den Vorzug zu geben. Simonsbai ist zur Zeit der Nordstürme völlig sicher, umgekehrt aber ein gefährlicher Hafen zur Zeit der Südoststürme, von welchen die Tafelbai wenig berührt wird. Die Entfernung von der Capstadt, die Langweiligkeit und Theurung des Transportes aller Bedürfnisse über den Isthmus sind eben so zu Ungunsten von Simonsbai, als der periodische Wassermangel, das auffallend kühlere Klima hingegen eine große Empfehlung. Von Simonstown bis zur südlichsten Spitze der Halbinsel, dem eigentlichen Vorgebirge der guten Hoffnung, beträgt die Entfernung kaum vier Stunden. Die weiter nach Norden im Tafelberge sich kühn erhebende Bergkette sinkt langsam nach Süden ab, mag aber dennoch nicht ohne Mühe erstiegen werden. Ihren Rücken nimmt ein sandiges, aber dennoch nicht unfruchtbares Tafelland ein, dessen flache Vertiefungen angebauet sind. Mehrere große Meierhöfe

liegen theils in den Thälern, theils am Strande zerstreuet, wo die Verfertigung von Kalk aus Muschelschaalen ein einträgliches Geschäft ausmacht. Das Cap ist von unten nur bei ruhigem Wetter und während der Ebbe zu erreichen, indem der niedrige, mit großen Felsenmassen überstreuete Strand von den Wellen leicht überfluthet und in eine Kette von Brandungen umgewandelt wird. Schlüpfrige Seegräser erschweren den Gang bis zu der Mündung einer großen, tief in das Vorgebirge dringenden Höhle. Sie enthält Reste gescheiterter Schiffe, ausgeworfene Seepflanzen und manchen herabgestürzten Felsen, und kann nur durch die Eigenthümlichkeit ihrer Lage und ihr Echo zum Besuche einladen. Wenn das aufgeregte Meer seine gewaltigen Wogen in das Innere dieser dunkeln Gewölbe wälzt, das Geräusch der anprallenden Massen hundertfach verstärkt aus ihnen hervortönt und mit dem Heulen des Sturmes sich vermischt, müßte der Aufenthalt in der Nähe dieser Felsen etwas wahrhaft Grausen Erregendes haben und an die gespenstigen Wesen erinnern, die, nach der vom portugiesischen Dichter wiedergegebenen Sage, einst die äußerste Spitze Afrika's bewachten, und in Worten, die selbst den Kampf der Elemente übertönten, den kühnen Seefahrer zurück zu weichen mahnten. Das Vorgebirge selbst fällt als eine senkrechte, fast dreihundert Fuß hohe Felswand in das Meer hinab. Von seiner Spitze, wo nur Seevögel hausen, verliert sich der Blick in die Unendlichkeit des südlichen Oceans.

Damascus.

Damascus erregt ein eigenthümliches und lebhaftes Interesse, sei es nun durch Erinnerung an jenes bewundernswerthe Gemälde orientalischer Sitten, die Tausend und Eine Nacht, welches dort Verwirklichung zu finden scheint, sei es durch hohes Alterthum und die Geschichte vieler Wechselfälle, denen jedoch die Stadt glücklicher entgangen ist als alle andere von Syrien. Damascus ist so alt wie Abrahams Zeit, denn des Patriarchen vertrautester Diener stammte daher; es ist älter als Nineveh und Babylon, deren Größe und Glanz es zwar nie erreichte, deren tiefen Fall es aber nie erlitt, denn obwohl es dem Schicksale des Orients, den Kriegen, Verheerungen durch wandernde Völker, inneren Unruhen und den Folgen einer unbeständigen Regierung nicht entging, und ungeachtet es mehrfach zerstört wurde, so erhob es sich immer wieder aus seinen Trümmern. Schon zur Zeit des Königs David war Damascus von politischer Bedeutung, und bewahrte sich einen bedeutenden Ruf selbst in den historisch dunkeln Zeiten der persischen Herrschaft. Von Alexander erobert, später eine Provinz des römischen Reiches, fiel „das Auge des Orients", wie Julian Damascus nennt, endlich den Arabern in die Hände, die ihrerseits nach sechshundertjährigem Besitz den Türken weichen mußten. Ungeachtet dieser Wechselfälle erhoben die im Oriente unbezwingliche Macht der Gewohnheit und einige Vortheile der Lage die Stadt zu einem der ersten Handelsplätze von Asien, und bewahrten ihr diesen Vortheil seit vielen Jahrhunderten. Von allen Seiten strömte die Bevölkerung zusammen, und soll sich zu gewissen Perioden auf viermalhunderttausend Seelen erhoben haben, selbst gegenwärtig die Hälfte zählen, obwohl die Umstände dem Bestehen colossaler Städte auf Kosten des unbewohnten Landes im Oriente nicht mehr so günstig sind, wie in vergan-

genen Zeiten. Da ächte und besonders strenggläubige Mohammedaner Damascus vorzugsweise zum Wohnorte wählten, so wurzelte dort Bigotterie fast unausrottbar ein. Christen der griechischen und armenischen Kirche wurden zwar geduldet, doch nur unter der Bedingung der ruhigsten Unterwerfung unter ein höchst tyrannisches Joch; Franken hingegen setzten durch unverholenen Besuch der offenbarsten Gefahr sich aus, und waren gezwungen, wie Olivier, Maundrell und Burkhardt, als Araber aufzutreten, eine Rolle, zu deren glücklichen Durchführung eine ungewöhnliche Vertrautheit mit Sprache und Sitte des Volkes erfordert wurde, und die wohl nur dem deutschen Reisenden vollkommen gelungen ist. Die Hauptstadt Syriens ist verhältnißmäßig weniger besucht worden als andere östliche Städte, und ist bis vor wenig Jahren der Sitz des Fanatismus geblieben, obgleich in Acca, Beyrout und andern Küstenorten die Europäer völlige Duldung erfuhren. Daß, wie schon Burkhardt vermuthete, dergleichen Erscheinungen zunächst auf Rechnung der Behörden kommen, hat die Erfahrung der letzten Jahre außer Zweifel gesetzt. Die Eroberung Syriens durch den Pascha von Aegypten hat auch Damascus zugänglich gemacht, den ächt türkischen Geist der Bewohner gebrochen, die wohl Rebellionen nach alter Art und durch undisciplinirte Massen auszuführen versuchten, aber dem europäisch organisirten Heere des Siegers sich unterwerfen mußten. Selbst das alte Vorrecht des Waffentragens ist den Türken entzogen worden, und die pomphaft gekleideten Gestalten, die noch vor wenig Jahren ihre Pistolen und Säbel mitten auf der Straße nach Gutdünken gebrauchten, sind gezwungen worden der neuen Ordnung sich zu unterwerfen, und zeigen sich nun mit einem ihnen fremden Anstrich von Demuth. Der erste ägyptische Pascha von Damascus, Scheriff Bey, gieng ganz in die reformirenden Ansichten seines Gebieters ein, und suchte daher vor Allen der grausam mißhandelten christlichen Bevölkerung Sicherheit zu geben, indem er ihre Tyrannen beschränkte. Leider haben aber die syrischen Christen aller Secten einer übrigens sehr natürlichen Regung des lange unterdrückten und plötzlich frei gewordenen Sclaven zu viel Gehör gegeben, und die Gränzen übersprungen, die ihnen Klugheit und Vorsicht vorgezeichnet hatten. Sie lassen ihren ehemaligen Gebietern nun ihre Verachtung und Haß empfinden, und ein Tag der furchtbaren Vergeltung mag anbrechen, wenn das Schicksal eine Aenderung in den politischen Verhältnissen des Orients herbeiführen sollte. In jener fanatischen Stadt sind schon mehrere, zwar für das

Ganze erfolglose, aber dennoch sehr blutige Aufstände ausgebrochen, und einmal sogar auf die Nachricht, daß ein englischer Generalconsul im Anzuge sei. Nur die Befestigung der ägyptischen Macht, und die gradweise Niederlassung von Franken der achtbarsten Classe mag endlich den tief gewurzelten Haß der Bewohner gegen Alles überwinden, was mit ihnen nicht denselben Glauben anerkennt und dieselbe Sitte befolgt.

Der Reisende im Orient wird in seltenen Fällen an seine Annäherung an eine große Stadt durch jene Zeichen gemahnt, die in Europa schon eine Tagereise vor Erreichung des Zieles sich bemerklich machen, und in den letzten Stunden der Wanderung mit jedem Schritte zunehmen. Im Orient verkündet keine gradweise Steigerung der Industrie, keine genauere Benutzung des Bodens, keine immer dichter werdende Reihe von Landhäusern die Stadt. Selbst die Bevölkerung nimmt nicht an Zahl zu; es ist als ob das ganze Lebensblut eines großen Körpers im Herzen stagnirte, oder höchstens nur in einzelnen Adern umlaufe. Daher hat aber auch dieser unvorbereitete Anblick großer Städte in Asien etwas höchst Ueberraschendes, man möchte wohl sagen etwas Magisches, und ergreift ziemlich alle europäische Reisende im gleichen Maaße. Die Lage von Damascus entwickelt denselben Contrast, und erklärt zur Genüge den Enthusiasmus der Wanderer der Wüste, die der Stadt den Namen „der Königin von Syrien" beigelegt haben. Nirgends leitet der Pfad den Nähernden durch fruchtbare Gefilde, im Gegentheil vereint sich Alles, um die letzten Tagereisen unangenehm oder langweilig zu machen. Nach Norden und Westen dehnt sich das lange Joch des Antilibanon aus, in welchem felsige Berge allein mit steinigen und unfruchtbaren Feldern wechseln, und die sparsamen Anzeichen der menschlichen Bewohntheit in den armseligen Lehmhütten bestehen, die sich kaum über den gleichgefärbten Boden erheben, und von ihm nicht abstechen. Nach Westen und Süden liegt die arabische Wüste, die nur im Frühjahre mit einigen Pflanzen sich schmückt, und in ununterbrochener Oede bis zum Euphrates, an vierzig Tagereisen weit reicht. In der Mitte dieser abschreckenden Umgebungen breitet nun die außerordentlich fruchtbare Ebene, El ghuta genannt, sich aus, die von Abulfeda und andern arabischen Schriftstellern als das schönste der vier irdischen Paradiese beschrieben wird. An achtzig Dörfer liegen auf ihr zwischen dichten Hainen von Fruchtbäumen verstreuet, die zu dicht stehen, als daß man in größerer Entfernung zwischen ihnen hindurch die

üppigen von einem wohlbewässerten Boden ernährten Getraidefelder sehen könnte. Näher zur Stadt verdichtet sich der Gürtel der Landsitze und Gärten so sehr, daß der auf gleicher Ebene Stehende nur hin und wieder einen weißen Minaret, oder eine höhere Kuppel durch die Tausende der Bäume gewahrt, die in sich jedes Grün der freundlichen Pflanzenwelt vereinen, von der düstern Olive bis zu dem lebendigeren Colorit der Aprikose und dem glänzenden Laub der Orangen. Acht Stunden sollen nöthig sein, um zu Fuße diese Gärten zu umkreisen, die als ein grüner Ring den großen Sitz des asiatischen Reichthums und Handels umgeben. Von den Bergen herab eröffnet sich dafür eine vollkommen freie Uebersicht der Stadt und ihrer schönen Ebene. Es ist dieselbe, die bis jetzt alle Reisende begeisterte, die der Sage nach schon Mohammed veranlaßt haben soll, vor Verwunderung still zu stehen, weil er es nicht wagte, seinen Fuß in dieses Paradies zu setzen, indem er nur an dem himmlischen Theil zu haben glaubte, und die zuletzt noch Lamartine mit vieler Beredtsamkeit beschrieb. Die Ansicht von Damascus von Salahijeh aus, die wir hier beifügen, giebt eine Idee der Landschaft. An dem Rande der weiten, fast überall dicht beschatteten Ebene erheben sich die zahlreichen Thürme und besonders die große Moschee, ehedem eine Kathedrale, und vielleicht eines der schönsten Bauwerke der ersten christlichen Jahrhunderte, über den grünen Wald von Fruchtbäumen, der selbst noch in weiter Entfernung sichtbar, streifenweis sich in die dürren Felder verlängert, welche die äußerste Gränze der dämmernden Wüste bezeichnen, während zur Rechten die blauen Ketten des Antilibanon den Horizont beschränken.

Es ist kein Wunder, daß die durch solche Schauspiele aufgeregte Phantasie des Ankömmlings die glänzendsten Bilder des nahenden Genusses sich erschaffe, und die Vergangenheit und ihre Leiden in Vergessenheit bringe. Allein der Reisende, der solchen Erwartungen sich hingeben wollte, dürfte die bitterste Täuschung erfahren, und würde jedenfalls beweisen, daß ihm noch keine gründliche Erfahrung zur Seite stehe. Eine östliche Stadt gleicht, aus der Ferne gesehen, ganz den schönen, aber trügerischen Bildern der Luftspiegelung, die in der sandigen Wüste Arabiens und auf dem minder unfreundlichen Weltmeer den Reisenden täuschen. Bagdad, Damascus und selbst Constantinopel gehören der Dichtkunst an. Selbst ihr historischer Glanz scheint nur in der Einbildung der Geschichtschreiber gelegen zu haben, so wenig entspricht bei der Annäherung die Wirklichkeit den bescheidensten Erwartungen. Die ersten Gegenstände, nach Er-

Atelier v. C. Frommel & Winkles

D. Kunst-Verlag

DAMASCUS

Gesehen von der Anhöhe bei Salahyeh



eichung jenes zauberhaften Gürtels grünender Gärten, zerstören den Traum; der Reisende gesteht in den Worten des Propheten sich ein, daß sie gefallen, daß „sie verlassen sei die berühmte und fröhliche Stadt.“ Die Fruchtbäume sind zwar kräftiger und größer als sonst in Syrien, allein der Menschenfleiß hat für sie Nichts gethan. Sie sind von niedrigen Lehmwänden, welche, wie Alles Andere im Orient, unvollendet oder zerfallen sind, umgeben, und von einer unendlichen Menge kleiner Gräben bewässert, die freilich dem schönen Bild, welches Ariost von den Flüssen von Damascus entwirft, nur wenig gleichen. Die nächsten Schritte beschleunigen die Enttäuschung. Der Reisende kann sich kaum überreden, daß er in einer der wichtigsten und berühmtesten Städte angekommen sei, wenn ihm Schmutz und Armseligkeit entgegentreten, sobald er das Thor hinter sich gelassen hat, er sich durch enge Gassen und zwischen düstern, unabgeweißten Ziegelhäusern von allen Formen und Höhen hindurch windet, Eingänge zu den niedrigen, dumpfigen Kaufläden, Bettler und Lastträger ihm überall den Weg versperren, Esel mit Wasser beladen im Vorübergehen ihn durchnässen, Kameele mit weit hervorstehenden Ladungen ihn gegen die Wände zu quetschen drohen, seine Sinne auf mehr als eine Weise unangenehm berührt werden, und die poetischen Bilder in roher Wirklichkeit untergehen.

Der Anblick des Lebens und des Treibens auf den Straßen der östlichen Städte hat indessen für den ungewohnten Europäer stets etwas Befremdendes, und vermag in dem Einzelnen wohl sogar Gefühle von bänglicher Spannung hervorbringen. Alle Beschreibungen, treu und lebhaft, wie sie auch sein mögen, können nach dem Urtheile neuer Reisender noch immer kein Bild des Getümmels, der Buntheit und der vielen Eigenthümlichkeiten einer starken Bevölkerung hervorrufen, wie sie zu gewissen Tagesstunden in den Straßen von Constantinopel, Damascus und Bagdad sich bewegt. Verwirrend ist die Menge der Figuren, deren jede einen eigenthümlichen Charakter besitzt, während unter den Tausenden, die sich auf den Straßen von London und Paris drängen, nur höchst selten ein Einzelner durch sein Aeußeres auffällt. Taschenspieler und Possenreißer treiben an den Thoren ihr Spiel, und schreien und trommeln, bis der Ankömmling ihnen die wenigen Paras giebt, die eine Schaar von Bettlern, minder gewandt und daher minder erfolgreich, gleichzeitig mit jenen in Anspruch nimmt. Ein beständiges Klappern von Kupferschaalen zeigt den Platz an, wo abgekühltes Wasser verkauft wird, und im Namen

des Propheten werden Brot und Früchte zum Verkauf so laut ausgerufen, daß die Lobpreißung dieser Waare alles andere Geräusch übertönt. Reich gekleidete Türken sprengen daher auf Pferden, die mit Schmuck fast überladen sind, und Diener folgen ihnen mit Bündeln von Djerids oder leichten Wurfspießen nach den Plätzen, wo ein an die mittelalterlichen Turniere erinnerndes Spiel, das einzige, welches den Türken aus seiner Bequemlichkeit zu reißen vermag, von glänzenden Gruppen und mit großer Lebhaftigkeit betrieben wird. Aeltere und weit ernstere Gestalten dringen auf weißen Eseln oder Maulthieren langsam durch das Getümmel, und rauchen, unbekümmert um das Geräusch und die mannichfachen Scenen des Volkslebens, ihre langen, mit theuern Mundstücken versehenen Pfeifen. In der milden Jahreszeit vermehrt sich die Mannichfaltigkeit noch durch die Buntheit der Kleidung der Männer; rothe, weiße und himmelblaue, Gewänder flattern malerisch um die Reitenden her. Weiber des gemeinen Standes, meistens in Aegypten geboren, gekleidet in blaue, baumwollene Ueberwürfe und das Gesicht fast ganz durch ein schwarzes Tuch verhüllt, Sängerinnen von Profession, halten die Vorübergehenden an und singen ihr Lob mit gellender Stimme, bis eine Scheidemünze von ihnen befreiet. Der stattliche Armenier, der gewandte und lebhafte Grieche, beide durch nationale Kleidung ausgezeichnet, obwohl das neue Gesetz sie der Pflicht entbindet, sich auf gleichsam entehrende Weise von den Rechtgläubigen zu unterscheiden, bewegen sich mit gleicher Absicht, derjenigen des Handels, aber mit sehr ungleichem Anstand durch die Menge. Frauen ziehen in langen Reihen, bis zur Unkenntlichkeit in weiße Zeuge eingewickelt, dem Thore zu. Ihre gleichartige Kleidung verursacht, daß sie von einer Größe scheinen. Sie begeben sich, durch Verhüllung und Schweigsamkeit den Geistererscheinungen vergleichbar, nach einem der Begräbnißplätze oder nach den Ufern des Flusses, wo sie in Gruppen sich niederlassen und manche Stunde verbringen. Für sie liegt hierin das größte Vergnügen, denn obwohl nach syrischer Sitte kein Mann sich ihnen nähern darf, so steht es ihnen doch frei, über die Vorübergehenden ihre Bemerkungen zu machen, während sie selbst völlig unerkannt bleiben.

Die Bazars sind vorzügliche Bauwerke, manche mit Dach versehen und daher zu allen Zeiten kühl und trocken. In den östlichen Städten hat bekanntlich jede Art von Waaren ihren Verkaufsplatz, wo andere Gegenstände keine Aufnahme finden würden. Daher entsteht auch das Ansehen von Handelsmessen, wie sie in Europa geregelt

sind. Jeder Zugang und jede Reihe von Kaufläden ist bis zum Unerträglichen mit Menschen erfüllt, aber so vieles Neue legt sich dabei zu Tag, so viele höchst charakteristische Züge treten hervor, daß Europäer kaum jemals des Besuchs jener Kaufplätze ernstlich müde werden. Nicht blos in den Läden, sondern auch außerhalb werden Waaren feil geboten. Mitten zwischen den Volksmengen sitzt auf einem über die breiten Quadern des Bodens gelegten Teppich der Perser, mit Parfümerien und Tabackspfeifen, oder der weit ernstere Türke aus den europäischen Provinzen, mit Dingen umgeben, welche die abendländische Industrie ausschließlich zum Verbrauch der Orientalen, und zwar mit genauer Kenntniß der altherkömmlichen Form verfertigt. Auch das Verfahren der Auctionen ist auf den Bazars von Damascus nicht unbekannt, denn gebrauchte Gegenstände, Kleider und Betten werden öffentlich versteigert. Ein Mann rennt mit dem ausgebotenen Artikel durch die Menge, während der Versteigerer kreischend den Preis bekannt macht. Da die Kaufläden alle offen sind, so kann nicht wohl irgend etwas im Verborgenen geschehen. Das ganze Treiben liegt unverhüllt vor dem Auge des Beobachters, und darum kommen vielleicht auch Betrügereien und Diebstähle wie auf europäischen Märkten kaum vor. Selbst die Leidenschaft kann oder will sich nicht verbergen, denn wenn ein Kaufmann durch schlechtes Gebot, oder durch unverdiente Herabsetzung seiner Waaren erzürnt wird, so springt er wohl zwischen seinen Ballen auf, stürmt und schimpft mit jener Virtuosität und Wortreichthum, die den Araber und seine Sprache auszeichnet, und fährt vor aller Augen und Ohren fort ohne Unterbrechung, bis er ermüdet. Den unterhaltendsten Anblick gewähren die Niederlagen von fertigen Kleidungstücken, wo Wohlfeilheit ein größeres Verdienst ausmacht, als modischer Schnitt und Stoff, und die ärmere Volksclasse sich in ein Gemisch von allen Arten östlicher Costume kleidet. Einzelne passen die Kleider sich an, entweder in der Mitte des Menschenstromes, oder auf der erhöhten Bühne des Schneiders, und die Vorübergehenden bleiben gelegentlich stehen, um ihre Meinung über das Ansehen und das Passen der geprobten Waare abzugeben. Ordnung herrscht dabei überall, und die Sitte, die hin und wieder strafbar Gewordenen zwischen der Menge vor Ertheilung des Richterspruches herum zu führen, ist nicht durch die Nothwendigkeit Andere abzuschrecken allein veranlaßt worden.

Für den Verkauf im Großen sind die Khans bestimmt, Gebäude von bedeutendem Umfange, wo die größten Karavanen ihre

Güter abladen und die Geschäfte sich concentriren zwischen zwei Welttheilen, Geschäfte, die nothwendig die Begründung einer großen Stadt in der Gegend, wo Damascus liegt, herbeiführen mußten, auch wenn das Klima minder günstig gewesen wäre. Die weite und fruchtbare Ebene in der Mitte eines kahlen, der Cultur wenig fähigen Gebirgslandes, die geographische Lage zwischen zwei Meeren, am Austritt aus einer großen Wüste, und in der Richtung zahlreicher und bevölkerter Provinzen im Norden und Süden, mußten Damascus zu einem großen Stapelplatze machen. Die Karavanen aus Indien begegnen sich da mit jenen von Constantinopel und Mecca, und in friedlichen Zeiten findet ein sehr lebhafter Umtausch statt. Der vorzüglichste Khan ist der von Assad-Pascha, ein ungemein gut und zierlich ausgeführtes Gebäude von Stein, dessen Dach von arabischen Spitzbogen und Pfeilern getragen, aus sechs künstlichen Domen bestand, von welchen die drei größten jedoch vor einigen Jahren durch ein Erdbeben herabgestürzt worden sind. Rings um den sehr geräumigen Hof sind die Magazine der Kaufleute angebracht. Starke Thüren und schwere Vorlegeschlösser geben ihnen die nöthige Sicherheit. Vor jedem sitzt auf einer erhöhten Plattform der Eigner und erwartet die Aufträge seiner Handelsfreunde. Zu jeder Seite des Haupteinganges führt eine Freitreppe nach einer Gallerie des obern Stockwerks und seinen Magazinen. Kisten und Ballen liegen zwar umher, allein von dem Geräusch und Treiben europäischer, zu ähnlichen Zwecken bestimmter Gebäude sind keine Zeichen bemerkbar, denn in dem Khan herrscht noch die orientalische Sitte unvermischt, und in der Art der Verhandlung der Geschäfte waltet noch immer das Phlegma und die Wortkargheit des ächten Türken. Umgeben von einer, durch Springbrunnen abgekühlten Luft ruht der Kaufmann auf seinem Polster, lautlos und scheinbar in tiefe Meditationen versunken. Um Mittag werden die Thore der schöngewölbten Halle eröffnet, und dann erst beginnen die Geschäfte. Man betreibt sie mit der gewohnten Ruhe und Apathie, wie karg die Zeit auch zugemessen sein möge, und verliert sogar mehrere Stunden in Conversation, weil die Sitte verlangt, daß ein langes Gespräch über fremdartige Dinge der Abschließung eines Handels vorausgehe. Der Käufer nimmt auf der Plattform seinen Sitz; die Güter werden dann ausgebreitet, und ein Preis genannt, jedoch, wie es scheint, ohne strenge Berücksichtigung des eigentlichen Werthes, sondern mehr in der Absicht Gelegenheit zum Argumentiren zu finden. Endlich wird der Streit der Meinungsverschiedenheiten laut und erhebt sich so sehr,

daß der größte Verdruß zwischen den Parteien zu herrschen, ein Bruch unvermeidlich scheint. Plötzlich nähern sich die Streitenden so viel als nur möglich, und nach langem geheimnißvollem Geflüster wird der Handel als abgeschlossen erkannt. Der Ruf des Muezzin zum Gebet unterbricht augenblicklich alle Verhandlungen. Kaum ertönt er, so springen Alle auf und eilen nach dem Wasserbecken in der Mitte des Gebäudes, leisten die gesetzlichen Abwaschungen und verbringen nachher eine halbe Stunde auf ihren Teppichen im Gebet. Ein Fremder dürfte sich nicht wenig wundern, wenn er bei seinem Eintritt in die Börse einer der größten Handelsstädte des Orients, alle Kaufleute auf den Knien und nach derselben Gegend gerichtet erblickte. Indessen wird diese Sitte unverletzlich beibehalten, wenn auch das Fortschreiten der Zeit und ganz besonders die veränderte Regierung selbst in Damascus, dem Brennpunkte alter mohammedanischer Gewohnheiten und Ansichten, gradweise Veränderungen herbeigeführt haben mag.

Die Bauart der großen Stadt ist keinesweges besonders auszeichnend, und am wenigsten verrathet die Außenseite der Privathäuser, mit sparsamen und dichtvergitterten Fenstern, engen Eingängen und unansehnlichen Wänden, welcher Luxus und Geschmack das Innere nicht selten schmückt. Daher ist keine Stadt der Türkei unangenehmer zu durchwandern; die Straßen sind eng, krumm und ohne bedeutende Unterscheidungszeichen. Nicht allein sind die Ringmauern durch ihre Thore verschließbar, sondern am Ende einer jeden Gasse befindet sich eine des Nachts gesperrte Thüre, deren Wächter jedoch dem Reiz des Geldes nicht unzugänglich ist. Auf diese Weise erhält die Stadt den Anstrich eines großen Gefängnisses, der noch durch die Sitte gesteigert wird, manche Häuser auf Bögen ruhend über die Gassen hinauszubauen und diese noch mehr zu verfinstern. Darum verläßt auch des Nachts Niemand ohne Nothwendigkeit seine Behausung. Mit Sonnenuntergang tritt überall Stille ein, und höchstens hallt der Tritt eines Einzelnen wieder, den ein Diener mit einer Laterne begleitet. Ohne solches Licht kann Niemand das Haus verlassen, indem die Straßen ohne öffentliche Lampen und so schlecht gepflastert sind, daß es gefährlich sein würde sie im Dunkeln zu betreten. Nächtlicher Lärm ist fast unerhört, denn Spielhäuser giebt es nicht und eben so wenig öffentliche Orte für die niedrigen Classen. Kein Betrunkener wankt durch die Straßen einer türkischen Stadt, um durch Geschrei die Ruhe zu stören, oder durch Mißhandlung seiner Familie die Nachbarschaft aufzuwecken. Meuchelmord und nächtliche Angriffe unterbrechen eben so wenig die

Stille, und wenn ja einmal zur ungewöhnlichen Stunde eine Stimme laut wird, vielleicht gar ein Gelächter erschallt, so mag man überzeugt sein, daß es von Europäern ausgehe, denn der Türke ist nie geräuschvoll, selbst nicht in den Augenblicken der fröhlichsten Laune, die sich höchstens als inneres, gemüthliches Lachen an den lautlosen Bewegungen seiner Lippen wahrnehmen läßt.

Den deutlichsten Beweis von der Gewaltsamkeit des in Damascus bisher herrschenden Despotismus liefert unstreitig der Umstand, daß Jeder seine Wohlhabenheit, und daher die innere Einrichtung seines Hauses den fremden Augen sorgfältig zu entziehen sucht. Jene Häuser mit Hauptseiten aus Lehm, mit niedrigen, unbequemen Eingängen, welche durch Schutt und Kothhaufen noch mehr versperrt werden, verbergen im Inneren nicht selten die kostbarsten Zimmer, und jedenfalls alle in einem warmen Klima erforderlichen Bequemlichkeiten und Genüsse. Europa soll Nichts aufzuweisen haben, was die Gesellschaftszimmer, die Divans an Glanz und Pracht übertreffen würde, und nach Lamartine sollen einige derselben über hunderttausend Piaster kosten. Oft finden sich in einem Hause acht bis zehn dieser Säle, von welchen einer, mit orientalischem Luxus ausgeschmückt, den Lieblingsaufenthalt der erwachsenen Familienglieder darstellt. In der Mitte des mit kostbarem Marmor ausgelegten Raumes ist immer ein Springquell angebracht, der, Tag und Nacht in Bewegung, die Luft angenehm abkühlt. Ein erhöhter Raum, dessen Ausschmückung die gewählteste ist, und wo Teppiche von seltener Schönheit ausgebreitet liegen, bildet den Ehrenplatz für die Frau vom Hause oder die Besuchenden von höherem Range. Dem Türken der älteren Schule sagt der Aufenthalt in solchen Sälen, das Hinstrecken auf weiche Kissen zu. Während der feinste Tabak und abwechselnd Scherbet aus Rosen oder Veilchen gemacht seine Genüsse erhöhen, verfällt er in das gedankenlose Hinbrüten, welches, durch die Kühle befördert, nie durch die Töne der Straße gestört wird, die bis in das innere Heiligthum des Hauses nicht eindringen. Allein die Bewegung der Zeit hat auch den Ottomanen ergriffen, und mindestens in Europa hat er sich genöthigt gesehen aus der üppigen und egoistischen Existenz, die sonst sein Erdenglück ausmachte, herauszutreten. Nur in Damascus und andern gleich großen Städten von Asien erhält sich noch die alte Weise, und sucht den Reformen zu widerstehen. Der Fremde übrigens, der durch Einladung in den eigentlichen Familienzimmern Zulaß erlangt, mag über manche noch wenig verstandene Punkte der türkischen Sitte beträchtliche Aufklärungen sammeln, und



D. Kunst-Verlag

Atelier v. C. Frommel & H. Winkles

DIVAN IN DAMASCUS



wird Gelegenheit finden, wenigstens in den Häusern der Armenier und anderer Christen die Frauen und Töchter zu sehen, die nicht allein den leicht erregten französischen Reisenden zu den wärmsten Schilderungen inspirirten, sondern auch bei den fast gleichzeitig ihre Erfahrungen in Syrien beschreibenden Engländern Monro, Skinner und Carne große Anerkennung erhielten. Vielleicht ist den Bemerkungen der letzteren als den minder poetischen ein größeres Zutrauen zu schenken, denn der von Jugend auf an eine stille und erfreuliche Häuslichkeit gewöhnte Bewohner von Deutschland und England, mag wohl von äußeren Reizen der Frauen eben so berührt werden, als der Franzos und Südeuropäer überhaupt, aber er ist der Gefahr minder ausgesetzt, über der Betrachtung des Aeußerlichen alles Innere und Höhere zu vergessen.

Die Frauen von Damascus entsprechen nicht allein dem türkischen Begriffe weiblicher Vollkommenheit, sondern sie würden auch in irgend einem Theil für Verwirklichung der Ideale, wie sie sonst nur der Künstler schafft, gelten können. Ihre malerische und nicht selten kostbare Kleidung ist vollkommen berechnet, natürliche Reize zu heben. Perlenschnuren, Türkisse und andere Halbedelsteine, auf welche überhaupt der Türke weit größeren Werth legt als der Abendländer, schmücken das Haar, und Shawls von Kaschmere und Bagdad werden mit künstlicher Einfachheit um den Körper gewunden. Das Auge spricht im vollen Feuer einer südlichen Heimath, und die fröhlichen und lachenden Mienen scheinen den Glauben zu verrathen, daß das Leben einem ewigen Mai gleichen werde, allein mit diesen Eigenschaften schließt auch das Verzeichniß der Vorzüge jener Frauen. Ihr Geist ist ohne alle Cultur und die unbeschränkteste Unwissenheit ihr Loos. Keine begreift eine Frage, die irgend über die gewöhnlichste Alltäglichkeit hinübergeht, und selbst die Schmeichelei bleibt unverstanden, die nicht in der plumpen und herkömmlichen Form ausgedrückt ist. Die Männer selbst sind zu ungebildet, um den Mangel des geistigen Interesses an ihren Frauen fühlen zu können. Ihr Wissen erstreckt sich in der Regel nur bis zur Kenntniß von Waaren und zum Rechnen, den einzigen Erfordernissen eines dortigen Kaufmannes. Indessen ist darum das Leben in den Familien kein unglückliches, zumal da nur die Reichsten und Mächtigsten sich die Erlaubniß der Propheten zur Vielweiberei zu Nutzen machen. Eine zweite Frau neben der ersten halten und beiden gleiche Rechte geben zu wollen, würde den Mann in die größte Verlegenheit verwickeln, und darum kömmt Vielweiberei nur unter den Vornehmsten vor, vielleicht in dem Verhältnisse von Einem aus tausend Männern

der Bevölkerung. Da an Ruhe und Zusammenleben mehrerer Frauen nicht zu denken ist, so wird für jede eine besondere Haushaltung erfordert, was freilich die Mittel der nicht ungewöhnlich wohlhabenden Männer übersteigt. Das Loos der Weiber ist daher verhältnißmäßig angenehm, indem eine jede an der Spitze ihres Hauswesens steht und gewisse Freiheiten genießt, auf welche sie im ledigen Stande nie Anspruch machen darf. Darum verheirathen sich alle gern, obgleich sie gemäß der türkischen Sitte vor dem entscheidenden Augenblicke niemals den Bräutigam sehen dürfen. Frauen ist es nicht allein gestattet, die öffentlichen Bäder zu brauchen, Ausflüge nach der Umgegend der Stadt zu machen, auf den Spaziergängen zu erscheinen, sondern sie dürfen ungehindert ihre Verwandten besuchen, ohne daß die Gemahle es wagen ihnen überall zu folgen, und mögen sogar in ihrer Behausung Besuche empfangen, Musikanten und öffentliche Tänzer zu ihrem Vergnügen dahin rufen. Auf den Straßen sind Frauen und Mädchen daher so zahlreich wie Männer, und machen dicht verhüllt alle Einkäufe für das Hauswesen. Was Skinner von der Galanterie der Verkäufer gegen diese Frauen, und der Willigkeit dieser den Schmeicheleien zuzuhören erzählt, erklärt gewissermaaßen die beschränkenden Verordnungen, die das Haupt der türkischen Monarchie in den neuesten Zeiten gegen die zunehmende Freiheit der Frauen und besonders gegen ihre Besuche der Kaufläden ergehen ließ. Im Inneren seines Hauses hat der Mann noch manche Rücksicht gegen seine Gattin zu beobachten, und kann die von ihr bewohnten Zimmer nicht ohne Anmeldung betreten, aber auf der Straße bekümmert er sich nicht um sie, und würde unter keiner Bedingung seine Vergnügungen mit ihr theilen. Christen und Juden folgen dem Beispiel der Mohammedaner und sprechen nicht einmal mit ihren Weibern, obwohl diese in ihrer Nähe sitzen mögen. Anders und den alten Sagen von orientalischer Eifersucht und Despotismus der Harems entsprechender ist das Loos der Frauen eines Reichen oder eines Pascha, der die Mittel besitzt, getrennte Haushaltungen und Harems zu errichten, wo mehrere Weiber und zahlreiche Sklavinnen des Winkes ihres gemeinsamen Gebieters warten. Ihnen wird nur zu oft ein Leben ohne Freude und ohne die geringste Freiheit zu Theil, und andere Male sind sie verurtheilt, in Einsamkeit, ohne irgend eine Theilnahme zu finden, vernachlässigt und mit bittern Gefühlen im Herzen ihre Tage verstreichen zu sehen, die Opfer einer Gewohnheit, von welcher schon classische Schriftsteller des Alterthums die Barbarei orientalischer Völker ableiteten.

Nicht leicht ist irgend eine Stadt besser bewässert als Damascus. Die Flüsse Pharpar und Abana theilen sich in sieben Hauptstämme und dann in zahllose kleine Canäle, von welchen jedes Haus und jedes öffentliche Gebäude so reichlich versorgt wird, daß die Anlegung von Springquellen nirgends große Mühe verursacht. Die Neigung der Orientalen zu fließenden Gewässern ist leicht erklärlich bei Erwägung des Klima's, unter welchem sie leben. Sie sind im Stande irgend ein Opfer zu bringen, um den Luxus eines kühlenden Wasserstrahles und einer schattenden Hecke sich zu verschaffen, und eben darum begegnet man dergleichen Anlagen nicht allein in allen Privathäusern, sondern in der Nähe großer Städte auch als Stiftungen verstorbener frommer Muselmänner. Damascus mag vielleicht allein sich rühmen Kaffeehäuser zu besitzen, die ganz berechnet, den Besuchenden Genuß der Kühle zu verschaffen, auf Pfeilern über dem Fluß Abana angebracht sind. Die Bauart zeichnet diese sonderbaren Erfrischungsorte zwar nicht aus, denn die Dielen über dem schäumenden und rauschenden Flusse sind dünn, halb verfault und durch weite Lücken getrennt, und das leichte Gebäude ist von der unkünstlichsten Art, allein es ist kein geringer Genuß im Schatten uralter Platanen, die weit über das Ufer sich hinüberlegen, wenige Zoll von der rauschenden Fluth entfernt ruhen zu können, wenn die Mittagssonne herabbrennt, und in den staubigen, von Menschen dicht erfüllten Straßen drückende Windstille herrscht. Keine gesuchte Ausschmückung zeichnet diese weit und breit berühmten Häuser aus; ihre innere Einrichtung ist vielmehr ganz anspruchlos und einfach, aber dennoch sind sie sehr besucht, denn dem Türken ist ein Kaffeehaus ein Bedürfniß des Lebens. Mit dem grauenden Morgen wandert er dorthin, und eben da verbringt er die Abendstunden, selten in lebhafter Unterhaltung begriffen, und mehr ein Zuschauer als ein Mitspieler in den bewegten Scenen eines solchen Ortes. Der Fremde findet eben daselbst den reichsten Stoff zur Beobachtung des Charakters, der Kleidungsweise und der Ansprüche des Volkes, unter welchem er lebt. Kaufleute, Soldaten, junge und alte Männer der verschiedensten Stände, Pilgrime, die auf ihre Wallfahrt nach Mecca nicht wenig stolz sind, mit einem Worte, eine in jeder Beziehung bunte, aber immer ernste und anständige Gesellschaft erfüllt die Kaffeehäuser. Es ist gewiß ein ehrender Zug des Volkscharakters, daß nirgends in der Türkei die Nothwendigkeit sich herausstellt, die öffentlichen Erholungsorte durch irgend eine Art von Polizei bewachen zu lassen. Die Genüsse sind so nüchtern, der Türke selbst ist jedem Lärm so abgeneigt

und in seinen Gewohnheiten so regelmäßig, daß keine Störungen der Ruhe geschehen, und die öffentlichen Häuser leer stehen, sobald die Nacht weit vorrückt. Selbst in der Hauptstadt des Reiches, dem weitschichtigen Constantinopel, herrscht dieselbe Ordnung, denn bei einer Bevölkerung von mehr als einer halben Million erhält die Regierung nur einhundert und funfzig wenig gebrauchte Polizeidiener. Die in den Kaffeehäusern von Damascus gebotene Unterhaltung ist gering, und deutet auf Mangel an Verfeinerung. Den einzigen geistigen Genuß gewähren die arabischen Erzähler, die hin und wieder ein bedeutendes Talent entwickeln. Kaum tritt ein solcher ein, so bildet sich um ihn eine Gruppe, und die Erzählung beginnt, wenn nach einer Pause die Aufmerksamkeit der Zuhörer gehörig gespannt scheint. Mit lauter und wohltönender Stimme trägt der Araber die abenteuerliche Sage vor, schmückt sie aus und begleitet sie mit wilden, aber weder rohen noch unpassenden Gesten. Es ist eine malerische Scene, wenn jener vom Interesse der Dichtung ergriffen, seinen Platz verläßt, und mit vermehrtem Feuer sprechend, zwischen der mit kindergleicher Aufmerksamkeit zuhörenden Gruppe auf- und abschreitet, während die monderhellte Landschaft weithin sichtbar aber lautlos da liegt, und der Nachtwind durch die Baumkronen säuselt.

Die Moscheen von Damascus sind zahlreich und großentheils sehr gut gebauet. Der christliche Reisende hat selten Gelegenheit ihr Inneres zu sehen, indessen imponirt Jedem der Anblick ihrer in den Vorhöfen zu den Stunden des Gebetes versammelten Menge, die in langen Reihen, und zwar unabänderlich in der Richtung der heiligen Stadt, auf den Knien liegt. Der trägste Mohammedaner verläßt ohne Bedauern seinen Lieblingssitz auf dem Divan und die Kühle des Flußufers, sobald vom nächsten Minaret der Ruf des Muezzins ertönt, und betet mit so viel Eifer, als habe er von jeher die Celle eines Einsiedlers bewohnt. Allein die Aufmerksamkeit ist nicht immer dem Gebete ernstlich zugewendet, ungeachtet die äußeren Formen mit Strenge beobachtet werden. Einer der besten und gerechtesten Beobachter orientalischer Sitte, der Engländer Rich, macht die Bemerkung, daß die Gebete der Türken meist nur auf eine Routine hinauslaufen, und daß besonders die Vornehmen eine schwer zu entschuldigende Gleichgültigkeit, und sogar Verletzung des Anstandes sich zu Schulden kommen lassen, weil sie schwatzen, schelten oder zerstreuet um sich blicken, während sie auf ihren Knien liegen. In der That sind jene Gebete so förmlich, so unveränderlich, und werden so häufig und so öffentlich wiederholt, daß sie

zur Pantomime hinabsinken müssen. So ist es keine ungewöhnliche Scene, daß ein Türke, während er zu seinem Tepisch oder Rosenkranz den Namen Gottes häufig erwähnt, sich unterbricht, um irgend eine unbedeutende Bemerkung zu machen, oder wohl gar einen ungeschickten Diener auszuschelten. Ueberhaupt fällt jedem Christen die türkische Sitte ungemein auf, zu jeder Zeit und bei den geringsten Veranlassungen Gott anzurufen, und zwar mit einer Feierlichkeit, die um so mehr überrascht, je mehr man meinen sollte, daß gerade diese häufige Wiederholung am Ende Vernachlässigung der äußeren Zeichen der Ehrfurcht herbeiführen müßte. Man hört auf dem Bazar von allen Seiten dieselben Ausrufungen, denn auf die Vorsehung wird die Eröffnung des Geschäfts, bei Untersuchung der Waare und bei Schließung des Handels verwiesen. Welcher Grad von Fanatismus besonders die Bewohner von Damascus auszeichne, ist schon oben erwähnt worden. So lange die Mohammedaner unter der türkischen Regierung unbeschränkte Gewalt über die Christen übten, war das Loos der letzteren in der That bedauernswerth. Keiner von ihnen durfte es wagen in der geheiligten Stadt zu reiten, und daher blieb auch dem ermüdeten Reisenden keine Wahl, als am Thore abzusteigen. Jede Waffe wurde den Christen genommen, und beging einer von ihnen die Unvorsichtigkeit in europäischer Kleidung oder wohl gar mit dem vorzugsweise verhaßten Filzhute am Thore zu erscheinen, so wurde ihm nicht nur die Erlaubniß des Eintritts verweigert, sondern man trieb ihn wohl gar unter jeder Schmach, mit Koth beworfen und verspottet zurück. Unterfing sich ein Nazarener den verbotenen weißen Turban zu tragen, so wurde ihm dieser gewaltsam vom Kopf gerissen, und er gezwungen unbedeckten Hauptes seinen Weg fortzusetzen. Die Bewohner der zwei christlichen Klöster mußten die gröbsten Beleidigungen und Erpressungen ruhig ertragen. Persönlichen Insulten waren die Mönche so oft ausgesetzt gewesen, daß sie keinem Türken freiwillig die Thüre öffneten, denn keiner derselben verlangte je Einlaß ohne die Absicht der Plünderung. Den reisenden Europäern sind jene Klöster, zumal das von spanischen Franziscanern bewohnte, stets von großem Nutzen gewesen, indem sie in denselben die gastfreieste Aufnahme erfuhren.

Damascus mag jene Bigotterie wohl dem Umstande verdanken, daß ein großer Theil der Karavane sich dort alljährlich versammelt, welche die Pilger aus allen Theilen des ottomanischen Reiches nach Mecca bringt. Der Pascha von Damascus ist durch altes Herkommen zum Führer bestimmt, und begründet durch einen dieser Züge gewöhn=

lich ein Vermögen. Was sich von gläubigen Mohammedanern aus den nördlichen Provinzen in Damascus zusammengefunden hat, zieht an einem bestimmten Tage durch das südliche Thor der Stadt, Bab Ullah, das Gottesthor, und schließt bei dem Schlosse von Mezareib, einige Tagereisen weiter hin auf der großen Hadschi oder Pilgerstraße, der Karavane sich an, die nicht selten Menschen aus dem Inneren von Afrika, aus Hindostan, aus den Wüsten und von den Inseln Asiens unter sich zählt. Dort ruht die wandernde Menge einige Tage, um den arabischen Horden den Tribut für freien Zug durch die Wüste zu erlegen, und sich auf größere Drangsale vorzubereiten, als sie auf ihrer Wanderung bis dahin erfahren hatte. Im Zustand der Frische, und ehe Krankheiten und Elend die Zahl vermindert, den Eifer gekühlt und die Stärke gebrochen haben, bietet eine jener Karavanen ein wahrhaft glänzendes Schauspiel. Das geheiligte weiße Kameel in seinem prachtvollen Schmuck, die Fahnen, die zahllosen Pilger aus den verschiedensten Gegenden, aber alle in der bunten und malerischen Kleidung des Morgenlandes, der überall sich aussprechende Muth, und der jede Furcht als Sünde verwerfende fanatische Glaube, vereinen sich, um physisch und moralisch jenen Versammlungen einen, selbst im Orient ungewöhnlichen Stempel aufzudrücken. Reiche Pilger, von vielen Dienern begleitet und im Besitz aller Bequemlichkeiten, sind mit den Aermeren und daher weit Zahlreicheren untermischt, aber beide erfüllt derselbe Wunsch, an geheiligter Stelle zu beten, ihrer Sünden ledig, und als Hadschis für den Rest ihrer Tage hochgeehrt zurückzukehren. Allein eine bei Weitem größere Zahl, die der ruhig urtheilende Burkhardt sogar auf neun Zehntheile schätzt, wird von minder reinen Gründen bewogen, die lange und gefährliche Reise mitzumachen. Soldaten und ihre Diener, Krämer und Kaufleute, Kameeltreiber und Pfeifenträger, Schwärme von Beduinen und öffentlichen Mädchen begleiten den Zug, und rauben ihm den besten Theil von jenem poetischen Interesse, welches die glänzenden Beschreibungen neuerer Reisender auf Kosten der Wahrheit ihm verliehen haben. Noch ehe die Stunden des gemeinsamen Elends kommen, denen keine jener Karavanen je ganz entgangen ist, tritt schon die Verdorbenheit der Mehrzahl der Pilger unverhüllt hervor. Ungerechtigkeit gegen die Aermeren, Bedrückung aller Derjenigen, die es verweigerten mit den großen Unternehmern ein Abkommen über die Kosten der ganzen Reise zu treffen, Diebstahl und gewaltsamer Raub sind tägliche Ergebnisse. Gefahren, die den mit geringer Begleitung Reisenden nicht bedrohen, umgeben den Pil=

ger in der Mitte eines Zuges von mehreren Tausenden, wo die Noth nur zu leicht es veranlaßt, daß Jeder für sich allein sorgt, und wo das Verbrechen sich ohne Mühe verbirgt. Von den zum Schutze der Karavane bestimmten Truppen werden die Nachzügler des Nachts ermordet und geplündert, obwohl der ergriffene Verbrecher lebendig gespießt, und bei dem Weiterziehen der Menge, ohne Mitleid den Raubvögeln zur Beute überlassen wird. Aber die Schrecknisse der Wanderung erreichen nur dann erst ihre volle Höhe, wenn irgend ein Zufall die Karavane zwingt die gebräuchliche Straße zu verlassen, wenn Mangel an Lebensmitteln einreißt, oder die lange erwartete Quelle, der kleine Fluß oder der Brunnen, der Hunderte laben sollte, vertrocknet gefunden wird. Verzweiflung ergreift auch den Muthigsten, wenn am Ende einer langen Tagereise, unter einem wolkenlosen Himmel, dessen heiße Strahlen kein Lüftchen auch nur auf Augenblicke erträglich machte, der ausgedehnte Zug zwischen weißen, gespenstig leuchtenden Sandhügeln sich lagern muß, und der glühende dürre Boden keinen Tropfen Feuchtigkeit zeigt; wenn die nächsten Angehörigen hinsinken, um nie wieder zu erwachen, und Zeichen am zitternden Horizonte verrathen, daß bald über die fürchterliche Ebene der versengende giftige Wind der Wüste als ein unsichtbarer Bote des Todes daherwehen werde. Pestartige Krankheiten brechen bisweilen unter den Pilgern aus, und tödten was dem Mangel, der Sonnengluth und den endlosen Anstrengungen entgangen ist, und wenn die Muthigsten gelähmt sind, und der letzte Trost, der feste Glaube an Fatalismus allein noch übrig ist, dann fallen zuletzt wohl Horden von räuberischen Arabern über die Karavane her, und führen die Beute und die Gefangenen mit sich fort. Den langen Pfad der Hadschis, von Damascus bis zur heiligen Stadt Mecca, bezeichnen zahlreiche Pyramiden von los aufgethürmten Steinen, mit welchen die Begräbnißstellen der Pilger bedeckt sind, weit besser als jene Stationen und Wachhäuser, die von den Sultanen zum Schutze und als Wegweiser der Wallfahrer errichtet wurden. Kaum kehrt ein Dritttheil der Wanderer wieder, doch Wer von ihnen zu der Zahl der glücklich Entkommenen gehört, und sich rühmen kann, neun Mal um das geheiligte Grab gegangen zu sein, den schwarzen Wunderstein der Kaaba geküßt und aus dem heiligen Brunnen Zemzem getrunken zu haben, findet in der Achtung und den Vorrechten, die einem Pilger zustehen, einen reichen Ersatz für die Gefahren und Leiden eines Zuges durch die Wüste. Des Hadschi's Worte sind dem Gläubigen Orakel, und wenn jener erzählt, bildet schnell ein aufmerksamer und mit Ehr-

furcht erfüllter Kreis sich um ihn her; sein Bericht ist auf Thatsachen begründet, nicht wie die Sagen arabischer Erzähler das Erzeugniß einer lebendigen Phantasie. Es werden übrigens der Pilger alljährlich weniger, seit die politischen Ereignisse das türkische Reich zerstückelten und selbst das Grab des Propheten in die Hände der Wahabiten fiel. In wenig Jahren werden die Wallfahrten ein Ende nehmen müssen, Damascus nicht mehr der Sammelplatz gläubiger oder fanatischer Schaaren sein. Eine neue mächtige Secte hat Mecca und Medina erobert, dem Propheten die göttliche Anbetung entzogen, und wird, nicht minder fanatisch als der türkische Mohammedaner, nicht ruhen, so lange sie ihrer neuen und gereinigteren Lehre des Islams kein besseres Feld verschafft hat, als das weite aber öde Arabien ihr darbietet.

Die nächsten Umgebungen der Stadt enthalten manches Sehenswerthe, und namentlich viele Ueberreste der Vorzeit, an welche sich historische Erinnerungen, oder religiöse Sagen anknüpfen. In einiger Entfernung vom Thore der Gräber befindet sich das Thor von Sakleh, und nahe dabei ein Thurm, der zufolge einer alten, von den strenggläubigen Christen mit Vorliebe bewahrten Ueberlieferung das Gefängniß des Apostel Paulus war. Noch zeigt man das Fenster, von welchem der Eingekerkerte in einem Korbe herabgelassen wurde, obgleich von den ursprünglichen Mauern kein Rest mehr übrig sein kann. Tamerlan verschonte bei der ersten Eroberung (im Jahre 1400) zwar Damascus wegen des Glanzes der großen Moschee, allein er ließ seiner Rache und Zerstörungssucht den Zügel, als er bei seiner Rückkehr von Egypten fand, daß die Stadt inzwischen sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Dreitausend in die Moschee gelockte Bürger wurden, mit ihrem Oberpriester an der Spitze, lebendig verbrannt, und so groß war die darauf begonnene Verwüstung, daß die spät wiederkehrenden Flüchtlinge nicht vermochten, die Stellen zu erkennen, wo sie vor ihrer Entfernung ihre Schätze verborgen hatten. Nicht größer ist die Authenticität einiger anderer ähnlicher Denkmäler, z. B. des Hauses des Naaman, jenes syrischen Hauptmannes, der den Propheten Elisa von der Lepra heilte. Von den Türken ist es in ein Hospital für Aussätzige verwandelt worden, und enthält um einen langen engen Hof eine Menge von Zellen für die Kranken. Nicht weit davon befindet sich das Haus des Judas, der den erkrankten Apostel Paulus aufnahm, und jenes des Ananias, der ihn heilte. Der einzige Ueberrest des letzteren besteht in einem gewöhnlichen Kellergewölbe, jetzt einem Bet-

plaße der Mohammedaner, einst dem angeblichen Wohnorte des frommen Jüngers, denn im Orient scheint überall der Glaube zu herrschen, daß religiöse und berühmte Männer Grotten und unterirdische Gewölbe sich zum Aufenthalte erwählten. Noch wird endlich außerhalb der Stadt der Platz gezeigt, wo die wunderbare Bekehrung des Apostel Paulus geschah. Die Mönche haben diesen neben der Heerstraße gelegenen Ort mit einem Denkmale bezeichnet, an welchem nicht leicht ein griechischer Christ ohne Gebet vorübergeht. Aehnliche, entweder durch Ueberlieferung geheiligte oder geschichtliche Denkmäler findet auch der Mohammedaner in der Nähe von Damascus. Der große Prophet hat denselben Boden betreten, und unter ihm ruhen Nureddin, Saladin, der Philosoph Farabi und mancher im Morgenlande gefeierte Dichter und Gelehrter. Der mächtige Stamm der Omajjaden residirte im siebenten und achten Jahrhunderte in Damascus, und einer dieser Fürsten hinterließ als großartiges Denkmal die von mohammedanischen und christlichen Schriftstellern gleichmäßig gepriesene große Moschee, die einst eine Kirche der Christen gewesen sein soll. Zwar bezeichnet kein Denkmal die Stelle, wo jene ehemaligen Gebieter des Landes ruhen, denn seit ihrer Zeit ist mancher Sturm des Kriegs und der Eroberung über ihr Reich dahingestrichen, allein unter allen Verheerungen und Wechseln, denen der Orient so häufig unterworfen ist, bleibt die Asche der Todten ungestört. Man gräbt das Grab eines Gläubigen nie auf, obgleich ein großer Mangel an Raum zuletzt entstehen möge, und zieht es vor den Umfang der Friedhöfe zu vermehren. Wenn der Körper versenkt ist, pflanzt der Priester Cypressen am obern und untern Ende des Grabes, deren gerader und gedeihlicher oder verkrüpelter Wuchs den Abergläubischen das Loos des Geschiedenen in der andern Welt andeutet. So entstehen jene weitverbreiteten düstern Forste des Baumes der Trauer und jene beschatteten Städte der Todten, die einen besondern Zug in der türkischen Landschaft ausmachen, und dadurch an Schönheit gewinnen, daß sie stets auf der erhabensten Stelle, wo eine weite Aussicht sich eröffnet, oder doch in den freundlichsten Umgebungen angelegt werden. Vornehme und Geringe ruhen da ohne Unterschied neben einander, und höchstens bezeichnet ein Symbol den Stand des Verstorbenen. Meldet auch keine Inschrift die Namen, so genügt den Gläubigen die Ueberlieferung. Gern besuchen sie die durch Sagen geheiligten Gräber berühmter und verdienstvoller Männer ihres Volkes, und da der Tod für sie keine Schrecken oder doch keine Trauer hat, so vereinigen sie sich nach einem stillen Gebete

in dem Schatten der Cypressen, um zu rauchen und sich ruhig zu unterhalten.

Wenn Damascus wegen seiner Größe, Bevölkerung, Handel und Reichthum die Krone der Eroberungen des egyptischen Pascha genannt worden ist, so verdient eine andere Stadt den Namen des Schlüssels zu denselben. St. Jean d'Acre sichert dem jedesmaligen Besitzer einen Stützpunkt zu umfassenden militairischen Unternehmen, die sich eben so gegen die starken Stellungen des Libanon, als gegen die Häfen von Syrien und Damascus selbst erstrecken können. Schon die Kreuzfahrer erkannten die Wichtigkeit der Feste, und kämpften lange und mit unermüdeter Ausdauer um ihren Besitz. Welchen Widerstand sie dem egyptischen Heere der Franzosen geleistet, wie an ihren Mauern die kühnen Pläne weiterer Eroberung noch vor einem Menschenalter zerschellten, ist wohl im frischen Andenken Aller. Auch dem vordringenden Gebieter Egyptens war Acre lange Zeit hinderlich, und er gewann den für annehmbar gehaltenen Platz nur nach sechsmonatlicher Anstrengung und Aufopferung vieler Menschenleben. Zwar entspricht der Hafen den Anforderungen nicht, welche man an ähnliche, besonders für Kriegsschiffe bestimmte Sammelplätze in England und Frankreich macht, aber die ganze Küste von Syrien und Palästina liegt unter dem Nachtheil, blos Rheden und wenig gesicherte Baien zu besitzen. Vielleicht mag die Kunst, wenn feste Regierungen in jenen Ländern begründet sein werden, einst diesem Mangel glücklich abhelfen. Die Bai von Acre reicht zwar gegen zwei deutsche Meilen weit in das Land hinein, ist aber im Winter den Stürmen ausgesetzt. Den eigentlichen Hafen schützt und beschränkt ein verfallener Damm, denn innerhalb der engen Umgränzung ist weder Tiefe noch Raum genug für die bewaffneten Colosse, welche die Rache eines Volkes über die Oceane bis in die entlegensten Winkel der Erde zu tragen vermögen. Caipha, auf der entgegengesetzten Küste der Bai gelegen, bietet zwar einen durch den Berg Karmel beschützten Ankergrund, aber der Seemann findet dort keine Erholung wie größere Orte sie gewähren, sondern die Stille und Einförmigkeit eines verfallenen, menschenarmen Ortes.

Sowohl Damascus als Acre liegen in einer Ebene, allein der Charakter ihrer Landschaften ist, abgesehen von dem Reize des Meeres in der einen, höchst verschieden. Die nächsten Umgebungen von Damascus sind unbeschreiblich schön, aber die entlegeneren Gegenden so wüst und von der Natur vernachlässigt, daß selbst die mildernden Tinten der blauen Entfernung ihnen kein freundliches Ansehen geben kön-

nen. Das Gegentheil ist um Acre bemerklich. Der Strand zieht sich eben und abwechselungslos um die ganze Bai; es schmückt ihn keine schöne Vegetation, denn die niedrigen Salzpflanzen sind von eintönig graugrüner Färbung und scheinen abgestorben zu sein. Die steilen Küstenfelsen sind nicht minder dürr und kahl, und höchstens siedelt auf ihnen der gemeine Cactus des südlichen Europa sich an. Aber weiter landeinwärts verändert sich die Scene; mit jeder Stunde mehrt sich die Fruchtbarkeit des Bodens, und selbst in der Nähe der Stadt ragen kräftige Bäume aus den Gärten hoch hervor, während ein dichter Wald an den entfernten Vorbergen des Libanon auf eine milde Zone und ein wohlbewässertes Land schließen lassen, über welches sich die kühnen Spitzen der Gebirge in duftiger Ferne verlieren. Die Stadt selbst, einst berühmt durch sorgfältige Bauart und Zeichen von Wohlhabenheit, ist jetzt wenig mehr als eine Masse von Ruinen, indem der Pascha von Egypten seine Artillerie ohne Schonung brauchte, und nur dann erst die Festung einnahm, als die Garnison von fünftausend Mann auf wenige Hunderte vernichtet, und die Mehrzahl der Gebäude niedergeworfen oder doch so beschädigt war, daß nirgends ein Obdach gegen die unaufhörlich einfallenden Kugeln sich darbot. Die ungemein starken Festungsmauern waren an mehreren Orten zusammengeschossen worden, und hatten die Gräben so ausgefüllt, daß die Sieger bedeutende Summen aufwenden und viele Landleute zur Arbeit herbeitreiben mußten, um den Platz wiederum haltbar zu machen. Auch die Minarets sind gestürzt, die sonst einen schönen Schmuck der türkischen Städte abgeben, und der Fernsicht derselben einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Die große Moschee, welche der durch seine Unthaten berüchtigte Djezzar Pascha, der Vertheidiger von Acre gegen die Franzosen, und einer der blutigsten Tyrannen der neuen Zeit, aufführen ließ und mit einer kunstreichen Kuppel schmückte, ist eben so wenig ohne Beschädigung entkommen; ihr Allerheiligstes wurde durch eine egyptische Kugel getroffen, und von dem Grabsteine des Erbauers der Turban weggerissen. Solche Zerstörungen hat Acre so oft erlitten, daß die Reste von Gebäuden der verschiedensten Perioden in bunter Vermengung theils umherliegen, theils zu den Festungswerken verwendet worden sind. Von der alten hochberühmten Ptolemais hat kein vollständiges Denkmal die Katastrophen überlebt, wohl aber finden sich ihre Granit- und Marmorsäulen zu den gemeinsten Zwecken in den Häusern der Türken verbraucht. Ein gleiches Schicksal hat die Bauwerke der Saracenen betroffen, die geraume Zeit die Herrschaft

behaupteten; aber vor allen spurlos sind die Kirchen und Paläste der Kreuzfahrer und Hospitaliter verschwunden, obgleich gerade diese nach alten Berichten ungemein zahlreich und der Stadt würdig waren, in welcher die fränkische Aristokratie sich vorzugsweise niedergelassen hatte. Die neuesten Begebenheiten haben die Bevölkerung von Acre ungemein vermindert. Ein sehr großer Theil ist ausgewandert, um nie zurückzukehren, und der Rest ist verarmt. Unter solchen Umständen besteht weder Handel noch Industrie, ungeachtet der Bemühung des neuen Gebieters, sie wieder einzuführen. Soldaten bilden den größten Theil der Bewohner, und fremde Handelsschiffe besuchen nur gelegentlich den Hafen, weil sie gewöhnlich geraume Zeit auf Ladung warten müssen.

Von der durch Bomben zerstörten Citadelle streift der Blick über die Stadt, ihre Moscheen und Bazare und über die geräumige Bai bis zu dem jenseitigen Hochlande, dem durch zahlreiche Sagen geheiligten Karmel, an dessen Fuße der heilige Ludwig Schiffbruch litt, und dessen Kloster die Reisenden mit ausnahmeloser Gastfreundschaft empfängt. Die Mönche sind Italiener und werden theils durch die Freigebigkeit ihrer Gäste entschädigt, theils erhalten sie sich und ihre Anstalt mit den Spenden, die sie im südlichen Europa einzusammeln die Erlaubniß haben. Ihr Kloster ist geräumig, jedoch noch unvollendet, zieht aber die Gebildeten unter den europäischen Reisenden durch historische Erinnerungen und Schönheit der Umgebungen an. Zwar sind die Seiten des Berges nicht mit schönen Forsten wie der Libanon bekleidet, vielmehr ist der Gipfel kahl und felsig, und nur die Abhänge mit dichtem Buschwerk überzogen, allein der Karmel ist an zweitausend Fuß hoch, folglich eine der höchsten Spitzen Palästina's, und ihn umgiebt das Andenken von Jahrtausenden. Der Prophet Elija bewohnte eine Höhle seiner felsigen Seiten, die Kreuzfahrer schlugen Schlachten an seinem Fuße, und in der neuesten Zeit war er Zeuge einer jener Umwälzungen, die nur im Orient vorkommen können, und in wenigen Monaten einem abhängigen Diener die höchste Gewalt verschaffen. Dieselbe geschichtliche Berühmtheit zeichnet die Stadt Caipha an seinem Fuße aus, denn dort liegt der Schauplatz mancher biblischen Begebenheit. Aber, wie nur zu oft im Morgenlande, muß die Erinnerung des ehemaligen Glanzes, der vergangenen Macht und Wichtigkeit dienen, um den gegenwärtigen Verfall, Armuth und Entvölkerung in Vergessenheit zu bringen. Caipha verdankt sein kümmerliches Fortbestehen nur seinem Hafen, der sicherer und geräumiger ist als jener von Acre, und der Fruchtbarkeit seiner Umgebungen. So theilt der



D. Kunst-Verlag

Atelier von C. Frommel & H. Winkles

ST: JEAN D'ACRE



nördlichste Punkt von Palästina das Schicksal des ganzen Landes, dem nur ein langer Friede und eine weise Leitung, die aber die nächste Zukunft schwerlich bringen wird, die seit sechs Jahrhunderten verlorne Bedeutung zurückgeben kann.

Circassien.

Seit grauer Vorzeit sind die Thäler des Kaukasus von Völkern bewohnt worden, die durch die Vortheile der Oertlichkeit unterstützt, und durch angebornen Kriegsmuth befähigt es verstanden haben, mit Erfolg ihre Unabhängigkeit gegen ungleich mächtigere Nachbarn zu vertheidigen. Der persische Name jenes Gebirges, Seddi Iskender, Alexanders Vormauer, deutet auf die alte Sage, daß der im Orient unvergessene Eroberer dort den ersten entschiedenen Widerstand gefunden habe, und die neuere Geschichte bietet eine Menge minder zweifelhafter Beweise dar, daß die Bewohner sich stets gleich geblieben sind. Der unter Russen, Türken und Tartaren gebräuchliche Name Tscherkeß für eines der wichtigsten kaukasischen Völker, ist soviel als „Wege versperrend," und wurde augenscheinlich von der Gewohnheit der Bergvölker abgeleitet, keiner bewaffneten Macht den Durchzug zu gestatten. Kaukasien bildet eine undurchdringliche Scheidewand zwischen Europa und Asien, und daher ist das Schicksal seiner Bewohner, bis auf die geringsten Umstände, nicht allein den Orientalen, sondern auch den Europäern von großer Wichtigkeit. In neuester Zeit hat jenes Land, besonders aber sein westlicher Theil die Aufmerksamkeit sehr auf sich gezogen. Es bietet die merkwürdige Erscheinung eines Volkes dar, welches der colossalen Macht Rußlands trotzt, und bisher mit Erfolg seine Unabhängigkeit vertheidigte, obwohl seit Peter dem Großen außerordentliche Anstrengungen gemacht worden sind zu seiner Unterjochung, rings umher Alles dem russischen Scepter unterthan, und ihm gradweise fast alle Verbindung abgeschnitten worden ist.

In der neuesten Zeit sind über dieses verhältnißmäßig wenig bekannte Land und Volk zwei Werke erschienen, die wir vorzüglich zu der gegenwärtigen Darstellung benutzen. Der Ritter Taitbout de Marigny, niederländischer Consul zu Odessa, und der durch ein Werk

über Deutschland bekannte Edmund Spencer haben beide unbezweifelt die gegenwärtig von den Russen besetzten Punkte der circassischen Küste besucht; jener zur Zeit der türkischen Herrschaft zwischen 1818 — 1824, Spencer 1836; allein dieser will auch im Innern jenes Berglandes gereist sein. Eine Menge von Umständen lassen jedoch diese Angabe als sehr apokryphisch erscheinen. Am auffallendsten ist wohl der Umstand, daß alle Angaben von Zeiten und Reiserouten sorgfältig vermieden, Nachrechnung also unmöglich ist, und ganze Seiten aus Marigny, jedoch als Frucht eigener Beobachtung, ausgeschrieben sind. Spencers Bericht über das Innere von Circassien dürfte, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur Compilation sein und nicht auf eigener Anschauung beruhen, also deshalb nicht das Vertrauen verdienen, welches man Marigny schenken muß, der genau unterscheidet, was er selbst gesehen oder von Andern gehört hat. Die Bemerkungen des Engländers verrathen überdieß einen ziemlichen Grad von Flüchtigkeit und Unbekanntschaft mit älteren Leistungen, und verdienen daher nur dann unbeschränkteren Glauben, wenn sie mit den Nachrichten seines Vorgängers stimmen.

Die Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, den Flüssen Kur und Phasis im Süden, dem Terek und Kuban im Norden, wird fast ganz durch den schon in der mythischen Periode der Menschengeschichte berühmten Kaukasus eingenommen. Sein hohes Gebirge stellt die Gränzlinie zwischen verschiedenartigen Völkern her, bildet eine mächtige Wasserscheide und trennt unähnliche Klimate. Von Meer zu Meer reichend, steigt es zu einer Kette empor, deren mittlere Höhe zu zwölftausend Fuß angenommen werden kann, die aber in einzelnen Gipfeln, dem Elbrus und Kasbeg, sich noch um vier= bis fünftausend Fuß höher erhebt. Der südliche Abfall ist sehr steil, denn die Ebenen von Imeretien und Mingrelien reichen bis an den Fuß der Hauptkette, ohne mit ihr durch niedrige Hügel in Verbindung zu treten. Im Norden hingegen lehnen sich Bergreihen von acht= bis neuntausend Fuß Höhe an den eigentlichen Gebirgstock, und auf sie folgen andere niedrigere Stufen und vermitteln den Uebergang in die Ebenen des Terek. Auf der dem kaspischen See zugewendeten Seite befindet sich die breiteste Abdachung, aber nach Westen fällt der Kaukasus fast eben so gerad ab als nach Süden, und an einigen Punkten hängen seine hohen Spitzen gleichsam drohend über dem schwarzen Meere. Die höchsten Joche bestehen meistens nur aus nackten Felsen und sind mit nie schmelzendem Schnee bedeckt, aber alle

minder erhabene Bergreihen erscheinen, namentlich im Norden, wenn der Frühling eingetreten ist, im lebendig grünen Kleide einer reichen Vegetation. Von der Cultur nicht unterworfene Gegenden, und besonders die Thäler, sind mit dichten, hochstämmigen Forsten geschmückt. Der ganze nördliche Theil des Kaukasus kann als eine bedeutend große, stark geneigte Ebene gelten, die in allen Richtungen mit tiefen Thälern, wie mit senkrechten Einschnitten zerrissen oder doch durchfurcht ist. Jede dieser zahllosen Schluchten stellt das natürliche Bett eines reissenden Gebirgstromes dar, und ihre Gesammtheit verursacht die schwer beschreibliche Unzugänglichkeit des Landes. Doch wird der wahre Charakter der kaukasischen Landschaft nur erst nach Erreichung einer bedeutenden Höhe richtig verstanden. Wie steil, felsig und kahl auch die Gebirgswände oder die Seiten der Thäler auf den ersten Blick erscheinen mögen, so endet doch jeder Berg nach oben unabänderlich in eine um mehrere tausend Fuß über das Meer erhöhte, gemeiniglich sehr fruchtbare Ebene. In dieser eigenthümlichen Beschaffenheit liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß die Bewohner nur theilweise und nie für lange Zeit unterjocht worden sind, und daß sie auch unter den mißlichsten Umständen ihre stolze Unabhängigkeit gegen die übermächtigen Angriffe der Türken und Russen zu vertheidigen vermocht haben. Auf diese mit Weiden, Holzung und ackerbarem Boden versehenen Bergebenen nimmt der Kaukasier mit Familie und Habe seine Zuflucht, wenn er die niedrigen Thäler nicht mehr behaupten kann; dort findet er Sicherheit und vereinigt sich mit den Uebrigen seines Stammes, um unerwartet auf die Eingedrungenen herabzustürzen und sie zu vernichten. Aus einer größeren Entfernung gesehen, verräth der Kaukasus zwar nichts von dieser Freundlichkeit und Wohnlichkeit seines Innern, dafür aber bietet er, zumal von dem schwarzen Meere aus, einen Anblick von wilder Schönheit und wahrer Erhabenheit. Selten ist das Meer ganz ruhig; es bricht sich vielmehr in gewaltigen Wogen gegen die eisenfesten, kühn hinausstrebenden Vorgebirge. Der herrliche Halbkreis der Alpen ragt hoch über diese und reicht zu beiden Seiten fast bis zum Horizonte. Bald verhüllt ein schnell entstandener, halb durchsichtiger Nebel die ungeheure Bergkette, und bald entflieht dieser wieder vor einem eingetretenen Winde, und klar und scharf in allen Umrissen liegt die vielfache Reihe beschneiter Spitzberge und ebener Joche, rosig glänzend unter den Strahlen der Sonne vor dem erstaunten Beschauer da.

Der westliche Theil des Kaukasus zwischen 43° 28′ und 45° 25′

n. Br., dem schwarzen Meer im Westen und der höchsten Kette des Gebirges im Osten, ist das bis jetzt unabhängig gebliebene Land der Circassier. Im Norden wird es durch den Fluß Kuban von dem Lande der Kosaken des schwarzen Meeres (Tschernomorsky-Kosaken) geschieden, und dem Meere entlang erstreckt es sich gegen funfzig geographische Meilen. Circassien trägt im Allgemeinen den beschriebenen Charakter des Kaukasus, jedoch unterscheidet es sich als der am meisten begünstigte Theil des merkwürdigen Gebirgslandes. Zahllos sind die tiefen, theilweis bis zum Meere reichenden Thäler, die durch Alpenflüsse bewässert der größten Fruchtbarkeit sich rühmen. Der Boden eignet sich unter der Einwirkung eines verhältnißmäßig sehr milden Klima's nicht nur zum Anbau gewöhnlichen Getraides, sondern auch des Tabaks, der Baumwolle, des Reis, und selbst des Indigo. Safflor wächst wild in den Thälern, und manche unserer Gartenblumen sind gemeine Gewächse der Felder. Auf den Bergen gedeiht die Eiche in solcher Menge und Schönheit, daß die Russen, wenn siegreich, unerschöpfliche Materialien zum Schiffbau und zur Sicherung ihres Uebergewichtes im schwarzen Meere finden würden. Nicht nur kommen alle gewöhnliche Laubhölzer europäischer Forste vor, sondern die Obstbäume erreichen große Höhe und ihre Früchte eine seltene Vortrefflichkeit. Die Linde wächst bis zu einem riesigen Umfange und ist ein Liebling der Circassier, die aus ihr manchen Nutzen ziehen, ihre Hütten im Schatten der breiten Krone erbauen, ihre Bienen durch den Honig der Blüthen ernähren und den Bast zu hundert häuslichen Zwecken verwenden. Die Eiche erlangt einen dicken Stamm und liefert ein schön geadertes Holz, und der Buchsbaum, in Europa meistens nur ein verkümmerter Zwerg, wird zum starken Baume und wächst in solcher Menge, daß Circassien allein für Jahrhunderte den Holzschneidern und Künstlern den nöthigen Bedarf liefern könnte. Wo die Menschen nicht thätig gewesen, gleichen diese Holzungen fast den tropischen Urwäldern. Das Handbeil, das jeder Circassier im Gürtel trägt, muß den Pfad durch das Gewinde der Pflanzen öffnen, die bald tief von den Baumkronen herabhängen, bald die Stämme zu dichten Hecken verbinden. Weiden, Ellern und manche Arten von Brombeeren, mit außereuropäischen Sträuchen untermengt, umgeben die Flüsse, und wo die Menschen gewohnt, haben sich Granatbäume erhalten, deren glänzende Blüthen das mannichfache Grün des nahen Waldrandes verschönern. Reben von erstaunlicher Größe spinnen sich über die Bäume der Dörfer, und decken jene dergestalt mit ihren breiten

Blättern, daß sie nicht immer zu erkennen sind. Die Ueppigkeit der Vegetation beschränkt sich nicht allein auf die Wälder, denn Baumwolle hat sich freiwillig auf den Wiesen angesiedelt, Getraide, Flachs und Hanf in den Thälern selbst ausgesäet, und der geringe Fleiß des Landmannes empfängt den reichsten Lohn, da kaum jemals eine ungewöhnliche Veränderung im Verlauf der Jahreszeiten eintritt und die Erndten zerstört. Nicht minder äußert dieselbe Gunst des Klimas sich in der Mannichfaltigkeit des Thierreichs, welches, ungeachtet der Bestrebungen russischer Reisender, noch weit unbekannter ist als die Pflanzenwelt, denn die letztere hat man in den zugänglichen Theilen des Kaukasus zu erforschen vermocht, die Thiere aber halten sich zahlreicher in den höchsten Gebirgen Circassiens auf, die noch kein Naturforscher zu bewohnen gewagt hat. Wildes Geflügel belebt die Niederungen in solcher Menge, daß ein Jäger keines fremden Beistandes bedürfte um zu leben, und Springhasen, Susliks und manche andere Säugethiere, die man, wahrscheinlich mit großem Unrecht, für gleich mit den ähnlichen Thieren der südrussischen Steppen erklärt hat, sind nicht minder häufig. Diese Menge wilder Thiere, unter welchen sogar, als seltene Erscheinung jedoch, der asiatische Tiger gesehen worden ist, gestatten in jenen Bergschluchten nicht die ununterbrochene nächtliche Stille der Ebenen, wo civilisirte und gedrängt wohnende Völker sich die Natur unterthan gemacht oder doch ihre Formen verändert haben. In manchen Gegenden betäubt fast das Geschrei der Tausende von Fröschen, und in den Wäldern sumsen im Sommer zahllose Insecten. Allein Dieses ist Musik gegen das Geheul des Jackals, das so schrill und wehverkündend, so wild durch die Nacht hallt, daß, wenn mehrere zugleich ihre Stimmen erheben, der Ungewohnte, wäre es auch der muthigste Mann, eine Anwandlung von Bangigkeit empfinden mag. Den Circassiern ist Dieses nicht entgangen, denn ihr Schlachtruf ist eine Nachahmung jenes Thiergeheules, und klingt, von Tausenden ausgestoßen, so übernatürlich und furchtbar, daß, nach Erzählung der russischen Anführer, die ihn zum ersten Male vernehmenden Truppen beben und zur Selbstvertheidigung unfähig werden.

Die Circassier sind nicht das einzige Volk ihres Landes. An vielen Orten haben sich kleine Colonien von Tartaren angesiedelt, die vor der russischen Herrschaft auf der taurischen Halbinsel entwichen, freundliche Aufnahme erhielten. Sie haben Vieles von den Sitten der alten Besitzer des Landes angenommen, gehen mit diesen in den Kampf, und sind deswegen hochgeachtet, aber sie haben ihre Bauart

beibehalten. Sie allein errichten festere Häuser, wenn auch durch Bäume wohlversteckt, und geben ihnen, wie in ihrem Vaterlande, platte Tennen statt der Dächer, auf welchen die Familie den Tag verbringt, ihre Geschäfte treibt und im Herbst ihr Getraide trocknet. Ueberhaupt ist der ganze weitläuftige Gebirgszug des Kaukasus von einer großen Zahl von Volkschaften bewohnt, die zwar durch Abstammung und Sprache, größeren oder geringeren Grad von Muth und kriegerischer Gewöhnung sich unterscheiden, aber alle eine gleiche Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit besitzen, wenn sie auch in der Behauptung der letzteren nicht überall gleich glücklich gewesen sind. Im östlichen Theile, in Daghestan, wohnt das besonders wilde und kriegerische Volk der Lesghier, dessen zahlreiche, durch Namen unterschiedene Stämme sich stets vereinigen, wenn es gilt dem fremden Eroberer zu widerstehen, und daher ungeachtet der russischen Macht nie völlig unterworfen worden sind. Zwar befinden sich Derbent und Baku am kaspischen See in den Händen der Russen und sind gefährliche Stützpunkte größerer Kriegsunternehmen, allein noch immer blieben die letzteren ohne Erfolg. Von den Völkern im Süden Circassiens, den Bewohnern der georgischen Provinzen, gilt zwar nicht dasselbe, allein auch sie stellen theils ein Gemisch verschiedener Völker, theils eine Zerfällung in viele, ursprünglich zusammengehörender Stämme dar. Die Seelenzahl der eigentlichen Bergvölker ist sehr verschieden geschätzt worden, je nachdem Interesse die Angaben bestimmte. Die russischen Schriftsteller haben wohl absichtlich einen sehr niedrigen Anschlag gemacht, von einer Million im Ganzen und von dreißigtausend Familien Circassiern gesprochen, die letzteren aber haben wahrscheinlich wieder eine Uebertreibung begangen, wenn sie vier Millionen als ihre Gesammtzahl nannten. Vermuthlich dürfte ein Theil dieser Summe abzuziehen sein, und Circassier und Abassier zusammen etwas mehr als anderthalb Millionen ausmachen. Die Lesghier und andere unstäte Stämme im Osten von Vladikaukas zu zählen, ist unmöglich, da sie sehr wenig bekannt sind, und es würde sich also eine Summe von nahe an drei Millionen Menschen innerhalb der russischen Gränzen herausstellen, die nicht allein gegen Rußland einen unversöhnlichen Haß empfinden, sondern auch in ihren unzugänglichen Bergfesten unbesieglich sind, zwar oftmals zurückgeworfen wurden, aber bei erster Gelegenheit wieder vordringen, Alles vor sich hertreiben und die Sachen auf den vorigen Fuß setzen.

Unter diesen Bergvölkern nehmen die Circassier jedenfalls den

ersten Rang ein durch Zahl, Muth, Kriegserfahrung und den bisher erfolgreich geleisteten Widerstand. Woher sie eigentlich gekommen, ist ihnen selbst unbekannt, und ihre Sagen sind zu mährchenhaft, als daß aus ihnen irgend eine haltbare Vermuthung gezogen werden könnte. Schon Rennel hat die Bemerkung gemacht, daß der Kaukasus einer Brücke zwischen dem Norden und Süden der Welt vergleichbar sei, und daß von allen Völkern, welche je dort durchgezogen, einzelne Haufen zurückgeblieben sind. Die Kreuzung von Griechen, Persern, Römern und Türken hat die circassische Nation entstehen lassen. Daß diese dem edelsten Zweige der sogenannten kaukasischen Menschenraçe angehöre, ist nicht zu bezweifeln, indem ihre ganze äußere Erscheinung dafür spricht. Namentlich sind ihre nördlichsten Clans wohlgebildet, und ein häßliches oder gemeines Gesicht kömmt unter ihnen nicht vor. Die von jeher den Circassiern zugeschriebene Körperschönheit ist keine Fabel. Die besten Statuen des Alterthums zeigen keine edleren und reineren Verhältnisse, als jenes Volk. Das Profil ist immerdar classisch und läßt jene leicht gekrümmte Linie bemerken, die man am altgriechischen Kopfe bewundert. Vorzüglich fällt aber den Fremden eine eigenthümliche und große Lebhaftigkeit des Auges auf. Bei den Männern streift sie fast an den Ausdruck der Wildheit. Die Farbe beider Geschlechter ist weit frischer und heller als man unter einer solchen Breite erwarten möchte, und namentlich zeichnen in dieser Hinsicht sich die Frauen aus, die eben so wie irgendwo in Europa den Vortheil eines angenehmen Aeußeren kennen, und daher durch eine Menge von künstlichen Mitteln ihre Schönheit zu erhöhen suchen. Beide Geschlechter lieben überhaupt den Putz und bringen ihm viele Opfer; die Frauen ahmen gelegentlich die weit verbreitete Sitte des Morgenlandes nach, die Augenlieder schwarz zu färben, und gefallen sich in kostbaren Stoffen, während die Männer für schön verzierte Waffen und einen glänzenden Kriegeranzug ihre Ersparnisse unbedenklich hingeben. Indessen ist die Bevölkerung des Kaukasus nicht überall so schön, weil nogayische Tartaren, Turkomanen und selbst Kalmucken sich an seinem Fuße angesiedelt haben. Die Circassier suchen möglichst ihre nationalen Formen zu bewahren und sich vor Vermischung zu schützen, denn ein Vater legt mehr Werth auf die körperliche Schönheit seiner zukünftigen Schwiegertochter als auf irgend einen andern Umstand, und Vornehmere verkaufen ihre Töchter durchaus nur an Männer ihres Volkes. Diese Vorsicht hat als wirksam sich erwiesen, denn schwerlich dürfte man irgendwo eine Bevölkerung finden, deren Wei-

der durch angeborne Grazie und feine Gesichtsbildung, deren Männer durch athletischen Wuchs und regelmäßigen Bau so allgemein sich auszeichnen. Das Gefühl der Kraft und das stolze Bewußtsein der Freiheit leuchtet aus jeder Bewegung, aus jedem Blick der letzteren hervor. Ihr äußerer Anstand ist ernst, gebietend und ungezwungen, und würde Aufmerksamkeit auch ohne das glänzende Kriegerkleid erregen, denn sie erscheinen auch dann noch als kräftige und schöne Männer, wenn sie in Hanf, grobe Wolle oder rohe Schaaffelle gehüllt, oder wohl gar in zerrissenen und unscheinbaren Kleidern einhergehen, wie sie aus Vorsicht zu thun pflegen, wenn sie einen Ausfall in die Nachbarländer machen. Ein Circassier in seiner Heimath und in voller Bewaffnung erinnert an einen homerischen Helden und erfüllt mit Bewunderung, wenn er auf seinem feurigen Rosse und im vollen Gallop mit beispielloser Gewandtheit jede Bewegung ausführt, das lange Schwert schwingend das Pferd herumwirft oder zum plötzlichen Stillstand bringt. Kein Volk der Welt übertrifft durch Anstand und Festigkeit im Reiten dieses Bergvolk, welches dazu im Besitze einer ausnahmelos schönen Pferderaçe ist. Die Kleidung der Männer ist durch Stoff und Schnitt außerordentlich geschickt eben so gegen Wetter zu schützen, als den Krieger zu schmücken, und die Regelmäßigkeit seiner Körperformen herauszuheben. Sie ist seit undenklichen Zeiten unverändert beibehalten, und neuerdings von den russischen Gränzbewohnern eben so wie das circassische Kriegsystem angenommen worden. Ein Rock, gemeinhin von feinem gelben Leder, schließt sich eng an den Körper, reicht bis zum Knie und wird durch einen Gürtel zusammengehalten, der nach Rang und Umständen gestickt, ein Paar reich verzierte Pistolen und einen Dolch enthält. Der letztere glänzt nicht selten durch reichen Schmuck von Edelsteinen und ist im Kampfe von Mann zu Manne eine gefährliche Waffe, denn in der linken Hand gehalten und über den Arm zurückgelegt, vertritt er durch Länge und Stärke die Stelle eines Schildes, während die Rechte den Säbel führt, und wird abwechselnd mit diesem zum Angriffe gebraucht. Außerdem führt der Circassier eine leichte Flinte an einem Riemen über den Rücken geworfen, am Gürtel ein Pulverhorn und eine Blechbüchse mit Flintensteinen, Schraubenzieher und andern Geräthschaften des Schützen. Daher ist er zu allen Zeiten bewaffnet, er mag zu Fuß oder zu Pferde sein, und wird keinesweges wehrlos, wenn eine feindliche Kugel sein Pferd niederstreckt und ihn zum schnellen Abspringen nöthigt. Oft kömmt noch ein Wurfspieß zu dieser Bewaffnung, den er mit großer

Gewalt und nie irrender Hand nach dem Ziele zu werfen weiß, oder verkehrt in die Erde steckt, um sein Gewehr in dem ausgekerbten unteren Ende um so sicherer auflegen zu können. Bogen und Pfeile werden nur gebraucht, wenn es ein allgemeines Aufgebot Aller gegen den Feind gilt. Der Schießbedarf befindet sich in Lederhülsen auf der Brust des Waffenrockes, ein starker Schnauzbart und eine Mütze aus dem feinsten schwarzen Lammfell von Astrachan vermehren das Kriegerische des ganzen Aufzuges. Nur Fürsten und Vornehme dürfen der rothen Farbe sich bedienen, aber auch die Aermsten gehen beschuht. Auf dem Marsche oder der Reise fügen sie einen weiten Mantel aus Kameelhaar hinzu, dessen Kappe den Kopf verhüllt, und der dem Regen undurchdringlich ist. In ihn gerollt verschläft der Circassier den nächtlichen Sturm während seiner kühnen Züge durch die rauhsten Wildnisse und gegen einen Feind, der, so lange ihn Erfahrung nicht vom Gegentheil überzeugt hat, unter dem Kampfe der winterlichen Elemente an keinen Ueberfall glauben kann.

Vermittelst ihrer kräftigen Constitution und durch ihre sehr nüchterne Lebensweise erreichen die Circassier ein hohes Alter. Fortwährender Aufenthalt im Freien, viele Bewegung, die reine Gebirgsluft, Befreiung von drückenden Sorgen und jedem schädlichen Industriezweig, sind für sie Quellen der Gesundheit. Krankheiten sind wenige bekannt, und fast scheint es, als ob das die meisten Bewohner hoher Alpenländer verfolgende Uebel des Kropfes im Kaukasus niemals vorkomme. Das Klima ist höchst gesund, etwa die Niederungen am Kuban und den Flußmündungen ausgenommen, wo sehr bösartige Fieber herrschen, die unter den Truppen der russischen Cordons die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet haben. Cholera, die entsetzliche Geisel Asiens, ist in die luftigen Berge noch nicht eingedrungen, und die Pocken sind selten gesehen worden. Als die Türken durch allerlei Vorspiegelungen 1816 die Circassier dahin gebracht, ihnen die Besitznahme einiger Küstenpunkte zu gestatten, und nähere Berührungen erfolgten, brach auch alsbald die Pest aus und richtete Tausende hin. Die gerechte Furcht vor diesem von den Türken bisher gleichsam unzertrennlichen Uebel, und Mißvergnügen über den geringen Kriegsmuth ihrer Gäste, veranlaßte bald die Circassier diese zu vertreiben, und ihre Niederlassungen zu zerstören. An ärztliche Hilfe ist freilich in Circassien nicht zu denken, denn wo das Amulett, der Zauberspruch des Quacksalbers oder das durch die arabische Heilkunde empfohlene glühende Eisen nicht hilft, bleibt der Kranke seinem Schicksal über-

lassen. Da die Chirurgie wo möglich auf noch roherer Stufe sich befindet, so ist es nicht zu verwundern, daß Verstümmelte trotz der unablässigen Kriege mit Rußland sehr selten sind. Der einmal schwer verwundete Krieger zahlt dem Vaterlande seine Schuld mit dem Leben, das in civilisirteren Reichen gerettet worden wäre. Die Nüchternheit und einfache Lebensart ist unter allen Classen des Volkes sich gleich. Man schweift nie in geistigen Getränken aus, obgleich die Verfertigung des Kornbranntweins von den Kosaken erlernt worden ist. Als Arzneimittel findet dieser am ersten noch Anwendung, denn man zieht ihm eine Art von Meth und einen einheimischen moussirenden Wein von großer Güte vor, besonders aber den auf tartarische Weise bereiteten Molkentrank, der so beliebt ist, so für eine Wohlthat gilt, daß die Sage geht, Gott selbst habe Abraham die Kunst der Verfertigung offenbart. Aehnliche Mäßigkeit herrscht auch im Essen; die Gerichte sind einfach, wenig gewürzt, aber nährend. Während einer Reise verbraucht ein Kaukasier selten mehr als neun bis zehn Unzen Nahrung in einem Tage, vermeidet viel Wasser zu trinken, und begnügt sich mit einem Sack voll Hirsen anstatt alles anderen Vorrathes. An Ertragung von Hunger und Durst ist ein Jeder gewöhnt, denn die Erziehung ist von Jugend auf berechnet Abhärtung hervorzubringen. Selten wird ein Knabe unter dem väterlichen Dache erwachsen. Sobald die Körperkräfte sich entwickeln, entfernt man ihn von der Mutter, und übergiebt ihn irgend einem durch Waffenthaten berühmten Krieger, der die Vaterstelle unter dem Namen eines Attalik vertritt und dem Zöglinge keine Besuche bei den Seinigen erlaubt, aus Furcht, daß mütterliche Zärtlichkeit und Nachsicht ihn verderben könnten. Bei der großen Unwissenheit des Volkes kann sich freilich diese Erziehung nicht über den Bereich der gymnastischen Uebungen und des Waffengebrauches erstrecken. Auch mag wohl eine Art von Unterweisung in der bei Volksversammlungen erforderten Beredtsamkeit vorkommen, indessen ist Das, was Spencer, dem die Sprache fremd war, über solche Reden mittheilt, gar zu romanhaft um Glauben zu verdienen, und erinnert an die Sitte der classischen Schriftsteller des Alterthums, den Anführern roher Völkerstämme lange und meisterhafte Reden in den Mund zu legen. Viel wahrscheinlicher ist jedoch die Angabe, daß der Unterricht in Diebeskünsten mit Sorgfalt geschehe; sie stimmt mit den bekannten Sitten der Kaukasier, die nicht allein zu Folge der Nachrichten älterer und der russischen Partei angehörender Reisenden als kühne Diebe oder gewaltsame Räuber, je nach Umständen sich

auszeichnen, sondern auch nach Spencers eigener Aussage die Gewohnheit haben, den Mann mit besonderer Bewunderung zu betrachten, der das Handwerk des Stehlens mit Geschicklichkeit ausübt. Es vermindert bedeutend die Achtung, die man sonst für das durch Spencer etwas auffällig gepriesene Bergvolk fühlen möchte, wenn man hört, daß es ihm allein als Vergehen gelte, bei dem Raube sich ertappen zu lassen, daß solcher Mangel an Gewandtheit den Ersatz des neunfachen Werthes nach sich zieht, und daß es ein Vorwurf für einen jungen Mann sei, noch keinen Ochsen gestohlen zu haben. Nachdem der Jüngling in allen Zweigen der circassischen Bildung Vollkommenheit erlangt hat, wird er in das älterliche Haus mit Triumph zurückgeführt und mit Festen empfangen. In der Gegenwart der Verwandten legt er dann Beweise seiner Fertigkeiten ab, sein Attalik erhält Dank und Belohnung für seine Leistungen, und das Verhältniß zwischen ihm und seinem Zögling dauert dann, wie das eines Vaters zum Sohne, oft das Leben hindurch.

Reisende, die von den zweideutigen Sitten der Kaukasier gehört haben, und vielleicht Zeugen der großen Vorsichtsmaaßregeln gewesen sind, welche die Russen beobachten müssen, um ihre Karavanen, und zwar selbst auf der großen Landstraße des östlichen Abhanges zu schützen, erwarten gewöhnlich nur eine Gebirgswüste zu betreten, die viel zu arm oder zu uncultivirt ist, um ihre Bewohner zu nähren, und diese gewissermaaßen zum Räuberleben zwingt. In Circassien findet jedoch das Gegentheil statt, denn man wird durch eine Menge von angebauten Thälern überrascht, und gewahrt fruchtbare und sorgsam benutzte Abhänge bis in große Höhen. Zwar kann weder die Bauart der Häuser noch das Verfahren des Landbaues zur Nachahmung empfohlen werden, aber es bleibt dennoch merkwürdig, daß der langjährige Krieg mit Rußland nicht vermocht hat, Unterbrechungen in dem letzteren hervorzubringen. Vielmehr hat die furchtbare Linie der Blokade-Truppen die Bergbewohner so wenig erschreckt, daß sie ihre Wohnorte behaupten, wie mitten im tiefsten Frieden. Die Häuser sind gemeiniglich zu kleinen Weilern verbunden, liegen aber immer so zwischen Baumgruppen versteckt, daß der Fremde schwerlich da eine beträchtliche Bevölkerung vermuthen möchte, wo der Alarmruf nach wenigen Stunden ein starkes Heer versammelt. Jedes Grundstück besteht aus mehreren kleinen, aber benachbarten Häusern, die aus Flechtwerk und Lehm unkünstlich erbauet, mit Maisstroh gedeckt sind, und eben nichts Malerisches haben können. Im Innern sind sie jedoch reinlich ausgeweißt,

und in zwei Zimmer getheilt, von welchen das eine mit einem großen Herde versehen als Küche und Versammlungsort, das andere als eigentliches Wohnzimmer dient. Bunt gewürfelte Matten, die ehemals vielen Absatz in Constantinopel fanden, und im Lande selbst verfertigt werden, bedecken den Boden, ein Divan läuft auf drei Seiten umher, und außer einigen kaum fußhohen Tischen fehlt alles andere Mobiliar. Sättel, Zäume, Waffen aller Art hängen als bester Schmuck an den Wänden, und verrathen theils durch Verzierung, theils durch gute Erhaltung — denn oft befinden sich unter ihnen Stücke aus dem Mittelalter — eben so den Reichthum als die vorherrschende Neigung der Männer. Die den Frauen und Kindern eingeräumte Abtheilung ist nicht allein durch einen Holzzaun geschieden, sondern am sorgfältigsten unter Bäumen versteckt, und ihre Zimmer gleichen den beschriebenen, mit Ausnahme der zum Putz überall angebrachten häuslichen Geräthschaften. Unter diesen zeichnen sich besonders die Stickereien aus, welche die Frauen mit ziemlichem Geschmack verfertigen und nicht leicht vergessen zur Schau zu stellen. Die Häuser der Häuptlinge, oder wie diese nach einem alten Gebrauch genannt werden, der Fürsten, ragen nicht über diejenigen ihrer Untergebenen hervor. Sie sind nicht minder einfach, und nach europäischen Begriffen herrscht in ihnen ein mit dem höheren Range des Besitzers unverträglicher Mangel an häuslicher Bequemlichkeit. Höchstens unterscheidet sie die größere Mannichfaltigkeit der zur Schau gestellten Waffen, die an diesen angebrachten Edelsteine und die Vortrefflichkeit der Reitpferde, von welchen nach Landessitte stets einige gesattelt vor den Thüren angebunden sind. Indessen hat der bei einem Häuptlinge einsprechende Fremde eben keine Ursache sich zu beklagen, denn man räumt ihm stets ein wohleingerichtetes Zimmer ein. Ueberhaupt ist Gastfreundschaft eine der besten Eigenschaften der Circassier, nur leidet diese gewisse Beschränkungen, deren Kenntniß ein jeder Reisende besitzen muß, wenn er sich bei seinem Eintritt in das Land nicht einem sehr traurigen Schicksale aussetzen will. Wer ohne Empfehlung die Gränze überschreitet, kann vom ersten ihm Begegnenden zum Sclaven gemacht werden, und Sicherheit gegen dieses Loos gewährt nur der Schutz eines Häuptlings, der, unter dem Namen eines Konak oder Bürgen, für den Fremden als unverdächtig haftet. Man glaubt die Erklärung dieser jedenfalls sehr rohen Sitte in dem Verfahren der Russen zu finden, das Land mit geheimen Agenten zu überschwemmen, die den Saamen der Zwietracht aussäen, allein man vergißt dabei

wohl, daß die Circassier von jeher auf solche Art mit Reisenden umgegangen sind, und zwar ehe sie mit den Russen in die bestehenden verderblichen Verhältnisse geriethen. Doch soll diese Bürgschaft heilig geachtet werden und dem Gastfreunde vollkommene Sicherheit verschaffen, und zwar nicht allein für seine Person, die der Konak nöthigenfalls auf Gefahr des eigenen Lebens vertheidigen würde, sondern auch für sein Eigenthum, an welchem sich, ungeachtet der allgemeinen Neigung zur Dieberei, fortan Niemand vergreift. Nach alter Sitte führt der Hausherr den Ankömmling in das Fremdenzimmer, wo ihn ein Diener entkleidet und seine Waffen aufhängt, jedoch den Dolch als unzertrennlichen Theil des Costüms läßt. Es erinnert dieser Gebrauch allerdings eben so an das heroische Zeitalter, wie die Sitte, die Füße des Fremden nach dem Abendessen durch eine Dienerin waschen zu lassen. Gleiche Andeutungen liefern die Beschäftigungen der Frauen, denn die sogenannten Fürstinen spinnen Flachs und Hanf, machen nicht allein alle Kleider der Familie bis auf die Schuhe hinab, sondern sie weben Kameel- und Ziegenhaare zu Mänteln, und verfertigen die Sattelkissen, die Zäume und die Scheiden für Schwert und Dolch. Unser englischer Gewährsmann will sogar eine dieser amazonenartigen Prinzessinen bei der Errichtung eines Holzzaunes mit dem Beil in der Hand überrascht haben, eine Beschäftigung, die mindestens mit der Idee einer Penelope sich nicht verträgt.

Von allen Theilen des Hauses ist das Schattendach der Vorderseite der beliebteste. Man empfängt in dieser einfachen Vorhalle die Besuchenden, verbringt dort den größeren Theil des Tages und genießt des Abends den Luxus des Rauchens der türkischen Tchibouke. Die Genüsse jener Gesellschaften sind ziemlich primitiver Art, im Allgemeinen aber von denen des Orients wenig verschieden. Die Circassier haben zwar Gefühl für Musik, allein ihre Leistungen in derselben sind eben nicht bedeutend. Ihre gewöhnlichsten Instrumente sind eine Art Cither mit zwei Saiten, und eine bisweilen aus Silber verfertigte Pfeife, die jedoch nichts weniger als harmonische Töne hervorbringen soll. Weder Tamburin noch Trommel sind volksthümlich und werden nur von herumziehenden Kalmucken und Zigeunern gebraucht; dafür ist Gesang, besonders aber von Kriegsliedern sehr beliebt. Was indessen Spencer, der selbst auf die Rohheit circassischer Tonkunst aufmerksam macht, als ein solches Kriegslied giebt, hat einmal nicht das geringste Charakteristische, sondern, ohne darum ansprechend zu sein, eine verhältnißmäßig so künstliche Melodie und Begleitung, daß man

schwerlich an ihre Aechtheit glauben kann, wäre auch eine Erläuterung hinzugefügt über die Art, wie er sie oder die nichtssagenden Textworte erlangte. Eine Art von wandernden Barden genießt hohe Achtung, und nimmt eine herkömmlich hohe Stellung in der Gesellschaft ein. Jedes Haus ist ihnen offen, denn ihr Gesang darf bei Gastmalen nicht fehlen, und feuert den Krieger im Lager und auf dem Schlachtfelde an. Ihre Balladen, wenn man so sagen darf, sind meistens von einer Generation zur andern vererbt, und werden durch neue über die Tagesbegebenheiten vermehrt; sie erheben die tapferen Thaten, machen den Namen der Feigen verächtlich, und haben in so fern Bedeutung, als sie wichtigere Vorfälle im Andenken erhalten, die in einem Lande ohne Literatur und die gewöhnliche Art der Mittheilung civilisirter Völker nothwendig vergessen werden müßten. Die Improvisationen deuten auf reiche Phantasie und warmes Gefühl; die Erfindung ist immer romantisch, und wird vom Volke, dem ein gewisser Sinn für das Erhabene nicht zu fehlen scheint, mit so großem Beifall aufgenommen, daß die Ankunft eines herumziehenden Dichters für ein Ereigniß gilt, und nicht selten ein gutmüthiger Streit um die Ehre seiner Bewirthung entsteht.

Außer der Führung von Kriegen, die gegenwärtig durch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung bedingt werden, während sie ehedem angriffsweise unternommen wurden, sind Ackerbau und Viehzucht die vorzüglichsten Beschäftigungen des Volkes. Die Thäler und Anhöhen sind mit gleichem Fleiße angebauet; große Viehheerden weiden zwischen üppig wachsenden Alpenpflanzen auf Triften, die mit Pallisaden eingeschlossen sind, und wo irgend die Russen nicht allzu nah sind, trägt das Land einen friedlichen Charakter. Weiber, Kinder und Männer sind mit den Feldarbeiten gemeinsam beschäftigt, und Alles würde an den Zustand eines primitiven Hirtenlebens und ungestörter Ruhe erinnern, wie ihn von jeher die Dichter gern geschildert haben, mahnten nicht die auf den höheren Punkten ausgestellten Wachen, und besonders die beständige Schlagfertigkeit der Männer an den seit Generationen ununterbrochenen Krieg. Ein einziges Signal macht aus den pflügenden oder erndtenden Männern eine Abtheilung gut bewaffneter Soldaten; kaum ist es erschollen, so eilen Alle nach ihren Hütten, besteigen ihre Pferde und nehmen eine feste Stellung, aus welcher kein Feind sie leicht vertreiben wird. Gemeiniglich liegt das Haus eines Circassiers in der Mitte des kleinen, in Getraidefelder, Baumpflanzungen und Wiesen zertheilten Grundeigenthumes. Die

Culturpflanzen sind dieselben wie im südlichen Europa, Waizen, Mais, Hirsen und Hülsenfrüchte, aber keine der gemeineren Getraidearten der nördlichen Gegenden. Der künstlichen Bewässerung bedarf man in diesem Klima nicht, wo der Schnee der höheren Alpenjoche zu jeder Zeit die Bäche gefüllt erhält. Das Dreschen geschieht wie in Spanien und mehreren Ländern des mittäglichen Europa durch Pferde, die man zwingt auf einer festgestampften Tenne im Kreise herum zu galoppiren und die Körner aus den Aehren hervorzutreten, wodurch freilich das Stroh völlig zerstört wird. Eben so einfach sind die Mühlen, indem sie unter der Erdoberfläche angelegt, durch ein oben herumgehendes Pferd in Bewegung gesetzt werden. Den Frauen liegt es ob, Hirsen und ähnliche Feldfrüchte mit Handmühlen zu mahlen. Die Aufbewahrungsorte des Getraides eignen sich für ein Land, wo zu keiner Zeit völlige Sicherheit gegen feindliche verwüstende Angriffe herrscht. Sie bestehen in Gruben von Bienenkorbform, deren Mündung oben weit genug ist, einen Mann zuzulassen. Durch Feuer ausgetrocknet und mit Heu gefüttert, werden sie mit Getraide angefüllt, das mit Bretern belegt und mit Erde so verschüttet wird, daß kein Fremder den verborgenen Vorrath aufzufinden vermag. Solche Vorkehrungen erinnern an die Verstecke der nordamerikanischen Pelzjäger in der Mitte der Wildniß, wo oft der Ueberfluß der Mundvorräthe oder der bisherige Ertrag der Jagd aufbewahrt wird, um der Truppe, die weit entfernte Gegenden besuchen will, bei der Rückkehr zu dienen. Indessen scheinen die Indier der Wildnisse entlang dem nordamerikanischen Felsgebirge eine stärkere Spürkraft als die Russen zu besitzen, denn sind nicht die größten Vorsichtsmaaßregeln getroffen, um jede Spur zu verwischen, so entdecken sie sicherlich das Versteck und rauben den Inhalt. Auf ihren Erfolg in der Viehzucht sind die Circassier nicht wenig stolz. Ihre Ochsen sind von schöner, der ungarischen nicht unähnlichen Raçe, und die Schaafe haben sie in neuer Zeit durch die den Kosaken geraubten Thiere zu verbessern gewußt. Große Heerden von Büffeln halten sich in den Niederungen an den Flußufern auf, und gehören durch Körpergröße und Länge ihrer Haare zu den Ausgezeichnetsten ihrer Art. Auf die Pferdezucht, als ein sehr lohnendes Geschäft, wendet man die größte Aufmerksamkeit. Es soll schwer sein irgendwo einen Schlag Pferde zu treffen, der vermöge alter Gewöhnung und angeborner Rüstigkeit im Stande wäre, dieselben Strapazen zu ertragen und die steilsten Bergpfade mit derselben Sicherheit auf- und abzuklettern. Die Cir-

cassier gebrauchen die Wurfschlinge gleich den Südamerikanern, und sind wohl länger mit dem Gebrauch derselben vertrauet, indem schon die wilden Völker des Kaukasus nach Autorität der classischen Schriftsteller dieselbe in ihren Kriegen gegen die Perser angewendet haben. Ob sie mit eben so großer Geschicklichkeit wie die Bewohner der Pampas jenes eben so nützliche als gefährliche Instrument zu handhaben wissen, ist zwar nicht bekannt, indessen haben sie sich seiner gegen die regelmäßige Reiterei der Russen bedient, die überhaupt bei jedem Zusammentreffen mit den Kaukasiern so im Nachtheil geblieben ist, daß man nur das Corps der Tschernomorsky-Kosaken, welches in vielen Hinsichten die Circassier nachahmt, mit Erwartung eines Erfolges zum Dienst in den Bergen verwenden kann. Die Zähmung der in den ersten Jahren frei umherlaufenden Pferde geschieht auf sehr gewaltsame Weise, indem man sie so lange zu dem ermüdendsten Laufe zwingt, als sie irgend Neigung zum Widerstande zeigen. Uebrigens gelten die Circassier für vortreffliche Reiter. Sie kennen keine Furcht vor rauhen Gebirgswegen, und eilen im scharfen Trotte durch Gegenden, die so wild sind, als hätte sie nie ein menschlicher Fuß betreten, und wo nicht allein Berg und Thal wechseln, sondern der Pfad bald an schwindelerregenden Abgründen, bald durch unwegsame enge Schluchten zieht. Rauschende Alpenflüsse halten sie nicht auf, indem sie ihre Pferde frühzeitig zum Schwimmen abrichten und überhaupt verstehen das Thier so an sich zu gewöhnen, daß es nicht mehr als gezwungener Diener, sondern vielmehr als anhänglicher Gefährte erscheint. In Rußland und der Türkei schätzt man daher die circassischen Pferde sehr hoch, erlangt sie aber nicht leicht von ihren Besitzern, die sie zu ihren besten Schätzen rechnen, auf sie stolz sind, und es gern hören, daß man sie lobt, denn auf sie findet der alte und in Hinsicht von Kindern giltige Aberglaube der Behexung durch ein preisendes Wort keine Anwendung.

Ueber den Charakter und moralischen Werth dieses Bergvolkes sind eben so schroff widersprechende Urtheile abgegeben worden, als über seine Zahl. Dieselben Ursachen, die dort eine Verkleinerung hervorgebracht, sind jedenfalls auch hier im Spiele gewesen, denn es ist wohl erklärlich, daß weder der häufig ausgeplünderte russische Colonist am Fuße des Kaukasus, noch die zu einem harten, eben so gefährlichen als erfolglosen Dienste verurtheilten russischen Truppen geneigt sein können, ihrer Nachbarn lobend zu gedenken. Wissenschaftliche Reisende sind immerdar zurückgewiesen worden, indem sie entweder

Russen waren oder doch für solche galten, und daher Mißtrauen erregten. Es beruht demgemäß ihr Urtheil fast nur auf Erzählungen jener Partei. Pallas, Klaproth, Clarke und überhaupt die Mehrzahl der neueren Beschreiber des Kaukasus erklären die Bewohner desselben für unverbesserliche Räuber, die mit der ganzen Welt im Kriegszustande sich befinden, und auch in demselben verharren müssen, da sie ohne Ackerbau und friedliche Mittel des Unterhaltes, allein auf fremde Kosten ihr Leben fristen können. Daß bei einer notorisch großen Bevölkerung, und namentlich während der langjährigen Blokade Raub unmöglich Alle auf die Dauer nähren konnte, ist leicht begreiflich. Eben so unwahrscheinlich ist die Beschuldigung, daß Jene ohne Gesetze und eigentliche Verfassung im anarchischen Kampfe sich fortwährend befehdeten, denn ein so uneiniges Volk würde nimmermehr vermocht haben, der russischen Uebermacht seit Menschenaltern zu widerstehen. Man hat sie angeklagt, ohne Treue und Glauben zu sein, und den Verrath so wenig für ein Verbrechen zu achten, daß sie nicht anständen, einen Meuchelmord zu begehen, während sie die Hand unter Versicherung der Freundschaft reichten. Marigny, der ein unbedingteres Zutrauen verdient als der englische Reisende, und dessen Buch, wenn anders diese Sage gegründet ist, von den russischen Autoritäten zum Druck befördert wurde, spricht sich nicht ganz so heftig über die Circassier aus. Sie scheinen nach seinem Bericht vielmehr nur ein halbwildes Bergvolk zu sein, das mehr aus Neigung zum Kriege und aus angebornem Muthe als aus eigentlicher Raubsucht seine Züge unternimmt, dessen waffenfähige Männer, von frühester Jugend zu anstrengenden Bewegungen gewöhnt, jede sitzende Beschäftigung hassen, aus Mangel an aller Erziehung keinen größeren Ruhm und keine höhere Bestimmung kennen, als den Feind anzugreifen und zu besiegen, und daher auch ohne Veranlassung die Gränzen überschreiten, Verwüstungen anrichten und Räubereien begehen. Unter diesem Gesichtspunkte würden freilich die Circassier nicht als eine entartete, dem Laster verfallene Horde, sondern vielmehr als ein kräftiger, aber uncivilisirter Menschenstamm erscheinen, aus welchem unter günstigen Umständen Tüchtiges zu erziehen wäre. Daß die Verhältnisse mit den Russen, und besonders der an Wuth gränzende Nationalhaß jede Hoffnung einer friedlichen Civilisation verbieten, liegt leider nur zu klar am Tage. Die Fortdauer des angeordneten, aber höchst wahrscheinlich erfolglosen Vertilgungskrieges wird das Bergvolk nur noch wilder machen und die bessern Keime der Menschlichkeit unter ihm er-

sticken. Mit den apathischen Türken hat es keine Aehnlichkeit, und wird daher das jetzige politische Schicksal derselben nie freiwillig theilen oder sich mit dem Gedanken des unvermeidlichen Schicksals trösten. Seine Lebhaftigkeit und Thatkraft vertragen sich nicht mit einer einförmigen Industrie, und daher hat es nur im Frieden Feldbau und Viehzucht getrieben, diese sogar seit einigen Jahren seinen Sclaven überlassen, weil überall die reichste Gelegenheit zum Fechten vorhanden war. Seine häusliche Einrichtung ist in allen Beziehungen durch diese Neigung bestimmt worden, denn theils sind die Dörfer wohl verborgen, theils auf uneinnehmbaren Höhen angelegt, oder von solcher Structur, daß es eben kein Verlust ist, wenn die Annäherung eines Feindes ihre Verbrennung rathsam macht. Niemand betrübt sich über ein solches Ereigniß, welches in civilisirten Ländern ein allgemeines Unglück ist. Wer Wenig zu verlieren hat, empfindet selten Sorgen, und für natürlich muthige Menschen hat die Gefahr keine Schrecken, sondern dient ihnen vielmehr als Reiz. Wie die kaukasischen Stämme einmal gestellt gewesen sind, seit sie aus Resten früherer großer Wanderungen sich zu Völkern bildeten, mußten sie fast so werden, wie wir sehen, und es bleibt Gegenstand der Bedauerung, daß ihre geographische Lage sowohl als das Verhalten ihrer Nachbarn im Süden und Norden sie gehindert hat, einen Antheil an der Civilisation zu empfangen, die seit der Zeit Constantins, der wahrscheinlichen Entstehungsperiode der heutigen Circassier, manche ehedem eben so räuberische Stämme des nördlichen Europa zu großen und gebildeten Völkern umgestaltet hat.

Die Rechtspflege beruht in Circassien auf Herkommen und ist daher sehr einfacher Art. Die Gerichtsversammlungen werden unter freiem Himmel und in irgend einem Hain gehalten. Nicht immer sind die erblichen Häuptlinge die Wortführer, sondern oft wird die richterliche Würde nach der öffentlichen Meinung dem Ausgezeichnetsten oder einem Ausschuß der Aeltesten übertragen. Die Urtheilsprüche sollen hinsichtlich der Betheiligten des eigenen Clans immer höchst gerecht sein, allein in Bezug auf Fremde, gegen die man keine Verbindlichkeit zu haben glaubt, parteiisch ausfallen. Dem Ausspruche wird jedoch Gehorsam geleistet und Widerstand nicht geduldet. Das Princip der Wiedervergeltung gilt unbedingt, jedoch sind darum die Criminalgesetze nicht blutig. Die Verwandten eines Ermordeten haben das Recht, das Leben oder das Eigenthum des Mörders zu fordern. Gemeiniglich wird das letztere vorgezogen. Da jedoch die desfallsigen An-

sprüche ganz unbeschränkt sind, so kann die Sühne, wenn mit Strenge verfahren wird, den völligen Ruin einer Familie herbeiführen, und die Sache sogar dahin getrieben werden, daß man den Verbrecher der Zahlung unfähig erklärt, und ihn als Sclav verkauft oder doch für immer des Landes verweist. Wie streng dieser Grundsatz aufrecht erhalten werde, beweist das Beispiel eines Circassiers, der von einem Raubzuge heimgekehrt, ein erbeutetes Pferd einem Nachbarn mit der Versicherung verkauft hatte, daß es völlig fehlerfrei sei. Man entdeckte an seinem Hufe eine leichte Verwundung, freilich aber erst nachdem der Käufer mit ihm gestürzt war und ein Bein gebrochen hatte. Der Verkäufer wurde auf erhobene Klage zur Erlegung eines Schmerzengeldes genöthigt, und seine Entschuldigung nicht angenommen, daß es ihm unmöglich gewesen, ein eben dem Feinde entführtes Pferd genau zu kennen. Durch strenge Beobachtung dieser Grundsätze der Wiedervergeltung wird mancher blutige Kampf zwischen benachbarten Clans vermieden, und gemeiniglich der Streit auf gütliche Weise beigelegt, obgleich die Parteien gerüstet und mit allen Zeichen der Gereiztheit einander gegenüber treten. Man weiß durch Erfahrung nur zu wohl, welche endlose Streitigkeiten aus der Tödtung oder Verwundung eines Gegners entstehen, wenn die Angehörigen desselben den Vorfall rügen, und zieht daher die friedliche Entscheidung der Aeltesten des Volks dem Selbstrecht vor. Die gebräuchlichen Geldstrafen scheinen übrigens an ihrem Platze zu sein, wo das Eigenthum so gleichmäßig vertheilt ist wie in Circassien und eigentliche Armuth kaum gekannt sein dürfte, indem die Lebensweise einfach ist, der Luxus sich auf Anschaffung schöner Pferde und reichverzierter Waffen beschränkt. Ungeachtet der den Raub in Feindes Land gestattenden und ihn sogar zur Tugend erhebenden Grundsätze, wird das Privateigenthum und persönliches Recht in vielen Fällen sehr geachtet. Die Circassier halten sich nicht für die rechtmäßigen Besitzer ihres Landes, da ihre, nach einer dunkeln Sage aus einer anderen Gegend stammenden Voráltern theils durch List, theils durch Gewalt die Ureinwohner des Kaukasus verdrängt haben sollen. Aus Furcht, daß früher oder später Ansprüche geltend gemacht werden könnten, schmelzen sie die häufig aufgegrabenen griechischen Münzen und Medaillen ein, die als Beweismittel dienen und sie zur Auswanderung zwingen würden. So erzählt wenigstens Spencer.

Daß gesetzliches Leben geboten sei, geht auch aus andern Umständen hervor. Ueberall begegnet man bewaffneten Männern, von

entschlossenem Ansehen, nirgends einer der Vorkehrungen, durch welche civilisirte Völker in ihrer Mitte Ruhe und Ordnung zu erhalten suchen. Ein Fremder mag leicht eine gewisse Besorgniß für seine Sicherheit empfinden, und auf den Gedanken gerathen, daß er Banditen in die Hände gefallen sei, jedoch, wenn er anders Niemand beleidigt und empfohlen ist, nie über schlechte Behandlung zu klagen haben. Das gemeinere Volk ist nicht minder höflich als die vornehme Classe, und vergißt nie die Rechte der Gastfreundschaft. Im Umgangston und ihren Sitten überhaupt entwickeln die Circassier ein Gemisch, in welchem sich Anklänge des ritterlichen Mittelalters, Gewohnheiten der Orientalen und Einfachheit eines Bergvolkes vereinen. Aus dem ersten ist Neigung zur Kriegsführung und zwar auf etwas romantische Weise, durch Herausforderung Einzelner, übrig geblieben. Es kömmt nicht selten vor, daß bei dem Zusammentreffen mit den Russen ein Häuptling den feindlichen Anführer, oder doch den besten seiner Krieger zum Duell aufruft. Wird dieses angenommen, was jedoch nur ein Stamm der Kosaken wagt, so sind die Uebrigen ruhige Zuschauer und werden erst nach Beendigung des Gefechtes mit ihren Gegnern handgemein. Orientalische Sitten finden sich, jedoch in sehr gemilderter Form, in der Behandlung des weiblichen Geschlechts wieder. Es würde einem Manne nicht ziemen, in Gesellschaft seiner Frau gesehen zu werden; nur des Nachts darf er sie aufsuchen. Begegnen sich Eheleute am Tage zufällig, so ergreifen sie sogleich verschiedene Richtungen. Kälte bringt diese Sitte nicht sowohl hervor, als die Ueberzeugung, daß häufige Trennung die Liebe in der Ehe frischer erhalte, und daß ein Krieger, um seine Bestimmung erfüllen zu können, nicht immer dem Einflusse des weiblichen Umganges ausgesetzt sein müsse. Ein den Lacedämoniern von Lycurg gegebenes ähnliches Gesetz mag aus gleichen Ansichten hervorgegangen sein. Uebrigens leben die Circassier in häuslicher Einigkeit, und verlassen ihre Kinder nie vor Erreichung eines selbstständigen Alters. Die Weiber sind keinesweges nach der gewöhnlichen Sitte des Morgenlandes auf ihren Harem beschränkt, oder gezwungen verschleiert einherzugehen und streng das Zusammentreffen mit einem Fremden zu vermeiden. Sie sind von der Theilnahme an Festlichkeiten nicht ausgeschlossen und Unverheirathete mischen sich häufig in die Versammlungen der Männer. Diese Freiheit führt sie eben so selten zu Fehltritten, als ihre selbstüberlassene Lage die Verheiratheten zur Untreue bringt. Die Strafe der letzteren ist weder so hart noch so unnachsichtlich wie unter den

Türken, sondern besteht in körperlicher Züchtigung und Verstoßung, in besonders schimpflichen Fällen, wohl auch in Verstümmelung der Ohren. Der Liebhaber entkömmt mit einer Geldbuße und leidet selten an seiner Person, weil hier das Gesetz gegen Tödtung und Verwundung eintreten, und der sich rächende Ehemann, wie schwer beleidigt er sein möge, zur Entschädigung obenein gezwungen werden würde. Ganz im Widerspruch mit den herrschenden Sitten des Morgenlandes, zollt man den Frauen viele Achtung und behandelt sie mit ritterlicher Galanterie. Dennoch bleibt die Sitte die Töchter zu verkaufen eine Anomalie. Marigny war zu der Zeit als die Türken noch die Forts der Küste besetzt hielten Zeuge dieses Handels, und drückt mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß ein Volk, dem Freiheit als das höchste Erdengut gilt, seine Kinder verkaufen könne. Nach dem Gesetze hat der Vater Recht über seine Kinder, ein Bruder über seine Schwester, wenn die Aeltern gestorben sind, und ein Mann darf seine untreu gewordene Frau als Sclavin verkaufen. Bei näherer Betrachtung verliert aber dieses System die schon bei Nennung der Sclaverei in Jedem aufsteigenden Schrecken. Verkauft zu werden ist oft der einzige Wunsch eines hübscheren Mädchens, denn sie hat dann die Aussicht in einem Harem einen hohen Platz zu gewinnen, den die meisten dem einfachen und arbeitsamen Leben ihres Vaterlandes weit vorziehen. Manche kehren später freigelassen zurück, und ihre Mittheilungen über jene wollüstigen Gefängnisse und der Anblick ihres reichen Schmuckes genügen, um das Schicksal manches Mädchens zu bestimmen und sie zu der Bitte zu bringen, daß man sie verkaufen möge. Die zur Einschiffung nach der Türkei und Egypten bestimmten Individuen sind weit entfernt Schmerz zu empfinden, und selbst die jungen Männer, die jedoch fast ausnahmelos nicht in Circassien geboren, sondern aus Nachbarländern entführt sind, theilen dieselben Gesinnungen. Die Mädchen sind in Schuppen eingeschlossen, und wo man Klagen und Jammer zu hören erwarten sollte, tönen die lustigsten Lieder und Gelächter. Die Circassier selbst können durchaus nicht begreifen, daß jenes System einem Volksunglücke gleich zu achten sei, sondern erklären es vielmehr für das sicherste Mittel ihre Kinder unterzubringen, indem sie ihnen zu mächtigen Beschützern verhelfen, und vielleicht eine glänzende Laufbahn eröffnen. Seit die Russen die Oberherrschaft im schwarzen Meere ausüben, und besonders seit die Küste streng blokirt gehalten wird, hat dieser Handel ein Ende genommen, gewiß zum großen Bedauern der Circassier, die ihn als eine

regelmäßige Erwerbsquelle anzusehen gewohnt waren, und schon aus diesem Grunde die gegenwärtigen Besitzer ihrer Häfen hassen müssen.

Alle Kaukasier sind kriegerisch, allein keiner der zahlreichen Stämme neigt sich in dem Maaße zur Eroberung, und keiner schätzt die Aufregungen eines unstäten Soldatenlebens so sehr wie die Circassier. Sie wollen aber nur in ihrem Vaterlande fechten, denn selbst das Anerbieten von mehr als einem Thaler täglichen Soldes hat keinen jungen Mann verführen können, sich zu der sogenannten circassischen Garde nach Petersburg zu begeben, die mit Unrecht ihren Namen trägt, da sie aus Georgiern und andern Bewohnern der südlichsten, aber unterworfenen Gränzprovinzen besteht. Jung aus ihrem Vaterlande entfernt, haben sie jedoch in der Türkei Corps gebildet, die man wegen ihrer Tapferkeit hochschätzte, und unter andern den Kern der egyptischen Mameluken ausgemacht. Der Kriegslust sind sie im Stande Alles zu opfern, und durch Unfälle nicht niederzudrücken, denn während der lange Kampf gegen Rußland jedes andere Volk zur Verzweiflung gebracht haben würde, sind sie nicht nur eben so entschlossen wie früher zum kräftigen Widerstande, sondern sie nähren sogar die feste Hoffnung ihre Feinde zu vertreiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dieses ihnen gelingen werde, sobald Rußland im Geringsten ermatten sollte. Wenn man die Natur des Landes, die Festigkeit der Positionen und den Charakter jenes Bergvolkes erwägt, so kömmt man zu dem Schlusse, daß die russische Armee bisher nur durch furchtbare Uebermacht, vollständige Ausrüstung, Artillerie und die Festungswerke der Küstenpunkte vermocht hat sich auf den Gränzen Circassiens zu behaupten, und daß alle Versuche nach dem Innern vorzudringen nothwendig einen unglücklichen Ausgang haben mußten. Das System des kleinen Krieges hat in jenen Bergen einen ausgezeichnet günstigen Schauplatz gefunden, und wird von den Eingebornen durchaus verstanden. Es sagt den rüstigen Bergvölkern weit mehr zu als ein Kampf auf offener Ebene, wo die Artillerie, die einzige den Circassiern furchtbare Waffe der Russen, freien Spielraum hat. Die Häuptlinge sind stets Männer von unbezweifelter Tapferkeit, und unternehmen im Vertrauen auf die unerschütterliche Treue ihrer Untergebenen die abenteuerlichsten Züge. Sie wissen dieselben mit solcher Geschicklichkeit und Thätigkeit zu leiten, daß sie selten ihre Absicht verfehlen. Die stärkste Bewaffnung mit Kanonen schützt darum die befestigten Plätze noch nicht gegen einen kühnen Angriff. Mit unermüdlicher Geduld lauern die Circassier wohl verborgen vor den Thoren des Forts, brechen

im günstigen Augenblick hervor, fallen über ihre Beute her und verschwinden wieder mit der größten Schnelligkeit in ihren sichernden Bergen. Ganz berechnet den Feind zu ermüden und starke Abtheilungen desselben in Schach zu halten, ist das von ihnen befolgte System, sich in kleine Haufen zu theilen und unter Anführung ihrer Häuptlinge unabhängige Angriffe auszuführen. Seinem Befehlshaber gehorcht zwar jeder Clan unbedingt, allein ein weiterer Rangunterschied wird nicht anerkannt, denn der Fürst lebt im Felde nicht besser als der geringste seiner Begleiter. Da Frugalität und Abhärtung als Folgen langer Gewöhnung Allen eigen sind, so bewegt sich ein circassisches Streifcorps nicht nur ohne Gepäck und daher mit Leichtigkeit, sondern sogar unter Umständen, wo wohlorganisirte Heere civilisirter Völker nothwendig Halt machen müßten. Ein kleiner Vorrath von Hirsen reicht jenen während mehrerer Tage vollkommen hin, ihre Mäntel sind Zelte und Betten, und weder Wetter noch Wege kann sie vom Vordringen abhalten. Oft nehmen sie ihre Richtung über die höchsten Bergjoche und brechen dann aus Thälern hervor, die man von oben her kaum für zugänglich gehalten hatte, und gerade diese Nothwendigkeit, eine Menge von Thalmündungen fortwährend im Auge zu halten, verursacht die Beschwerde und den Aufwand des Krieges der Russen gegen sie. Kein Circassier wird je über die Mühseligkeiten eines Zuges klagen, und um so hartnäckiger seinem Ziele nachstreben, je mehr Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellen. Ueber die Tapferkeit solcher Feinde ist selbst unter den Russen nur eine Stimme; ein circassischer Krieger giebt sich auch der Uebermacht seiner Gegner nicht gefangen, so lange er noch Leben in sich fühlt, und nur schwer verwundet fällt er in ihre Hände. Mit diesem Muth verbinden sie so viel List, daß es vergeblich sein würde sie hintergehen zu wollen. Der Feind kann nie ihre Bewegungen im Voraus berechnen, denn sie scheinen allgegenwärtig zu sein. Nicht nur begegnet man ihnen, wo sie am Wenigsten erwartet werden konnten, sondern hat sie auch da zu fürchten, wo sie ganz unsichtbar sind. Sie kriechen wie Schlangen auf dem Bauche bis unter die Wälle der Festungen, schießen die Schildwachen nieder, und wissen jeden Baum oder Felsen zu einem gefährlichen Hinterhalt zu benutzen.

Der Krieg gegen dieses Bergvolk wird durch ihre Kunst, durch Feuersignale sich gegenseitig in großen Entfernungen zu verständigen, ungemein erschwert. Die eindringende Heeresabtheilung muß stets erwarten, ihren Rückzug abgeschnitten zu finden, sobald die ominösen

Feuer auf den Bergspitzen sichtbar geworden sind, und mit der Genauigkeit einer gewöhnlichen Botschaft die seitwärts wohnenden Stämme zur Erhebung der Waffen aufgefordert, ihnen wohl gar die zu nehmende Richtung angedeutet haben. Gilt es eine große Macht auf einem gegebenen Punkte zu versammeln, so hat Dieses um so weniger Schwierigkeit, je leichter beweglich die kleinen Abtheilungen der Anführer unter allen Umständen sind. Der Angriff wird stets mit größter Heftigkeit, im blitzschnellen Laufe und unter dem oben erwähnten grausigen Geschrei unternommen, und soll die bravsten Truppen zum Wanken bringen können. Ergiebt sich nicht sogleich ein beträchtlicher Vortheil, so verschwinden die Angreifenden mit derselben Schnelligkeit zwischen Felsen und Wäldern, nehmen aber ihre Todten und Verwundeten mit sich. Nur während des so entstandenen Aufenthaltes bietet sich den Russen Gelegenheit zur Gewinnung irgend eines Vortheils, besonders in den Gegenden, wo schweres Geschütz angewendet werden kann, sollte hingegen in ihren Reihen die geringste Unordnung entstehen, so werden sie von den rückkehrenden Feinden augenblicklich durchbrochen und Was sich nicht retten kann, liegt in wenig Augenblicken niedergesäbelt am Boden. Den Circassiern kömmt in allen solchen Fällen ihre Reitkunst sehr zu Statten. Die Pferde sind so gut dressirt, daß sie kaum der Leitung bedürfen, um die verlangten Bewegungen auszuführen. Man erzählt, daß solche Krieger im vollen Laufe aus dem Sattel springen, dem Pferd ihres Feindes den Dolch in die Brust stoßen, ihren Sitz wieder gewinnen, einem andern Gegner einen Säbelhieb beibringen, oder mit ihrem leichten Gewehr ein Ziel mit großer Genauigkeit treffen. Es ist kein Wunder, daß eine gewöhnliche und schwerfällige Liniencavallerie gegen solche Feinde wenig ausrichtet, denn wenn auch das Pferd der letzteren fällt oder doch verwundet wird, so ist der Reiter darum noch nicht verloren, indem er alle Waffen an seinem Körper trägt und aus seiner gefährlichen Lage sich dadurch befreiet, daß er plötzlich, einem Tiger vergleichbar, auf das Pferd des Russen hinaufspringt und diesen aus dem Sattel stürzt.

Wenn die Gewandtheit, die Kriegsübung und der Muth solcher Feinde den Sieg der Russen höchst zweifelhaft machen, so dürfte in dem zur höchsten Stufe gesteigerten Nationalhasse sich die Unmöglichkeit einer friedlichen Ausgleichung begründen. Die polnischen Truppen sind nach dem Kaukasus geschickt und zur Bekämpfung seiner Bewohner verwendet worden, und da dieser Dienst, wie wohl vorauszusetzen

ist, ihnen nicht entfernt zusagt, so ergreifen sie jede Gelegenheit um zu entfliehen, und finden freundliche Aufnahme bei den Circassiern. Sie, und die ebenfalls aus dem russischen Gebiete entwichenen Tartaren, schüren durch ihre Erzählungen das Feuer des Hasses, das an sich kaum eines vermehrten Brennstoffes bedurft hätte, seit die Russen einen Krieg der Ausrottung zu führen begonnen haben, jedes weggenommene Dorf verbrennen und die gefangenen Weiber und Kinder mit sich nehmen. Vortheile mag übrigens den Bergbewohnern der Unterricht dieser in europäischen Kriegen gebildeten Polen mehrfach gebracht haben, denn sie sind bereits so weit vorgeschritten, daß sie eine, freilich rohe Art von kleinen Bergkanonen selbst verfertigen, und hierdurch eine bisher sehr gefühlte Lücke ihres Vertheidigungssystemes füllen. Eine Verbindung aller Clans zu dem gemeinsamen Zweck des Widerstandes ist ebenfalls zu Stande gekommen, und nach Annahme einer geheiligten Nationalfahne ist sogar ein Manifest erlassen worden, dessen Verfasser natürlich nicht unter den ganz ungebildeten Circassiern zu suchen sind. Daß auch von andern Seiten her Theil an diesen Zuständen genommen werde, geht daraus hervor, daß Spencer Uebersetzungen mehrerer Actenstücke des bekannten Portfolio in Circassien traf, und sogar eine angebliche Proclamation des Königs von England verbreitet war, in welcher die Circassier zum Widerstand aufgefordert und ihnen die Unterstützung einer britischen Flotte versprochen wird. In ihrem Manifest geben die Circassier die Zahl ihres Volkes zu drei Millionen, ihrer waffenfähigen Mannschaft zu zweimalhunderttausend an. Angenommen, daß hier eine Uebertreibung bis zum Belaufe des dritten Theiles statt finde, so bleibt immer noch eine Macht, die von örtlichen Umständen begünstigt sich sehr furchtbar machen, und nur durch eine doppelte Zahl von Truppen verhindert werden kann, hervorzubrechen und das Nachbarland zu verheeren. Schon Peter der Große fand es nöthig im südlicheren Rußland große Militairkräfte zu entwickeln. Seit seiner Zeit hat aber dort die Gränze eine viel größere Ausdehnung erlangt und mehr Truppen erfordert. Im Ganzen haben die russischen Waffen dort keine angemessenen Fortschritte gemacht seit der Verbindung mit Georgien (1800), der diesem Ereignisse vorhergegangenen Besitznahme von Derbent und Baku und der Unterwerfung von Mingrelien (1803). Fürst Potemkin ließ die kaukasische Gränze durch sechszigtausend Mann bewachen, und im Jahre 1792 wurden die Kosaken des schwarzen Meeres dahin verpflanzt. In den Jahren 1821 und 1822 bestand die Armee des General Yermoloff zu beiden Seiten

des Kaukasus angeblich aus achtzigtausend Mann, die Kosaken und tartarische Liniencavallerie ungerechnet. Zufolge eines als authentisch angesehenen Documents besteht die jetzige Armee des Kaukasus aus siebenundsiebzig Bataillonen, ohne die Reiterei und die nicht selten an zwanzigtausend Mann starken Corps, die aus andern Provinzen zu besondern Expeditionen nach dem Gebirge detachirt werden. Abgesehen von der großen Sterblichkeit unter diesen Blokadetruppen ist der Aufwand ihrer Erhaltung in der That außerordentlich. Es ist nicht wohl möglich anzugeben, welche Opfer der unbeugsame Sinn der Circassier den Russen schon gekostet haben mag. Englische Schriftsteller, denen wir als Parteien nicht unbedingt glauben wollen, behaupten in periodischen Werken, es sei bekannte Thatsache, daß die kaukasische Armee jedes vierte oder fünfte Jahr völlig erneuert werden müsse. Nimmt man an, daß jenes Heer, wie in gewöhnlichen Zeiten der Fall war, auf achtzigtausend Mann sich beliefe, so stellte sich der jährliche Verlust wenigstens auf funfzehntausend, was für die letzten vierzig Jahre, welche in selten unterbrochenen Kriegen gegen die Kaukasier verstrichen, den enormen Gesammtverlust von sechshunderttausend Menschen geben würde. Die baaren Kosten dieses Krieges müssen in gleichem Verhältnisse sein, da alle Munition und Mundvorräthe aus den innern Provinzen auf der Achse wenigstens bis zur Küste des schwarzen Meeres geschafft werden müssen, den Truppen auf der Nord- und Westseite des Kaukasus aber ausschließlich auf dem Seewege zugeführt werden können. Die Forts an der circassischen Küste können nur durch Schiffe versorgt werden, denn obgleich sie von fruchtbarem Land umgeben sind, muß ihre Besatzung doch das Heu für die Pferde über das Meer beziehen.

Rußland macht zu Folge des letzten Friedensschlusses mit der Türkei auf den westlichen Kaukasus Ansprüche, die aber von den Circassiern nicht anerkannt werden, indem sie behaupten, nie den Türken unterthan gewesen zu sein, sondern denselben nur die Errichtung von einigen befestigten Handelsstationen erlaubt zu haben. Die nördlichste Gränze Circassiens bezeichnet der Fuß des Kaukasus und der Fluß Kuban, der Hypanis der Alten. Ueber diesen hinüber ist nie ein russisches Corps weit vorgedrungen, und alle Versuche der Festsetzung auf seinem mittäglichen Ufer sind mißlungen, denn die Luft ist so mit Sumpfmiasmen erfüllt und das Wasser so ungesund, daß die russischen Truppen einer Art von Fieber, dem der pontinischen Sümpfe ähnlich, mit der furchtbarsten Schnelligkeit erliegen. Dieser ganze Gränzstrich

ist daher unbewohnbar und vermehrt die Schwierigkeit einer militairischen Vertheidigung, indem er sich auf ähnliche Weise fast bis zum Don ausdehnt, und nur hin und wieder ein Stück fruchtbares und der Gesundheit minder gefährliches Land enthält. Das nördliche Ufer ist höher als das entgegengesetzte, und wird von einem Cordon der Tschernomorsky-Kosaken bewacht, die nur zu diesem Zwecke vom Dnieper nach ihren gegenwärtigen Wohnorten versetzt wurden, damals funfzigtausend streitbare Männer stellten, jetzt aber durch Krankheit und Krieg so mitgenommen sind, daß sie kaum mehr als zwölftausend Mann aufbringen können. Tag und Nacht sitzen ihre Wachen auf leichten von drei Pfählen getragenen Gerüsten, um die südlichen Niederungen zu überblicken, in deren hohen Rohrdickig die Circassier sich zu verstecken pflegen und den Augenblick abwarten, um in das russische Gebiet einzufallen, die Männer zu tödten, Weiber und Kinder in Sclaverei zu schleppen. Die Kosaken vergelten diese Angriffe jedoch im reichlichen Maaße, denn so breit und reißend der Fluß ist, so schwimmen sie doch ebenfalls hinüber und plündern ihrer Seits die Bergbewohner. Auf diese Weise dauert ein wahrhaft ruchloser Raubkrieg nunmehr seit vierzig Jahren an dieser Gränze, der zur allgemeinen Entscheidung durchaus nichts beitragen kann. Die Südgränze gegen Mingrelien ist minder gut bewacht, indem die in jenen Gegenden wohnenden Völkerschaften nur durch eine Art von Lehnsverhältniß den Russen unterthan sein dürften, und nicht so vollständig unterjocht sind wie die eigentlichen Georgier. Man kann dieses theils aus der sonst in Rußland nicht geduldeten Sitte, zu jeder Zeit bewaffnet einherzugehen, folgern, theils aus der Verbindung, die, wenn auch im Geheimen, mit den Circassiern dort noch statt findet, und besonders die Zuführung von Kriegsvorräthen und Salz bezweckt. Die östliche Abdachung des Gebirges ist durch eine lange Reihe von befestigten Posten und Ortschaften, entlang der von den Osseten vertragsweis erhaltenen Militairstraße, mittelmäßig gedeckt, erfordert aber zur hinreichenden Besetzung eine Armee. Am wichtigsten ist die Seeküste, indem die Bergvölker, so lange sie mit fremden Fahrzeugen Handel treiben können, nicht zu besiegen sind, und daher ist es vom Anfang an das eifrigste Streben der Russen gewesen, sich auf ihr festzusetzen. Theils sind zu diesem Zwecke die älteren, den Türken im Kriege abgenommenen, oder von ihnen abgetretenen Posten benutzt worden, theils haben die russischen Anführer neue Plätze und befestigte Lager errichtet. Ziemlich jeder Hafen, der von hinlänglicher Größe ist

um Schiffe zuzulassen, ist auf diese Weise von einem Ende der Küste zum andern bewacht. Allein selten erstreckt sich die Macht der Besatzung über den Bereich des Geschützes, und jeder Zug landeinwärts erfordert ein zahlreiches Heer. Die nördlichste, von der Mündung des Kuban nicht weit entfernte Festung ist Anapa, ehedem ein Stützpunkt der Türken, und ein so häufig genommener und wiederverlorner Platz, daß außer den Festungswerken Alles in Ruinen liegt. Die Circassier sahen Anapa immer als ihr Eigenthum, die Türken nur als geduldete Besatzung an, und standen diesen noch 1828 bei der Vertheidigung so eifrig bei, daß Admiral Greig und Fürst Menzikow zu einer regelmäßigen und sehr blutigen Belagerung von drei Monaten gezwungen waren. So groß war der Verdruß der Circassier über die endliche Capitulation ihrer Alliirten, daß sie jeden der zu ihnen entflohenen Türken zur Sclaverei verurtheilten. Die Wegnahme dieses schon von den Genuesern befestigten Ortes scheint in Rußland den Gedanken, das ganze Land zu erobern, zuerst erregt zu haben. Allein die Behauptung von Anapa kostet alljährlich viele Menschenleben, indem nicht allein Sümpfe die Luft höchst ungesund machen, sondern auch die benachbarten Berge im Besitze des Feindes sind, und sogar das Trinkwasser nur durch Aussendung von einer Heeresabtheilung, die von Feldartillerie begleitet sein muß, erlangt werden kann. Aehnlich verhält es sich mit der nächsten Festung, Sudschuk=Kaleh, ursprünglich einem den Türken abgetretenen und von ihnen befestigten Handelsplatze, der aber zur Einführung der Pest Veranlassung gab, daher 1820 durch die Circassier mit Gewalt wiedergenommen und der Erde gleich gemacht, und zuletzt von einer vom General Williamineff geführten Armee von funfzehntausend Mann erobert wurde. Die Bai von Ghelandschick, vier geographische Meilen von Sudschuk=Kaleh, gilt für einen der sichersten und bequemsten Häfen des schwarzen Meeres, bietet überall hinreichenden Ankergrund, selbst für Linienschiffe, und wird durch zwei, die Mündung einengende Vorgebirge und die hohen Bergrücken im Osten ziemlich gegen jeden Wind geschützt. Die Russen haben die Wichtigkeit dieses Punktes in militairischer und commercieller Beziehung zeitig erkannt, und nach der Besitznahme sind Colonisten durch einen Ukas (vom 5. April 1832) eingeladen worden. Ungeachtet der gebotenen Vortheile vermehrte sich die Bevölkerung der Niederlassung nicht, indem man bald entdeckte, daß die unaufhörlichen Feindseligkeiten der Bergvölker die Ansiedelung verhinderten. Man hat sich damit begnügen müssen, ein Fort zu erbauen und eine Garnison von zweitausend

Mann in dasselbe zu legen, die aber eben so wenig als in anderen Küstenplätzen wagen darf, sich außer ihren Mauern zu zeigen. Sie genießt jedoch den wichtigen, allen andern Militairstationen der circassischen Ufer mehr oder weniger abgehenden Vortheil der Befreiung von gefährlichen Fiebern. Um so furchtbarer hausen diese im Fort Wardan, bis zu welchem sich ein ziemlich dicht bewohnter, aber noch nicht eroberter Küstenstrich von dreizehn geographischen Meilen erstreckt. Die von den Russen auch hier versuchte Ansiedelung ist völlig mißglückt, und so kühn sind die freien Bewohner der nächsten Districte, daß sie einen unablässigen Krieg mit der durch Krankheit hart bedrängten Garnison des Forts unterhalten, sich der dasselbe beherrschenden Berge bemächtigt haben, und häufig die Wachen innerhalb des Hofes ihrer Caserne erschießen. Dasselbe Loos erwartet die Vorposten um Suchum-Kaleh, einem andern, unter den Türken einst bedeutendem Platze von dreitausend Einwohnern, jetzt einer halbverfallenen, aber stark besetzten und nur von einigen elenden Hütten umgebenen Festung. So groß ist die Feindlichkeit der Circassier in dieser Gegend, daß es außerhalb der Mauern keine Sicherheit für das Leben giebt, und die Garnison noch vielfach mehr gefährdet ist als an irgend einem andern Orte dieser Küste. Zwar geht keine Expedition zur Anschaffung von Holz und Wasser ohne eine starke Wache und Geschütz aus der Festung heraus, aber ungeachtet dieser Vorkehrungen fällt fast täglich ein Soldat als Opfer der sicher gezielten Kugeln eines heimtückischen und unsichtbaren Feindes. Die lange Reihe der Garnisonorte, von welchen nur die wichtigsten hier aufgeführt worden sind, beschließt das schon der Provinz Mingrelien gehörende Redout-Kaleh. Der Kaukasus tritt dort weit von der Küste zurück, so daß zwischen seinem Fuße und dem Meere eine weite, aber einförmige Ebene sich erstreckt. Der Boden ist zwar von großer Fruchtbarkeit, aber oft mit Sümpfen unterbrochen, und daher stellenweis mit Rohrdickigen von vierzehn Fuß Höhe bedeckt. In der Nähe befinden sich die Mündungen der Flüsse Chopi, Rione (Phasis der Alten), und etwas entfernter der Landsee Baleastan. Da alle ihre niedrigen Ufer leicht übersteigen, so veranlassen sie in Verbindung mit dem vorzüglich warmen Klima eine Menge von Krankheiten, die auch nicht auszurotten sein werden, so lange nicht ein friedlicher Besitz und Zunahme der Bevölkerung die Arbeiten der Austrocknung durch Canäle und Dämme vorzunehmen gestatten. Die in Redout-Kaleh liegenden Soldaten haben wenigstens den Vortheil vor ihren Landsleuten an andern Orten dieser

Küsten voraus, daß ihnen außer dem Sumpffieber kein Feind entgegensteht. Die Mingrelier bekämpfen die Russen nicht, obgleich sie dieselben und zwar mit Unrecht hassen, denn sie wenigstens haben durch den Wechsel nichts verloren, und genießen Schutz gegen die ehedem unaufhörlichen Einfälle der Türken und Perser, ihre Nachbarn ehe Rußland sein Gebiet auf der einen Seite bis zum Araxes und auf der andern bis Achalzich ausdehnte. Die Ungesundheit ist nur auf das niedrige Küstenland beschränkt, denn im Inneren haben sich Russen und einige andere Europäer, unter ihnen sogar eine schottische Familie niedergelassen. Die Mingrelier zerfallen nach Spencer in zwei getrennte Classen. Der Adel und die Fürsten unterscheiden sich nicht allein durch ihre regelmäßige Gesichtsbildung und ihren starken Körperbau von den gemeineren Landleuten, sondern auch ihre Sprache deutet auf einen ganz verschiedenen Ursprung. Sie sprechen circassisch, theilen die Unzähmbarkeit, die Liebe zu Waffen, Pferden und Kriegen mit den Circassiern, und verheirathen niemals ihre Töchter mit andern als kaukasischen Männern. Wahrscheinlich stammt der mingrelische Adel von einem aus Circassien ausgewanderten Stamm von Eroberern ab.

Redout=Kaleh war ehedem ein wichtiger Handelsort zwischen Persien, Georgien, und den das schwarze Meer befahrenden Schiffen der Türken, Engländer und Russen. Die letzteren haben durch sehr bedrückende Abgaben, seit sie im Besitz des Hafens sind, die Fremden vertrieben, und ohne dieses eigentlich zu beabsichtigen dem Handel eine sehr veränderte Richtung gegeben, freilich aber auch das gegen die Circassier angeordnete Blokadesystem vervollkommt. Die Schifffahrt und die ausländischen Kaufleute haben sich nach dem türkischen Trapezunt gezogen und die Wichtigkeit, den Betrieb und die Bevölkerung dieser Stadt sehr vermehrt, was aus dem gründlichen Werke des englischen Consuls zu Erzerum, Brant, deutlicher hervorgeht als aus den sehr flüchtig hingeworfenen Bemerkungen Spencers. Die sehr beträchtliche Seemacht Rußlands im schwarzen Meere wird mit verwendet, um die Absonderung der Bergvölker von der ganzen übrigen Welt vollständig zu machen. In jedem größeren Hafen von Circassien sind wenigstens zwei Fahrzeuge stationirt, abgesehen von der Flotte und den Kriegsdampfböten, die theils an der Küste kreuzen und von Zeit zu Zeit alle kleine Buchten und Einfahrten untersuchen, theils die türkischen Häfen beobachten. Die türkische Regierung selbst ist gezwungen worden diese Maaßregeln zu unterstützen, und hat

den Russen gewissen Einfluß über ihre Kauffahrer eingeräumt, die niemals öffentlich die Erlaubniß erhalten nach Circassien zu segeln, und der Wegnahme unterworfen sind, wenn sie russischen Kreuzern begegnen. Es fehlt aber dennoch nicht an Versuchen, den Circassiern, die den Türken als Märtyrer und Verfechter der orientalischen Unabhängigkeit gelten, Kriegsvorräthe zuzuführen, und auf der andern Seite mag auch die Aussicht eines sichern Gewinnes die türkischen Schiffer zu großen Wagnissen anfeuern. Viele Fahrzeuge sind schon genommen, andere innerhalb der Häfen überrascht, und ungeachtet der heftigen Vertheidigung der alle Felsen und Dickige behauptenden Circassier verbrannt worden. Freilich ist die gewöhnliche Art der türkischen Küstenfahrer nicht so gebauet, um einen Wettlauf mit verfolgenden Kriegschiffen zu unternehmen, vielmehr nur für eine langsame und friedliche Fahrt berechnet. Sie führen ein kleines dreieckiges Segel, und werden weniger durch dieses als durch sechs bis acht Ruderer bewegt. Disciplin herrscht nicht unter der Mannschaft; der Capitain ist gemeiniglich der Eigner des Fahrzeuges, ernährt die Matrosen auf seine Kosten, und überläßt ihnen am Ende der Reise, wenn der Erfolg günstig war, den dritten Theil des Gewinnes statt der Löhnung. Die Circassier selbst besitzen keine Mittel, um die Blokade zu brechen. Ihre Böte taugen nicht, um jenes, in manchen Gegenden wegen plötzlicher und orkanartiger Stürme berüchtigte Meer in größeren Entfernungen vom Lande zu befahren. Sie sind leicht gebauet und ohne Verdeck, haben einen platten Boden, und werden nur durch Ruder, wiewohl mit großer Geschwindigkeit bewegt. Bisweilen sind sie groß genug um achtzig Mann zu tragen, und in den Zeiten, als die Circassier noch den Seeraub trieben, waren sie unbewehrten Kauffahrern, wenn diese ein Unwetter in die Nähe der Küste trieb, sehr gefährlich. Allein jene Piraten sind ausgestorben und die jetzigen Circassier sind schon darum keine Seeleute, weil es ihnen an einer Fischerkaste gebricht, die bei der Abneigung des Volks gegen Fischkost keine Beschäftigung findet. Es kann nicht fehlen, daß die gewaltigen Anstrengungen der Russen zu Wasser und Lande endlich die Einschließung der Circassier bewirken. Der Mangel an Salz, Kriegsvorräthen und einigen gewöhnlichen, nur im Auslande fabricirten Waaren scheint die Bergvölker bereits sehr zu drücken. Da sie aber ihr Schießpulver selbst bereiten, Waffen häufig erbeuten, und die ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse ihnen niemals fehlen können, so bleibt es immer noch zweifelhaft, ob das mit großen Kosten verbundene Sy-

stem der Russen sie völlig beugen wird. Wohlunterrichtete Offiziere der letzteren geben die Mißlichkeit und Gefahr der schon oft in das höhere Gebirg unternommenen Züge zu, und erklären eine gewaltsame Eroberung des Landes für unmöglich. Dennoch mag einer jener unerwarteten Zufälle, die bisweilen über das Loos ganzer Völker entscheiden, auch dort die russische Oberherrlichkeit herstellen, und vielleicht die Entwickelung gewisser Pläne herbeiführen, die in England den Versuchen Rußlands, den Kaukasus völlig zu erobern, untergelegt und in vielen Zeitschriften so wie in der angeführten Reise mit großer Erbitterung besprochen werden.

Ost-Peru.

Soweit die Herrschaft der Weißen in Süd-Amerika sich verbreitet hat, verdankt sie ihre Begründung nur zwei Classen von gegenseitig durch Absicht, Verfahren und Form höchst unähnlichen, durch Muth, Unternehmungsgeist und Ausdauer aber sich gleichstehenden Männern. Das Schwert, die Gewaltsamkeit, und in seltenen Fällen die Regierungskunst des soldatischen Eroberers, die Milde, die Klugheit und die Politik des bekehrenden Mönches haben wechselsweis die ersten Grundlagen der Colonien gelegt, die später unter gewöhnliche bürgerliche Leitung gestellt, theilweise zu bedeutender Größe erwuchsen, und in unseren Zeiten nur dann noch die offenbaren Zeichen ihrer Ursprungsweise bewahren, wenn sie von den Häfen und Hauptstädten so entfernt, oder durch natürliche Hindernisse so unzugänglich sind, daß die vorschreitende Civilisation sie nicht erreichte und ihr sittlicher Zustand gleichsam stationair sich erhielt. Welche Classe des größeren Erfolges sich erfreuet habe und sich rühmen dürfe, die weitschichtigsten Länderstrecken den Königen von Spanien und Portugal zinsbar gemacht zu haben, ist eine in der Gegenwart nicht immer leicht zu lösende Frage. Ueber der Geschichte der ersten Colonisation mancher

weiten Provinz ruht ein solches Dunkel, daß es unmöglich erscheint, jetzt über Verdienste aburtheilen zu wollen, die mit Hitze von beiden Parteien in Anspruch genommen wurden, ehe die neue Colonie wirklichen Werth erlangt hatte, und der übrigen Welt bekannt war. Wir finden solche Beispiele mehrfach in der Geschichte Peru's verzeichnet, und vermögen sie nicht immer mit Gleichgültigkeit zu übergehen, weil wegen des Verdienstes der Begründung politische Rechte in Anspruch genommen wurden, deren Verweigerung innere Unzufriedenheit, oft sogar bürgerliche Unruhen, und im Allgemeinen ein Mißverhältniß herbeirief, welches zwar Jahrhunderte hindurch ohne offenen Bruch bestand, aber dem tieferen Forscher als eine der Ursachen der endlichen Auflösung des innern Verbandes der Provinzen unter sich, ihres Abfalles vom Mutterland erscheinen wird. Aus der Zusammensetzung der ersten, nach der neuen Welt abgegangenen Expeditionen ergiebt es sich, daß militairische Eroberung allein beabsichtigt wurde. In einem Jahrhunderte, das über Europa nur eine Reihe von langdauernden und weit um sich greifenden Kriegen verhing, und besonders in Spanien einen kampflustigen Geist hervorrief, konnten die Ideen menschlicher und friedlicher Colonisirung keinen Anklang finden, die jetzt — vielleicht mit einer einzigen Ausnahme — dergleichen Unternehmen allein leiten. Das Gefühl der Kraft, das Bewußtsein der Macht, die Erinnerung an die in Europa erfochtenen Siege verhinderten die Ergreifung einer Politik, die überhaupt damals wohl nur im Entstehen war. Mit den Waffen in der Hand landeten die Weißen an der unbekannten Küste, stolz auf ihre Abstammung und voll von Verachtung gegen den Ureinwohner, den sie, von den beschränkten Ansichten ihrer Zeit verführt, oft kaum den Namen, nie die vollen Rechte des Menschen zu gestatten geneigt waren. Wagte dieser sich zu widersetzen, so unterlag er fast immer seinem in Eisen gehüllten, berittenen und mit dem Donner selbst bewaffneten Gegner. Von diesem zum Sclaven gemacht oder ausgerottet, wenn seine Versuche der Selbstbefreiung sich zu oft wiederholten, warnte er durch sein Beispiel die übrigen Stämme. Diese eilten sich zu unterwerfen, um dem durch alte Sagen verkündeten Schicksale zu entgehen, und ein Sieg an dem Strande des Meeres verlieh den fremden Kriegern nicht selten die Herrschaft über weite Strecken des Innern, ehe sie noch ein Weißer betreten hatte.

Allein diese Art der Unterjochung fand ihre Gränzen. Nicht alle Völker befanden sich auf der Stufe der Cultur, wo die Preisgebung

der Freiheit und Unterwerfung unter fremdes Joch dem Kampfe auf Leben und Tod darum vorgezogen wird, weil man nicht mehr geeignet ist, nach Art der Urvorfahren im rohen und bedürfnißlosen Urzustande zu leben. So lange die Spanier mit den an bürgerliche Verhältnisse gewöhnten Unterthanen der Inkas zu thun hatten, war der Weg der militairischen Eroberung scheinbar der kürzeste, und führte fast überall zum Ziel und Erfolge. Die Peruaner waren zu sehr an eine geordnete Regierungsweise gewöhnt, um der selbstständigen Bewegung und des Widerstandes fähig zu sein, nachdem Alles, was ihnen durch alte Ueberlieferung als Höchstes und Heiligstes gegolten hatte, von der Hand der Fremden angegriffen, zusammengestürzt war. Ihr Land, obgleich in der ganzen Länge durch eines der höchsten Gebirge der Erde durchschnitten, war vermöge alter Cultur zugänglich, bot in vielen Richtungen sogar wohlerhaltene Kunststraßen dar. Die Eroberer durchzogen es von einem Ende zum andern, und sahen sich bald in seinem unbestrittenen Besitze. Die Scene änderte sich jedoch, als sie im Laufe mehrerer Jahre bis zu den Gränzen des Reiches vorgedrungen, ihre Herrschaft auch jenseits auszudehnen unternahmen. Die Wildniß, unabsehlich und ungekannt, dehnte sich vor ihnen aus, dünnbewohnt von kleinen Völkerstämmen ohne Regierung, ohne sittliche Cultur und ohne Besitzthum, von Menschen ohne eigentliche Heimath, die, als Jäger und Fischer herumstreifend und oft mit Hunger und Noth im Kampfe, allnächtlich ein anderes Blätterdach errichteten, das eigene Leben nicht achteten, und in der Mitte einer wilden Natur zur Selbstvertheidigung erzogen waren. Ungeheure Wälder deckten den Boden, Ströme von seengleicher Breite rollten durch diese ihre Wogen, Sümpfe und ein Labirinth von kleineren Flußverbindungen erschwerten jeden Schritt, und der mit solchen Scenen unvertrauete Europäer fand es schwer wo nicht unmöglich, immitten einer kräftigen und reichen Natur den nothdürftigsten Bedarf an groben, oft sogar ihm wenig zuträglichen Nahrungsmitteln aufzufinden. Dennoch versuchte er durch Golddurst getrieben vorwärts zu dringen, denn er glaubte ungeachtet widersprechender äußerer Zeichen an die mögliche Erfüllung alter Sagen, die dorthin den Sammelplatz überschwenglicher Reichthümer verlegten, und andere Male veranlaßte ihn die Liebe zu Abenteuern, die Hoffnung wunderbarer Entdeckungen, auf seinem Sinne zu beharren, und das Unmögliche, den Marsch mit einem Heerhaufen durch spurlose Urwälder, zu versuchen. Schrecklich war nicht selten der Ausgang dieser Unternehmungen, und daß sogar mehrere ein so plötzliches Ende

nahmen, daß nicht ein Einziger der Ausgezogenen wiederkehrte, um Kunde von dem Erlittenen zu bringen, melden die Geschichtsbücher der neuen Welt an mehr als einem Orte. Vor Allen bekannt sind die Leiden des einen der Pizarros, der es unternahm auf dem Landwege das wunderbare Land der Amazonen zu erkundschaften. Dennoch unterblieben solche Expeditionen nicht; wir finden sie vielmehr in den zwei ersten Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerikas von allen Provinzen ausgehend, die irgend an eine große und daher der Wunderliebe ein unbeschränktes Feld darbietende Wildniß stießen. Es bleibt immerdar merkwürdig, welche große Züge in Amerika, meistens zum Zweck der Eroberung unternommen worden sind. Sie harmonirten mit der Wanderlust, die um so stärker auftritt, um so mehr zum Abenteuerlichen sich neigt, je geringer die Bildung, und je unbedeutender der Werth des leicht beweglichen Eigenthums ist. Bis auf unsere Zeiten hat die Bevölkerung mancher Provinzen, wenn auch unter geänderten Umständen, diesen Charakter bewahrt. So die Bewohner der brasilischen Provinz San Paullo, die noch jetzt zu den unternehmendsten Wanderern der Wildniß gehören, und die Halbweißen portugisischen und spanischen Ursprungs entlang dem Amazonas, die ihr bestes Vergnügen in monatelangen Fahrten auf jenem königlichen Strome und im Besuche der Wildnisse finden, die sich an seinen zahllosen Seitenflüssen erstrecken. Die gleiche Neigung führt den Chileno über die Anden, den Gaucho von Cordova und Mendoza nach den Steppen des innern Patagoniens, wo ein Zusammentreffen mit den wilden Urbewohnern das Leben kosten kann, den Bewohner von Paraguay, der den Maté aufsucht, über seine Cordillera und durch wilde Völker hindurch nach dem westlichen Brasilien, und den Brasilier nach Paraguay.

Wenn aber auch hin und wieder einer dieser militairischen Entdeckungszüge ohne Verminderung der Zahl seiner Mitglieder zurückkehrte, es ihm vielleicht sogar gelang, der künftigen Colonisation durch Zurücklassung von kleinen Posten Anhaltepunkte zu verschaffen, so sind dergleichen Fälle doch viel zu selten und hinsichtlich ihres Erfolges viel zu unbedeutend, um gegenüber den Leistungen einer andern, weit friedlicheren Art von Eroberern auf demselben Felde erwähnt werden zu dürfen. Wo es galt, unter den ungünstigsten Umständen die feindlichen Wilden der Urwälder auszusöhnen und durch ihre Unterwerfung ein Volk heranzubilden für künftige Staatszwecke, da war der Mönch als Missionair allein brauchbar, nicht aber der Soldat. Gehen wir, soweit unsere Nachrichten reichen, Südamerika durch, so finden wir,

daß die Mehrzahl der im tiefen Innern gelegenen und unzugänglicheren Provinzen ursprünglich kirchliche Eroberungen gewesen sind. Die Bewohner von Venezuela, Quito, Peru und dem nördlichen Chile unterwarfen die Waffen, allein die Wilden am Orenoko, dem Amazonas und Paraguay die Priester, und diesen verdankte Spanien allein den geringen Einfluß, den es periodisch über das unbändige Volk der Araucanos im südlichen Chile geübt hat. Ohne die Bestrebungen der Kirche wären weite Landstriche ohne Civilisation und ohne weiße Ansiedler geblieben. Die gewöhnlichen Abenteurer hätten nicht leicht die Niederlassung in Gegenden versucht, die des einzigen Reizes für den Eroberer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, des Metallreichthumes entbehrten, dafür aber die Existenz mit zahllosen Gefahren bedrohten und die größten Anstrengungen erheischten. In jenen Zeiten herrschte allgemein die Sucht der schnellen Bereicherung, die noch jetzt einen auffallenden Charakterzug des Südamerikaners bildet, und häufig die Veranlassung wird, eine ruhige Betriebsamkeit mit dem unsichern Glückspiel des Goldsuchens oder des Bergbaues zn vertauschen. Eine solche Sinnesweise vertrug sich nicht mit den langsam und geringer belohnten Arbeiten des Feldbaues in neuen Colonien, und darum finden wir, daß die Weißen höchstens in den Gegenden der Cultur des Bodens sich befleißigten, wo die Ureinwohner leicht zu Sclaven umzuwandeln waren, einige Civilisation sich bereits vorfand, und Pflanzenproducte von allgemeinem Verbrauch und bedeutendem Werthe, wie vor Allen das Blatt der Coca es war, mit Leichtigkeit gewonnen werden konnten. Der entlegene Urwald und seine kräftigeren oder doch zum Widerstande geneigten Wilden, blieben nach wenigen und meist unglücklichen Versuchen der Eroberung sich selbst überlassen, obwohl das Recht des Besitzes großer Strecken von Einzelnen, wenigstens auf den Pergamenten der Archive, in Anspruch genommen, und bisweilen nach langer Zeit geltend gemacht wurde, wenn andere und rüstigere Arbeiter auf ihm mit Erfolg thätig gewesen waren, und die ersten Anfänge der Civilisation sich zu zeigen begannen.

Ein solches Land ist nun das östliche Peru. Von dem Fuße der Anden, die wie eine Mauer abfallend, nur an wenigen Orten in niedrige Vorberge sich verlaufen, dehnt es sich bis in die Mitte des Welttheils aus, wo es mit den innern Gegenden Brasiliens, aber ohne natürliche Scheidelinien zu besitzen, gränzt. Eben so schwankend sind die politischen Gränzen, die zwar vermöge alter Verträge auf den

Charten verzeichnet, nur an einigen der großen Wasserstraßen wirklich festgestellt sind, sonst aber durch Wildnisse laufen, die nie der Fuß eines civilisirten Menschen betrat. Ausgenommen einige Verschiedenheiten in der Nähe des Gebirges, ist der Boden fast überall wagerecht, denn die den Verlauf der Flüsse bestimmende Neigung desselben ist viel zu unbedeutend, um bei Schilderung des allgemeinen Charakters in Anschlag gebracht werden zu können. Oft verschwinden selbst diese geringen Schwellen in dem Maaße, daß weit von einander entfernte Ströme nicht nur durch Arme verbunden sind, die gleichsam in verkehrter Richtung laufen, sondern daß bei dem periodischen Wachsen der Gewässer die trennenden Flächen, durch allgemeine und unübersehbare Ueberschwemmungen verdeckt, Meeren gleichen müßten, wären sie nicht mit hochstämmigen Waldungen überzogen. In den niedrigsten Gegenden bleiben dichtbeschattete Sümpfe zurück, über welche selbst die äquatoriale Sonne nichts vermag, und die auch dann nicht leicht eintrocknen würden, wenn durch irgend eine große, in tropischen Gegenden kaum zu fürchtende Unregelmäßigkeit der meteorologischen Erscheinungen, plötzlich jene Regen aufhören sollten, die sonst auch in der trockensten Zeit des Jahres nie vollkommen fehlen. Der Boden ist wie ein Schwamm mit Wasser durchzogen, und weit häufiger noch als an der Oberfläche findet Verbindung größerer und kleinerer Ströme unter der Erde mittels Durchsickerung statt. Wo irgend in der Ebene der Bewohner eine Grube von einigen Fuß Tiefe zum Behufe seiner oekonomischen Zwecke gräbt, wird er dem Wasser begegnen, und in vielen Gegenden wird er in diesem Element eher ein lästiges und schwerbesiegliches Hinderniß, als die wohlthätig belebende Ursache einer überaus kräftigen Vegetation und eine Segnung zu erblicken geneigt sein. So gering auch gemeiniglich die Entfernung von einem großen Strome zum andern ist, so verlaufen doch zwischen ihnen noch eine unendliche Menge von Gewässern ohne Namen, die man in Europa unbedenklich für Flüsse erklären würde. Bald verbinden sich diese mit den zahllosen Leitungscanälen der ungeheuern Wassermassen, die von allen Himmelsgegenden herbeieilend durch den Riesenfluß des Amazonas dem Meere zugeführt werden, bald verlieren sie sich in große Becken, in Landseen, die ungeachtet ihrer geringen Tiefe doch nie austrocknen. Der durch Jahrtausende fortgesetzte Proceß abwechselnden Entstehens und Vergehens einer Alles bemeisternden Vegetation, hat nach und nach eine Schicht von schwarzer Pflanzenerde von mehreren Klaftern Dicke auf der Unterlage von Sandstein und neuen

Alluvium bereitet, und auf Kosten der in den hohen Quellgegenden gewaltsam ihres Erdreiches entblößten Gebirge, vermehren an vielen tief gelegenen Orten alljährlich die angeschwollenen oder aus ihren Betten weichenden Flüsse die Masse des Festlandes oder den senkrechten Durchmesser seiner fruchtbaren Rinde. So weit dieses Land auch vom Meere entlegen ist, so behaupten seine Ströme doch schon Verhältnisse, die man in der alten Welt kaum an den Mündungen derselben in den Ocean zu beobachten gewohnt ist. Der Ucayale durchläuft einen Raum von fünf Breitegraden in den mannichfaltigsten Krümmungen, ehe er mit dem Amazonas sich vereinigt durch eine Mündung von der Breite einer Viertelstunde; der Napo kömmt aus der entgegengesetzten Richtung herbei und verbindet die kalten Gegenden Quitos mit den heißen Niederungen von Maynas mittels eines Laufes von einhundert Meilen; der Huallaga, der Pastaza und zahllose, minder berühmte Gewässer im Westen gürten den Fuß der Anden, und an den östlichen Gränzen Perus rollen noch zwei bis drei große Ströme von Süden herbei, deren Quellgegenden Niemand kennt, und in die noch kein abenteuernder Weißer oder die Producte der Wälder sammelnder Speculant höher als einige Tagereisen weit hinaufgedrungen ist. Alle übertrifft und beherrscht aber der Amazonas, oder wie er in Peru heißt, der Marañon, denn in ihm gehen alle jene Flüsse unter, die von der Ostseite der Anden oder dem nördlichen Abhange des brasilischen Centralgebirges entspringen, und lange Strecken in Unabhängigkeit durchlaufen, ehe sie ihr unvermeidliches Schicksal erleiden. Wie ein mächtiger Eroberer zieht jener Strom, der größte der Welt, durch das ihm ausschließlich unterthane Land. Bald dehnt er sich geradlinig bis an den Horizont aus, bald spaltet er sich in zahlreiche Arme. Oft ist es schwer zu sagen, was Festland oder Insel sei, denn abgesehen von den Archipeln von kleinerem Umfange, werden bisweilen Eilande von zehn Meilen Länge durch Arme gebildet, die nach ihrer Abtrennung, gleichsam ihrer Selbstständigkeit sich freuend, einen möglich großen Bogenlauf beschreiben, und endlich, durch Aufnahme von vielen kleinen Seitenflüssen vergrößert, ihrem Geschick unterliegen und zu dem Hauptstrom zurückkehren müssen.

Die in einem so fruchtbaren Boden schlummernden Keime des Lebens erwachen unter der Einwirkung eines den äquatorialen Charakter mit wunderbarer Beständigkeit behauptenden Klimas. Nur an den westlichen Gränzen des großen Landes, von dem wir sprechen, bringt mehr die Nähe der Anden als die verhältnißmäßig unbedeutende

Erhöhung über dem Meere eine kleine Veränderung in der Temperatur und den sonstigen Witterungserscheinungen hervor. Wenn auch aus noch unerrathenen Gründen der Eintritt periodischer Wechsel, wie der Regenzeit, nicht an allen Orten genau derselbe ist, so verschwinden doch diese Unregelmäßigkeiten in der Masse der übereinstimmenden Phänomene. Der Sprachgebrauch der Weißen unterscheidet zwar zwei Jahreszeiten, deren einer mißbräuchlich sogar der nur für minder gesegnete Himmelsstriche gültige Namen des Winters beigelegt wird, allein ihre Verschiedenheit ist weder sehr groß, noch ohne gleichzeitige Erwägung anderer, mit der Atmosphäre nicht verbundenen Erscheinungen leicht zu bemerken. Die größere Menge des fallenden Regens und die zunehmende Heftigkeit der Ungewitter bezeichnet zwar die Regenzeit, allein in Ost-Peru, und zumal am Fuße der Anden sind starke Ergießungen selbst in der Mitte der entgegengesetzten Jahreszeit keinesweges selten. Hingegen verkünden die Ueberfluthungen und der Stillstand der Vegetation, wenigstens in gewissen Pflanzenclassen besser als alles Andere den eingetretenen Wechsel. Die Wärme bleibt sich im ganzen Jahre fast gleich, und selbst die Winde haben dort eine überraschende Beständigkeit, die man in den Anden völlig vermißt, die aber näher an den Küsten des atlantischen Meeres noch durch die bekannten Erscheinungen des Passatwindes übertroffen wird. Daher nun tritt die Pflanzenwelt in Ost-Peru in einer Alles bewältigenden Fülle und mit solcher Macht auf, daß sie häufig dem Eingebornen ein Hinderniß dünkt, ihm Klagen entlockt und den Weißen veranlaßt, sich nach den offenen luftigen Trifften der Hochgebirge zurückzusehnen. In der That setzt sie sich überall mit großer Kraft und gleichsam unverwüstlich den Versuchen des ersten Anbaues und den Arbeiten entgegen, welche die Behauptung des dem Walde abgewonnenen Saatfeldes verlangt. Wo der Colonist auch nur im Geringsten ermattet, da trägt die Vegetation über ihn den Sieg davon. Sein Feld überzieht sich in wenigen Tagen mit zahllosen Unkräutern, aus den Wurzeln der niedergeschlagenen oder durch Niederbrennung verkohlten Stämme brechen Schößlinge hervor, bilden schnell einen Buschwald, und um die Hütte schießen eigenthümliche Gesträuche hervor und werden durch tausend unzerreißliche oder dornige Ranken so verbunden, daß ohne neue Anwendung des Waldmessers und Beiles, sehr bald der Zugang unmöglich sein würde, vielleicht gar das leichte Dach der Behausung unter der Last der schlingenden Pflanzen zusammenbräche. Wohin in Ost-Peru das Auge sich wende, gewahrt es nur denselben unendlichen

Urwald, denn die kleinen Lücken, die in ihm die dünnverstreueten Dörfer der Indier und die armseligen Culturversuche einiger Weißen hervorgebracht haben, gehen als nichtig und unbemerkbar unter in dem über Tausende von Quadratmeilen sich ausdehnenden Forste. In dem Maaße wie jene beschriebene Beschaffenheit des Bodens im ganzen Lande fast dieselbe ist, bleibt auch die Bekleidung seiner Oberfläche sich gleich. So selten als an den Flußufern lehmige Abstürze von irgend beträchtlicher Höhe, und in der Mitte der Forste sandige und dürrere Flächen, eben so selten sind auch Oeffnungen in den dunkelgrünen heckenartigen Wänden der hochstämmigen Uferwälder, oder freie mit Gras und niedrigen Gewächsen überzogene Stellen. Ein Stamm drängt sich an den andern, und da jeder nach dem Einflusse der Sonne strebt, so sucht einer den andern zu überwachsen, während zahllose Schlingpflanzen, von denselben Ursachen getrieben, sich ihrer zu Stützen bedienen und nach Unten ein undurchdringliches Netz bilden. Zwar vermögen in dem dichten, ewig feuchten Schatten nur wenige niedrige Gewächse, außer Farrn und Pilzen sich zu erhalten, aber dennoch ist der Boden eines solchen Waldes nichts weniger als zugänglich. Wie Riesenschlangen laufen sonderbar gebildete scharfkantige, oft eine Elle hohe Wurzeln durch einander gewunden umher, und lassen zwischen sich Vertiefungen mit verfaulendem Laube verrätherisch bedeckt, in denen wohl gar die Giftschlange lauert, oder die abgefallenen spannenlangen Dornen gewisser Palmen den ersten unvorsichtigen Schritt empfindlich strafen. Fnßhoch häufen sich an manchen Stellen die Trümmer zerstörter Bäume, herabgestürzter Aeste, und ganzer Colonien von Schmarozerpflanzen an, die ein Sturm von ihrem hohen und sonnigen Standort auf den Boden hinabschüttelte, wo sie alsbald ersterben müssen. Gewaltig große Stämme liegen niedergestreckt da, und verhindern jeden Versuch des Vorwärtsdringens mit mehr Erfolg als eine Mauer. Nicht nur ist ihr Querdurchmesser sehr bedeutend, sondern sie sind mit einer Menge jüngerer Bäume umgeben, die sie im Fallen mit sich zu Boden rissen, und die nun durch ihre Aeste und die mit herabgestürzten Geflechte von Schlingpflanzen ein Verhau bilden. Wie schnell auch die Zerstörung durch Insecten und Fäulniß vorschreite, so wiederholt der Sturz von großen Bäumen in jenen Wäldern sich doch so häufig, daß zu allen Zeiten ein großer Vorrath von ihnen anzutreffen ist. Den Eingebornen und den freilich seltenen Reisenden ist Dieses im Ganzen nicht unangenehm, da ihnen die Mühe des Fällens von

Bäumen erspart wird, um den Bedarf für die großen Feuer zu erhalten, mit welchen die Schlafenden in den Bivouacs sich umgeben, und die auch in den Hütten, zumal des Nachts, hell lodern müssen, um Raubthiere abzuschrecken.

Diese unermeßlichen Forste enthalten Alles, was der rohere Mensch nach Maaßgabe seiner geringen Bedürfnisse irgend nöthig haben möchte, um seine Häuslichkeit zu begründen. Scheint diese Freigebigkeit der Natur auf der einen Seite eine große Wohlthat, so erkennt man in ihr auf der anderen ein kräftiges Hinderniß der Civilisation. Die leichte Gewinnung des unumgänglich Nöthigen entspricht ganz der träumerischen Indolenz des Eingebornen. Die letztere trägt sich sogar auf den unter gleichen Verhältnissen lebenden Weißen über. Die Idee, daß der Mensch der glücklichste sei, der die wenigsten Bedürfnisse fühlt und diese aus der umgebenden Natur zu befriedigen weiß, findet darum den lebhaftesten Anklang, weil ein solcher Zustand auch Befreiung von aller anstrengenden und unfreiwilligen Thätigkeit herbeiführt. Der halbcivilisirte Indier und Farbige des innern Südamerika spottet gern über den Weißen der Städte, dem nach seiner Ansicht aus dem Besitze vieler Dinge ein doppelter Nachtheil erwächst, — die Mühe des Erwerbs im Leben, die Sorge des Vermachens an würdige Erben, wenn er stirbt. Nicht leicht giebt es irgendwo in der Welt einen Menschen, dem von der Natur selbst das Verharren in seinem ungesitteten und ungeselligen Zustande mehr erleichtert würde, als dem Indier des östlichen Peru und der südamerikanischen Tropenwälder überhaupt. Ein solcher wird in kurzer Zeit sich mitten in der Wildniß einzubürgern wissen, wäre er auch ganz allein dahin versetzt worden, sobald ihm nur ein Feuerzeug, eine Axt und ein Messer zu Gebote stehen. Nirgends mehr als in solchen Gegenden hat man Gelegenheit sich zu überzeugen, welche Hilfsmittel ein äquatoriales Land darbiete, welche Erfindsamkeit mindestens der Naturmensch in sich trage, um sich selbst zu helfen, und wie wenig im Allgemeinen dazu gehöre, um mit Erfolg den ersten und einfachsten Anforderungen der Existenz zu begegnen. Ueberall bietet sich das Material zur Errichtung einer Hütte dar, und wenn diese Anfangs auch nur aus Rohr leicht zusammengebauet wird, so tritt gar bald an ihre Stelle ein festeres Haus. In beiden wird die Sitte und Mode des Volkstammes streng beobachtet werden, welchem der einsame Ansiedler sich zuzählt, und daher ist es dem Erfahrenen leicht, aus dem Anblick des Baues, schon in der Ferne, auf die Bewohner zu schließen. Diese sind kei-

nesweges damit zufrieden, das für längere Dauer bestimmte Obdach aus dem ersten brauchbaren Material zu errichten, wie der auf weit geringere Mittel beschränkte Wilde nordischer Gegenden es thun wird, sondern er benutzt eine große Mannichfaltigkeit von Holzarten, bindenden Ranken und Palmlaub, indem ihm lange Erfahrung oder Ueberlieferung die Vortrefflichkeit und Paßlichkeit des einen oder des andern Stoffes für gewisse beschränkte Zwecke kennen gelehrt hat. Er übt einen gewissen Luxus, und wählt mit Vorsicht das Beste aus dem Ueberflusse. Andere Holzarten müssen zu den Grundpfeilern, andere zu den Tragebalken, andere endlich zu dem Sparrwerk verwendet werden, und mindestens werden zweierlei Arten von Palmblättern erfordert, um das Dach nicht allein fest, sondern auch zierlich herzustellen. Dieses Alles liefert aber die nächste Umgebung des kleinen, zum Wohnort erwählten Platzes am Rande des Flusses, der den natürlichsten und bequemsten Weg des Urwaldes darstellt, und wird ohne viele Mühe und Arbeitszeug erlangt und zubereitet. Kein gebohrtes Loch, kein Loth-Eisen ist nöthig dem Bau Festigkeit zu geben. Eine unendliche Menge von Schlingpflanzen windet an den Bäumen sich empor, jede mit andern Eigenschaften versehen; einige langen und unzertheilten Tauen vergleichbar, andere dünner und kürzer, aber unzerreißlicher als irgend ein von Menschenhand gearbeitetes Seil von gleicher Dicke, vertreten auf das vollkommenste das dem Europäer unentbehrliche Metall als Mittel der Befestigung. Mit nicht geringerer Leichtigkeit wird den andern Bedürfnissen bei einiger Bekanntschaft mit jener Natur abzuhelfen sein. Der Indier hat ein Fahrzeug nöthig, um den Strom als Straße zu benutzen, um fischen zu können. Nichts ist leichter als dieses zu erlangen, sollte es sich nur um eine Reise stromabwärts, nicht um Möglichkeit der Rückkehr handeln. Bäume von weichem korkartigen Holz, ungeachtet ihrer colossalen Höhe und Dicke, meistens nur einer kleinen Gruppe (der Bombaceen) angehörig, finden sich in Menge, oft als weithin sichtbare Landmarken hoch hervorragend an jedem Ufer. Vier oder sechs der jüngeren, die ein Mann in einer Stunde fällen mag, bilden mit Schlingpflanzen fest verbunden ein Floß, das von hinreichender Größe für eine Familie und ihre ganze Habe, den Stürmen und den hohen Wellen des Amazonenstromes mehrere Monate widersteht. Will ein Einzelner sich dem Flusse anvertrauen, so genügen einige dünne Aeste; auf der etwas erhöhten Plattform streckt der Indier sich aus, treibt unbekümmert und sicher mit dem Strome fort, und erreicht einen, Tagereisen weit entlegenen Punkt

auf dem zwei Klaftern langen, in einer Stunde hergestellten Fahrzeuge. Mehr Mühe macht schon die Erschaffung eines wirklichen Kahns. Aber auch hier hat die Natur gesorgt. Gilt es nur einen Fluß zu kreuzen, so nimmt der Indier jener Gegenden die lange holzige Blüthenscheide der herrlichen Moriche=Palme, die an sich kahnförmig, nur an dem einen Ende zusammengebunden, zur Noth einem Manne Raum gewährt. Mit bewundernswerther Uebung sich im Gleichgewicht erhaltend, weiß dieser, eines schnell aus zähen Rinden geschnitzten Schaufelruders sich bedienend, den Landungspunkt zu erreichen. Ein Kahn erfordert etwas mehr Arbeit; das Beil giebt ihm die äußere Form, während Feuer, durch nassen Thon auf gewisse Stellen beschränkt, das Innere aushöhlt. Das Messer schafft in kurzer Zeit die Geräthschaften des Jägers und Fischers, die Lanze mit Knochenspitze aus dem schwarzen Holze mehrerer Palmen, den Bogen, den Pfeil aus Rohr, der eben so zur Erlegung des Raubthieres als des Fisches angewendet wird, obgleich dieser sich mehrere Fuß unter dem Wasserspiegel befinden mag, endlich sogar den Angelhaken aus Knochen oder Gräten geschnitzt, wenn der Indier so arm, so fern von allen Niederlassungen der Weißen sein sollte, daß er nicht einmal ein kleines Stück Eisen sich verschaffen könnte, um demselben mit Steinen, oder wo diese fehlen, mittels Abreibens auf dem Ufersande die verlangte Form zu geben. Ein einziger Baum vermag oft mehreren Bedürfnissen zugleich abzuhelfen, und ohne an die berühmte Morichepalme, oder die nur in der Nähe der Meeresküste gedeihende Cocos erinnern zu wollen, mag es genügen, eine andere im östlichen Peru sehr verbreitete Palme, die Iriartea mit rübenförmigen Stamm, anzuführen. Stücken ihres schwarzen Holzes auf einander gepaßt und im Innern ausgeschliffen, bis durch ihre Vereinigung ein hohler Cylinder entsteht, geben das Blasrohr, eine gefährliche Waffe des Waldindiers, da die aus demselben mit Sicherheit hervorgetriebenen, und zwar aus den Blattrippen derselben Palme verfertigten Pfeile an der Spitze vergiftet sind, und jedem getroffenen Thiere den Tod zuziehen. Die zerspaltenen Stämme derselben Palme dienen zur Verschalung der Hütte, ihre schön geformten Blätter zur Verfertigung des sehr künstlich geflochtenen Dachfirsten. Die das Jagdgift liefernden Pflanzen wachsen überall und sind jedem Indier bekannt, und ein Strauch behauptet die Waldränder an allen trockneren Orten, dessen geklopfte, in das Wasser geworfene Wurzel die Fische in dem Maaße berauscht, daß sie hilflos an der Oberfläche treibend mit der Hand ergriffen werden können.

Dieselbe Gunst der Natur legt sich aber auch in andern Beziehungen zu Tage. Mit verhältnißmäßig geringer Mühe verwandelt der Eingeborne ein seit Anbeginn mit Wald überzogenes Stück Land in eine kleine, aber ergiebige Pflanzung. Zwar scheinen die riesigen Stämme der Kraft eines Einzelnen zu spotten, allein da nur Entfernung ihrer stark beschattenden Kronen nöthig, Raumersparniß kein Gebot ist, wo hunderte von Quadratmeilen herrenlos und unbewohnt daliegen, so begnügt sich der Indier auf einem Gerüste stehend den Stamm hoch über der Erde abzuhauen, oder entfernt nur seine Aeste, tödtet wohl auch, wenn er dieses Alles zu mühsam findet, den Baum durch Ablösen der Rinde, und überläßt seine völlige Zerstörung der Feuchtigkeit den Insecten und zahlreichen Spechten. Das unter den Schlägen seiner Axt entstandene undurchdringliche Verhau von kleineren Stämmen zündet er an, nachdem es in wenigen Wochen unter der Einwirkung der tropischen Sonne vertrocknet ist. Gegen das Ende der trockenen Jahreszeit gewahrt man von den Vorbergen der Anden manche Rauchsäule aus den östlichen Waldebenen emporsteigen, das einzige Zeichen daß dort, wohin kein Weißer sich wagt, wilde Horden hausen. Selten überschreiten diese Feuersbrünste ihre natürlichen Gränzen wie in mancher, einer periodischen Trockenheit unterworfenen Gegend Brasiliens oder der Anden, wo bisweilen lodernde Flammen den ganzen Forst ergreifen, weit und breit das Land mit Rauch erfüllen, sich über die nahen Pflanzungen verbreiten, die Dörfer bedrohen und den Untergang des Reisenden herbeiführen, der plötzlich, durch die eilende Glut gefangen genommen, umsonst den Rückzug versucht, erstickt zu Boden sinkt und vollständig vernichtet wird. In den Ebenen des östlichen Peru verhindert die große Feuchtigkeit der Luft und der Erde solche fürchterliche Katastrophen. Die letztere entwickelt bald nach Wegräumung der Bäume eine wunderbare Fruchtbarkeit. Zwar entströmen ihr, wenn sie zum ersten Male von den Sonnenstrahlen getroffen worden, gefährliche Ausdünstungen, und leicht mag der Unvorsichtige, wenn er sich des Nachts ihnen aussetzt, quälende Fieber davon tragen, aber sie lohnt die geringe Mühe des Anbaues mit überschwänglicher Frucht. Die Saamen, Stecklinge und Wurzeln der gewöhnlichen Culturpflanzen verschafft sich der Einwohner leicht, und ist außerdem mit denselben gemeinhin reichlich versehen, wenn er eine Auswanderung unternimmt, gleichviel ob Furcht vor einer benachbarten mächtigen Feindeshorde, Abneigung gegen die vordringenden Niederlassungen der Weißen, oder Laune und Wanderlust des uncivilisirten Men=



HAGHE DEL. E. SCHMITT SC.

WALDBRAND IN BRASILIEN.



schen ihn veranlassen. So groß ist in den meisten Gegenden des östlichen Peru die Fruchtbarkeit, daß man gewöhnlich gezwungen ist, auf neuem Lande den Anfang der Cultur mit besonders nahrungsbedürftigen und zehrenden Pflanzen zu machen, indem andere ausarten, in Stängel und Blätter schießen würden, statt die Frucht oder den nährenden Wurzelknollen zu bilden. Wenn der Schößling oder der Saame dem von den unverbrannten Resten des gefällten Waldes nothdürftig gereinigten Boden anvertrauet worden, hört die Arbeit ziemlich ganz auf. Nichts wird erfordert als gelegentliche Entfernung des Unkrautes, das aber nur erst im zweiten Jahre mit solcher Ueppigkeit zu wuchern beginnt, daß seine Besiegung größere Anstrengung nöthig macht. Höchstens bedrohen die wilden Thiere des Waldes die Erndten des unter ihnen angesiedelten Menschen. Der Tapir bricht wohl hin und wieder durch den stärksten Zaun, nicht durch Graben oder ähnliches Verfahren, sondern durch die Wucht eines gewaltsamen Anlaufes, der auch bei Verfolgungen ihn zwischen dem dichtesten Unterholze die Bahn eröffnet. Die in Heerden von vielen Hunderten umherlaufenden Wildschweine wissen sich durch Wühlen einen Zugang zu verschaffen; kleine Nager, Affen, rothe Rehe, Schwärme von Papagaien sind noch weit schwerer abzuhalten, aber für alle versteht der Indier Fallen zu machen, und da die meisten eßbar sind, Jagd für den Unbeschäftigten ein Vergnügen ist, so hört man selten ernstliche Klagen über die durch solche Räuber erlittenen Verluste. Sehr wenige der Volkstämme jener Gegend dürften so roh sein, daß sie sich ganz auf das Leben des Jägers und Fischers beschränkten, durchaus keine Cultur von Nahrungspflanzen betrieben. Kaum findet sich, einer übrigens unverbürgten Sage zu Folge, ein solcher Stamm an dem Flusse Perene. Die Natur ist zu freigebig und die Fruchtbarkeit zu groß, als daß irgend ein Volk dort das unsichere Leben des Jägers jeder andern und einfacheren Erhaltungsweise ernstlich vorziehen sollte, wie der armselige Urbewohner Neuhollands es thun mußte, der auf einem häufig verdorrenden Boden wohnt, und nie im Besitze einer einheimischen, der Cultur fähigen Pflanze war. Aber selbst dieses, auf die niedrigste Stufe der menschlichen Entwickelung deutende Verhältniß wäre in Peru's Wäldern ungleich leichter durchzuführen als in irgend einer andern Erdgegend. Wenn auch beschwerlich und mit mancher Entbehrung verknüpft, würde es doch nie über den Wilden das harte Schicksal der Hungersnoth bringen können, denn die Zahl der freiwillig wachsenden Nahrungspflanzen ist groß genug, um diese zu verhüten.

Nicht nur giebt es eine Menge von krautartigen Gewächsen, die wenn auch nicht besonders nährend, doch wenigstens eßbar und deshalb bekannt sind, sondern noch mannichfaltige Baumfrüchte, von der saftigen und aromatischen Frucht der Anonen und den Nüssen der Palmen bis zu den Beeren vieler niederen Gesträuche. Ohne Zweifel sind wohl die Palmen als Nahrungspflanzen überschätzt worden, was zum Theil von der Liebe herrühren mag, die jeder aus dem Norden stammende Naturfreund gegen sie, nach kurzem Aufenthalt in Tropenländern, fühlen wird als herrlichste und bezeichnende Zierde der schönsten Erdenstriche. Nirgends spielen sie in der Oekonomie der übersiedelten Weißen eine bedeutende Rolle, allein für den uncivilisirten Menschen des Waldes sind sie immer von großer Wichtigkeit. Peru besitzt zwar unter den mit eßbaren Früchten versehenen keine, nicht auch im nördlichsten Brasilien vorkommende Art, allein die Zahl der Individuen ist unübersehlich und ihr Ertrag ein solcher, daß er für eine hundertfach größere Bevölkerung als jene der Gegenwart hinreichen würde. Dem Indier Amerika's sagt die verhältnißmäßig schwerverdauliche Nahrung der Palmenkerne vortrefflich zu, und sie scheint eben so wie manches andere, weniger natürliche Gericht, welches dem Europäer nie behagen würde, seinen Gaumen zu kitzeln. Die braunen Bewohner der Ufergegenden des Huallaga, Ucayale und Marañon begnügen sich nicht mit den gewöhnlichen, ihnen reichlichst dargebotenen Nahrungsmitteln, sondern sie halten die fetten Larven einiger Käfer für eine Leckerei und fangen mittels gewisser Vorkehrungen die trächtigen Weibchen mancher Termiten, um sie zu räuchern und nach Sitte ihrer Nachbarn in Brasilien mit Vergnügen zu verzehren.

Nach einer alten und allgemein bekannten Beobachtung zeigen die Bewohner natürlich begünstigter Länder die wenigste Empfänglichkeit, um dieses anzuerkennen, und keine oder geringe Bereitwilligkeit, um sich das Dargebotene zu Nutzen zu machen und durch Fleiß die Zahl der Wohlthaten noch zu vermehren. Der Ureinwohner von Ost-Peru ist zufrieden, wenn er Das erlangt hat, was, wie eben gezeigt worden, die Natur ihm überall, ohne dafür Arbeit zu erheischen, finden läßt. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß seine Lebensweise seit Jahrhunderten keine weitere Veränderung erfahren habe, als die durch sparsame Einführung von eisernen Werkzeugen hervorgebrachte. Ob diese Revolution von großem Umfange gewesen sei, mag wohl bezweifelt werden, denn noch immer giebt es Völker am Ucayale und Napo, die zwar an den Gebrauch des Eisens gewöhnt sind, aber durch plötzlich

eingetretenen Mangel an demselben keinesweges in Verlegenheit gesetzt werden, weil sie die Geschicklichkeiten ihrer Vorfahren, im Gebrauche von zugeschärften Steinen, spitzigen Knochen oder den Zähnen von Raubfischen sich erhalten haben, und mit so einfachem Werkzeuge Waffen und Geräthschaften, zwar mühsam, aber sehr kunstreich zu verfertigen wissen. Das Verfahren bei Jagd und Fischfang ist seit der Urzeit eben so unverändert geblieben als der Ueberfluß an Thieren, und dasselbe gilt von dem Ackerbau. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat sich nicht vermindert, der Verlauf der Jahreszeiten hat immerdar die äquatoriale Beständigkeit behauptet, und der Mensch keine andern als die gewöhnlichsten Bedürfnisse empfunden. Selbst der Gaumenkitzel hat nicht zu Anstrengungen und Fortschritten veranlaßt, denn der Indier zeichnet nur durch erstaunlichen Appetit und die Fähigkeit sich aus, zu den gewöhnlichsten Stunden starke Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Er ist vollkommen zufrieden, wenn der Hunger gestillt, der Magen gleichsam mit neuem Ballast erfüllt ist, und kümmert sich wenig oder nicht um Beschaffenheit der Nahrung oder Abwechselung derselben. Daher jene Gleichgültigkeit gegen Verbesserungen des Feldbaues, gegen Zueignung der besseren Nahrungspflanzen oder ihrer vortheilhafteren Varietäten, nach welchen der Weiße überall strebt, und die er auch in Peru bis an die äußerste Gränze des von ihm behaupteten Landes einheimisch zu machen gesucht hat. Ein ähnliches Stehenbleiben auf einer niedrigen Stufe der Cultur, eine gleiche Genügsamkeit legt sich auch in Hinsicht des häuslichen Lebens dar. Kein Indier hat die Gefühle der Häuslichkeit, aus welchen in kälteren Ländern manches schöne Verhältniß sich entwickelt und sogar manche Tugend entspringt. Nicht nur entbehrt er unter einem warmen Himmel ohne Mißgefühl die Bequemlichkeiten, die im Norden auch dem Aermsten seine Hütte werth machen, sondern er mag auf den Beistand der Mitmenschen verzichten, und wenn Furcht oder düsterer Sinn ihn veranlassen, sich absondern und darum nicht hilfloser dastehen. In diesem Verhältnisse liegt ein Grund des langsamen Fortschreitens der Civilisation, und durch dasselbe erklärt sich die Politik der Jesuiten, die Bewohner der Missionen zu gemeinsamen Mahlen zu gewöhnen, und das ähnliche Verfahren der alten Incas von Peru, die im Felde besiegten wilden Völker an den öffentlichen Mahlzeiten der Peruaner Theil nehmen zu lassen. Der Wegfall eines bürgerlichen Verbandes unter den Völkern von Ost-Peru erklärt sich auf ähnliche Weise. So wie das Individuum, so ist auch jeder kleine Haufen sich vollkommen genug, und die Vereinigung wird

immerdar mehr Folge des Zufalls oder der Gewöhnung, als des eigentlichen Bedürfnisses sein. Jene Völker sind daher in zahllose kleine Stämme gespalten, die ohne gemeinsames Interesse kaum sich vereinigen würden, um den Angriff eines fremden Volkes, z. B. der Weißen abzutreiben. In einem einzigen Landstriche, der mit Unrecht berühmten Pampa del Sacramento, zählen die Missionsberichte des vorigen Jahrhunderts über sechzig Völker auf, d. h. kleine, oft nur aus zwanzig bis dreißig Familien bestehende Horden, die unter einem wenig geachteten Oberhaupte, und ohne festen Verband in den Wäldern wohnen, zwar an einem Orte einige Jahre sich aufhalten, wenn Krieg sie nicht weiter treibt, aber niemals völlig feste Wohnsitze haben. Die Zahl der größten Völker am Marañon und seinen Seitenströmen ist immerdar gering, und sie bestehen eigentlich nur als Reste der Vereinigungen, welche die Missionaire in früheren Zeiten mit tausend Mühen zu Wege gebracht hatten, indem sie die einzeln herbeigeholten Horden mit dem zahlreichsten Stamme verschmolzen, und den Namen des letzteren auf das Ganze übertrugen.

Es bedarf nach Vorausschickung dieser, auf die meisten Gegenden des innern Südamerika passenden Bemerkungen wohl kaum der Versicherung, daß menschliche Cultur in Ost=Peru noch auf einer ungemein tiefen Stufe stehe. Wie überall in der neuen Welt zerfallen die Bewohner in die Classen der Ureinwohner, Kasten und Weiße. Der letzteren sind so wenige, daß sie kaum zu rechnen sein dürften, selbst wenn sie in den östlichen Wildnissen sich aufhielten, statt die westlichen Gränzen und den Fuß der Anden zu bewohnen, wo sie der Civilisation sich nicht so vollkommen zu entfremden brauchen. Höchstens wird ein Weißer sichtbar als Krämer, der auf dem großem Flusse das Land durchzieht, auf der brasilischen Gränze seine Ladung Landesproducte gegen europäische Waaren umtauscht, und dann so schnell als möglich seiner bergigen Heimath wieder zueilt, um die Früchte einer mit unendlichen Mühen und nicht geringer Gefahr und Körperleiden verbundenen Reise zu genießen. Ansiedler von unbezweifelt weißer Farbe und reiner Abstammung giebt es selbst in dem sehr beschränkten Landstreifen nicht, wo die peruanische Regierung einigermaaßen ihr Ansehen geltend machen kann, entlang dem Huallaga und Marañon bis zur brasilischen Gränze. Die übrige ungeheure Ausdehnung des Landes bis an die Gränze von Colombien und in die undurchforschten Wildnisse des Javary, der die Scheidelinie gegen Brasilien abgiebt, hat von der Souveränität der Andenrepublik noch nie einen Beweis

gesehen, und ist in den meisten Richtungen nie von einem civilisirten Menschen betreten, an wenigen Orten allein von muthigen Missionairen des vergangenen Jahrhunderts berührt worden. Die Farbigen sind, je weiter von den Anden entfernt, immer seltener, denn gering wie ihre Ansprüche an das Leben und ihre Vertrautheit mit seinen besseren Genüssen auch sind, dünkt ihnen doch der Aufenthalt in der Mitte jener Wälder zu beschwerlich und freudelos zu sein. Vom Ureinwohner gehaßt, bleibt ihnen ohnehin nur ein geringer Raum, und sie siedeln sich gemeinsam in den elenden Dörfern des Marañon an, wagen es nicht nach dem Innern sich auszubreiten, leben mit geringen Abänderungen ziemlich nach Art der Indier, und sind weder durch frühere Erziehung noch durch angestammten Charakter befähigt auf die Sittigung des Landes einzuwirken.

Der Indier ist in den meisten Gegenden noch im unabhängigen Besitze des Landes, und nur da einigermaaßen von der Civilisation berührt worden, wo in alten Zeiten die Missionen längere oder kürzere Ketten an den Flußufern bildeten. Da diese trotz aller Opfer der nach und nach sich ablösenden Mönchsorden nur an drei oder vier Strömen bestanden haben, so läßt sich leicht folgern, welches weite Feld dort noch unangebauet liege, wie groß das Reich der Wildheit dort noch sei. Mit der Ausdehnung der Grundfläche steht aber die Zahl der Bevölkerung durchaus nicht im Verhältnisse. Zwar haben von jeher amerikanische Schriftsteller, gleichviel ob Laien oder dem geistlichen Stande angehörig, sich darin gefallen, die Menschenmengen der Urwälder sehr hoch anzuschlagen, allein die vorurtheilsfreie Forschung und Beachtung der Nebenumstände haben schon lange erkennen lassen, daß wie überall anderwärts, so besonders in Südamerika die unstäte Lebensweise des Wilden der Zunahme der Bevölkerung durchaus nicht günstig sei. Weite Strecken entbehren aller Bewohner, mancher Stamm ist zwei und dreimal in den oberflächlichen Berechnungen unter verschiedenen Namen von Neuem aufgeführt worden, und hat gedient die willkührlich angenommenen Zahlen anzuschwellen. Zahllos sind aber die barbarisch klingenden Benennungen der sogenannten Nationen, und mit Recht wird bezweifelt, ob die größere Hälfte der von den Missionairen erwähnten je wirklich existirt habe. Viele von ihnen sind dem Schicksale der Ausrottung unterlegen, welches über den Indier durch eine höhere Macht verhängt zu sein scheint, und andere sind mit Nachbarstämmen verschmolzen, oder nach kurzem Aufenthalt in der Nähe der europäischen Niederlassungen plötzlich wieder in die unerreichbare Tiefe

ihrer Wildnisse zurückgewichen und nie wieder gesehen worden. Zwischen allen machen sich aber nur geringe Verschiedenheiten bemerkbar, obgleich nicht allein der Name, sondern auch gewisse äußere Abzeichen und nicht selten ein feindlicher Haß zwischen ihnen Gränzen ziehen. Die Gleichförmigkeit des Moralischen, ungeachtet großer Entfernungen der gegenseitigen Wohnorte und des Erleidens verschiedenartiger Einflüsse, ist einer der wunderlichsten unter den vielen räthselhaften Zügen des amerikanischen Urmenschen. Allen hängt eine schwer besiegbare Abneigung gegen Civilisation, sogar eine Unfähigkeit an, sich dieselbe über einen gewissen Punkt hinaus anzueignen. An dem westlichen Rande der in Rede stehenden Provinz, besonders am Flusse Huallaga hat zwar der indianische Bewohner manche Formen der gesitteten Menschheit angenommen, sogar einen ziemlichen Grad von Gelehrigkeit gezeigt, allein alle Bemühungen haben ihn nur bis zu einer bestimmten Stufe, nicht über diese hinauf zu bringen vermocht. Der Wilde des Ucayale hat den Vortheil des Unterrichts, mit Ausnahme der unbedeutenden Versuche in einer einzigen Mission, entbehrt; er liefert das Beispiel des Stehenbleibens eines Volkes während vieler Jahrhunderte, denn er hat weder mehr Kenntnisse als seine frühesten Vorfahren, noch hat die Zeit ihm Erfahrungen oder Verbesserungen seines ganzen Zustandes gebracht. Es ist nicht geradezu unmöglich, diese Menschen zu Künsten und Beschäftigungen abzurichten, die ihnen bisher fremd gewesen. Nur ist die Frage, wie lange sie, vom Zwange befreiet, dieselben beibehalten würden, indem in ihnen die angeborne Indolenz den Sieg über die Ueberzeugung leicht davonträgt. Unabhängige Urtheilskraft und selbstschaffendes Genie sind im Indier wenig entwickelt, fehlen sogar wohl der Mehrzahl. Aus diesen Gründen bleiben sie in Allem den unvollkommenen Proceduren ihrer Vorfahren unveränderlich treu. Allen Vermuthungen nach sind aber die Stämme noch ungleich roher, welche im Osten und Süden des Ucayale wohnen. Die Sage stempelt einige jener Völker sogar zu Anthropophagen, und wenn auch dahin gestellt bleiben muß, ob dieses mit Recht oder Unrecht geschehe, so deutet es wenigstens darauf hin, daß man sie in tiefster Barbarei gefunden haben müsse, indem wirkliche Cannibalen ungleich seltener sind als man nach Lesung älterer Reiseberichte meinen sollte, und gewiß eine solche Unnatur nie einer Horde angedichtet wurde, von welcher sonst irgend ein Zug von Menschlichkeit zu erzählen war. Unter sich sind die Bewohner der Ebenen zwischen dem Ucayale und Huallaga, zwischen dem Pastaza und Napo

selten in Frieden. Gewisse Stämme fühlen einen gegenseitigen, seit Menschengedenken fortgepflanzten Haß von solcher Stärke, daß jede Begegnung zum Gefecht Veranlassung giebt, und auch die unterliegende Partei nicht eher Ruhe findet vor der unablässigen Verfolgung, als bis sie auswandert, oder so zusammengeschmolzen ist, daß die Ueberlebenden sich leicht verbergen mögen. Entfernung ist kein Schutzbrief gegen Ueberfälle, denn man hat gesehen, daß flüchtige Stämme von ihren Gegnern nach Jahren wieder aufgesucht und angegriffen worden sind, obgleich ein dichter Forst und Tagereisen sie trennten. Die Rache dieser Menschen, oder vielleicht ihre Kriegslust kennt keine Sättigung, so lange noch Feinde zu bekämpfen sind. Mit der List des Raubthieres, aber auch mit der Grausamkeit desselben, beschleichen und vernichten sie die Gegenpartei. Bis in die Nähe der peruanischen Niederlassungen, die wegen der Feuergewehre der Bewohner sonst vermieden werden, sind diese Verfolgungen ausgedehnt worden, was theilweise durch die Menge von Flußverbindungen, die Uebung der Eingebornen in dem Gebrauche von Kähnen, und namentlich an der Mündung des Ucayale durch Piratengewohnheiten sehr erleichtert wird. Der Zweck dieser großen Expeditionen ist nicht allein Rache, sondern auch Gewinnsucht, denn man ermordet die Widerstand Leistenden und führt die Andern, besonders aber die Kinder in Gefangenschaft, theils um sich ihrer als Sclaven zu bedienen, theils um sie an andere Völker oder an die Brasilier zu verkaufen. So traurig nun auch dieser Zustand roher Feindseligkeiten ist, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Indier Amerika's immer höher stehe als der Neger Afrika's, denn jener verkauft nie seine eignen Kinder, wie dieser meist unbedenklich thut, sondern allein die mit Waffengewalt erbeuteten gefangenen Feinde.

Die noch unabhängigen Völker des östlichen Peru haben wenige oder keine Gemeinschaft mit den oben beschriebenen Farbigen, die sich als weit höher gestellte Wesen betrachten, der Regierung der Republik, soweit diese in so fernen Wildnissen noch Lebenszeichen giebt, sich unterthan nennen, aber weder durch Civilisation noch durch moralischen Werth sich besonders auszeichnen. Mißtrauen herrscht zwischen beiden Classen dieser Landesbewohner, denn der Mestize hält den Wilden, oder Auca, wie man dort sagt, jeder Gewaltthat fähig, und dieser fürchtet den Verrath des Farbigen. Fast hat ein gleiches Verhältniß sich zwischen den wilden Indiern und ihren die Dörfer bewohnenden getauften Stammesgenossen entwickelt. Handel und Austausch finden daher

kaum Statt. Man flieht sich gegenseitig, wenn der Zufall eine Begegnung auf den großen Flüssen herbeiführt, und der an einen solchen Zustand der Gesellschaft ungewohnte Fremde wird oft Besorgniß für seine Sicherheit empfinden müssen. Nur die größte Noth, z. B. Bedürfniß von Salz, welches in Maynas ganze Uferberge bildet, kann den Auca zwingen aus seinen Wäldern sich hervorzuwagen; eher unternimmt es ein Farbiger in die letzteren einzudringen und den Wilden aufzusuchen, um von ihm Landesproducte einzutauschen, jedoch bleibt auch dieses stets ein Wagniß, und würde überall die schlimmsten Folgen haben, wo noch nie eine Mission bestanden hat. Daher beschränkt sich auch die Kenntniß der Peruaner aus der Gränzprovinz auf die Flußmündungen, und höchstens auf drei bis vier Tagereisen weiter aufwärts. Der Napo wird unter allen Seitenflüssen allein, obgleich selten, bis zu seinen Quellen befahren. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wo ein deutscher, um die Völker des Marañon hochverdienter Mann, der Jesuit Richter, den Ucayale und, wie geglaubt wird, sogar den Beni bereiste, hat nur ein Einziger, der Franciscaner Plaza, es gewagt den Ucayale aufwärts zu befahren, und hat durch seine Confluenten in der That den Fuß der Anden erreicht. In den letzten Jahren versuchten zwei Engländer, Lowe und Smyth, auf demselben Wege das Gebiet des Marañon zu erreichen, allein, was leicht vorauszusagen war, das Unternehmen mißlang im ersten Beginn, da Alles was ein Reisender bedarf, um in die Wildniß als Entdecker einzudringen, Vorbereitung, Kenntniß von Sprachen und Sitten, Erfahrung, gesammelt auf kleinen minder beschwerlichen Zügen, und sogar die Mittel ihnen fehlten, und Enthusiasmus allein diese Mängel weder ersetzt noch überhaupt ein sicherer Führer ist.

Die Republik Peru, die in ewigen Bürgerkriegen befangen, kaum noch einen nothdürftigen bürgerlichen Zusammenhang hat, nimmt fast keinen Theil an dem Zustande ihrer östlichen Provinzen. Sie könnten ihr wohl von großer Wichtigkeit werden, da die Zahl ihrer Producte groß ist, viele derselben zu den Bedürfnissen des Lebens gehören, und in den bergigen Theilen des Staates nicht vorkommen, wo die Civilisation, wenigstens nach amerikanischen Maaßstabe, festgewurzelt ist. Zwar entbehrt Ost-Peru aller Vermuthung nach solche Anhäufungen von edlen Metallen, wie sich in den Hochgebirgen vorfinden, und höchstens haben einzelne Flüsse einen bisweilen beträchtlichen, aber zu jeder Zeit höchst ungewissen Ertrag an Waschgold geliefert, doch als Ersatz ist nicht allein eine große Menge von werthvollen

Producten des Pflanzenreichs bereits, wenn auch ungenutzt, vorhanden, sondern es wird auch durch Klima und Boden die Möglichkeit gegeben, die Mehrzahl der Gewächse tropischer Agricultur mit Leichtigkeit einheimisch zu machen. Nur der geringste Theil der Producte ist bekannt, denn der Indier begnügt sich mit der Kenntniß weniger, seit uralten Zeiten gebräuchlicher, und die Peruaner sind theils zu indolent, theils zu wenig vertrauet mit den Bedürfnissen der übrigen Welt, um Forschungen über den natürlichen Reichthum jenes Landes anzustellen oder der Mühe werth zu halten. Zwar gleicht die brasilische Provinz Pará an der untern Hälfte des Amazonas in vielen Beziehungen den peruanischen Provinzen im obern Theile des Stromthales, und manche Producte sind beiden gemeinsam, hier und da von gleicher Güte, allein ihr Verbrauch wird, z. B. in Hinsicht des Zuckers u. s. w. immerdar zunehmen, so daß also den neuen Colonien nie Märkte mangeln können. Wahrscheinlich wird aber Ost-Peru dereinst sich besonderer Culturzweige bemächtigen, gewisse ihm eigenthümliche Erzeugnisse in den Handel bringen, und seine Bestimmung als großes ackerbauendes Land erfüllen. Große Veränderungen müssen jedoch vorher eintreten. Der Indier ist zur regeren Betriebsamkeit auch dann nicht geneigt, wenn sie ihm den größten und offenbarsten Vortheil verspricht, und er spottet über den Europäer, weil dieser, um seine vielfachen Ansprüche an das Leben befriedigen zu können, sich den größten Anstrengungen und einer ununterbrochenen Industrie unterzieht. Auf so gesinnte Menschen ist wenig zu rechnen, wären sie auch körperlich stärker als sie wirklich sind, und minder dem Aussterben unterworfen, sobald sie mit civilisirten Nationen in Berührung kommen. Eine andere Bevölkerung muß an ihre Stelle getreten sein, ehe Maynas in der Reihe der Handel treibenden Staaten einen Platz in Anspruch nehmen kann. Da aber eine solche in der Mitte eines großen, nur an den Küsten sparsam bevölkerten Continents nicht auf gewöhnliche Weise durch Einwanderung aus fernen Himmelsgegenden oder auch aus den näheren und älteren Colonien sich bilden kann, außerdem manche locale und politische Ursachen die Ansiedelung einer fremden Menschenraçe erschweren, so wird noch manches Menschenalter vergehen, ehe Maynas, ein Land an Umfange Frankreich vergleichbar und im Stande viele Millionen Menschen zu ernähren, aus dem Zustand der Oede und Wildheit hervortritt, der jetzt wenigstens seinen Besitz zu einem ganz werthlosen macht.

Die theilweise Besitznahme jenes weiten Landes fällt in verhältnißmäßig neuere Zeiten. Die alten Gebieter Perus haben bis in die

Region der Urwälder und der heißen niedriggelegenen Ebenen ihre Herrschaft nirgends ausgedehnt, und höchstens in Oberperu es versucht, einige dem Fuße des Gebirges genäherte, eines ähnlichen Klimas sich freuende Thäler zu unterwerfen, indem gewisse Bedürfnisse, z. B. das Blatt des Cocastrauches, dort allein zu erlangen waren. Doch hatten sie Kunde von den östlichen Ebenen und trugen diese auf die Spanier über. Viele Fabeln waren jedoch mit derselben vermischt, und wurden durch die überall nach Wundern suchenden Eroberern in das Unendliche vermehrt. Jeder Haupttheil des weitschichtigen Amerika erhielt nach und nach ein Dorado, indem die Verwirklichung abenteuerlicher Erwartungen nach den unzugänglichsten und unbekanntesten Gegenden verlegt wurde, wenn genauere Bekanntschaft gelehrt hatte, daß die Natur in den eroberten Provinzen zwar eine große Menge von merkwürdigen Erscheinungen und werthvollen Erzeugnissen darbiete, aber dieselben Gesetze im Uebrigen befolge wie in Europa. Physikalische Unwissenheit veranlaßte, daß man an die Möglichkeit von Ausnahmen glaubte, und je unersättlicher die Habgier durch Auffindung der Schätze der Anden geworden, um so mehr erhielten die Sagen Beifall von Ländern voll von großen Städten, deren Dächer von Gold glänzten, wo Edelsteine die Gerölle der Flußbetten bildeten, und eine eben so zahlreiche als civilisirte Bevölkerung sich aufhielt. Selbst die Colonisten von Chile erschufen sich zeitig eine solche Fabel, obgleich in dem milden Himmel des Landes, in der großen Fruchtbarkeit des Bodens ihnen genug Ursachen der Zufriedenheit geboten wurden. Da alle nach Norden und Osten liegende Länder mehr oder minder bekannt waren, so verlegte man das Dorado nach Süden, und zwar in das noch heute nur unvollkommen untersuchte Land des Magelhaens. Unbekümmert um die Erfahrung, daß schon in geringen Entfernungen nach Süden das Klima auffallend kälter werde, die Lieblichkeit der Thäler Chiles verschwinde, vielmehr Unzugänglichkeit und Unfruchtbarkeit das Gebirgsland charakterisire, erschuf man sich eine Provinz und die Hauptstadt Los Cesares, denen man alle Schönheiten eines tropischen Himmels und alle Reichthümer orientalischer Mährchen zuschrieb. Expeditionen gingen auf Entdeckung aus, und als sie entweder ohne Nachrichten, oder mit Verlust von Mannschaft und erschöpft durch das Erlittene zurückkehrten, ging man so weit an einen Zauber zu glauben, ohne dessen Lösung das südlichste Dorado sich stets den Suchenden verbergen würde. Gleiche Vermuthungen entstanden in Peru, nachdem die Spanier bis auf den östlichen Abhang

der Anden vorgedrungen waren, und von den Bergspitzen das weite Waldland in seiner geheimnißvollen Stille daliegend erblickt hatten. Wie weit es sich ausdehne, welche Bewohner es berge, war den Peruanern eben so unbekannt als ihren Besiegern. Die Ueberlieferung sprach von mehr als einem erfolglosen Endeckungszuge, von den Niederlagen, welche selbst die mächtigen Incas erlitten hätten bei ihren Versuchen die Räthsel der Wildniß aufzuklären, und daher bestanden schon unter den Indiern so mancherlei abenteuerliche Meinungen über das heutige Maynas, daß man mit Unrecht die Spanier allein des Schaffens von Dorados anklagt. In der That liegt selbst für den Reisenden unserer Tage etwas Aufregendes und Wunderbares in dem Anblicke jenes ungeheuren Waldmeeres, welches mit dem Horizonte verschmilzt, nirgends eine Spur von Bewohnern erkennen läßt, nur mittels einiger Flüsse zugänglich ist und den Eindringenden mit ungekannten Gefahren bedroht. Wie vielfach kräftiger mußten den Peruaner und selbst den tapfern und sonst furchtlosen spanischen Erobererer dieselben Empfindungen ergreifen, zu einer Zeit wo selbst über die Richtung und Mündung der großen Flüsse Zweifel herrschten, Ungeheuer in jenen dunkeln Forsten vermuthet wurden, und keine Erfahrung zu Gebote stand. Die sonst stumpfe Phantasie des Indiers sah in den undurchdringlichen Wäldern nicht die natürliche Decke eines jungfräulichen Bodens von unglaublicher Fruchtbarkeit, sondern die Festungswerke des entlegenen Wunderlandes. Der Peruaner fabelte schon zur Zeit der spanischen Eroberung von einer Stadt, die unterhalb des Flusses von Moyobamba an einem großen See, und in der Mitte einer offenen blühenden Ebene gelegen, von einem Kaziken Ancoallo begründet war. Ihm soll das Joch der Incas so unerträglich gewesen sein, daß er, nach mancher tapfern Waffenthat auf der Hochebene von Tarma dem Inca Yupangue unterliegend, mit allen den Seinen auf immer nach den Ebenen auswanderte, und dort ein großes Reich errichtete. Die Spanier drangen zwar in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis in die bezeichnete Gegend vor, und entdeckten nichts als eine unzugängliche Wildniß und rohe Horden von Indiern, gaben aber darum den alten Glauben nicht auf, sondern versetzten das mächtige Reich von Manoa und die Hauptstadt Enin in größere, schwer erreichbare Fernen, etwa dorthin, wo noch gegenwärtig ein wenigbekanntes Land voll Niederungen, Flüsse und Wälder zwischen dem Ucayale und Madeira, zwischen Peru und Brasilien sich ausbreitet. An genaueren Bestimmungen herrschte um so mehr

Mangel, je geringer die Zahl der Entdeckungszüge während langer Zeit blieb. Eine jede Expedition kehrte erfolglos zurück, und das Wunderland schien immer weiter zu fliehen, verschwand aber dennoch nicht aus dem Angedenken des Volkes. Noch heut zu Tage giebt es Einzelne in den Flecken von Maynas, die das Vorhandensein eines Staates von Macht und Reichthum in der Mitte gewisser undurchforschter Wildnisse für wahrscheinlich halten, obgleich sie ihm nicht die Schätze unbedingt zuschreiben, die der Conquistador vor dreihundert Jahren dort vermuthete.

Diese durch Liebe zu Gold und zum Abenteuerlichen gleichmäßig hervorgerufenen Bestrebungen, haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen das östliche Peru bekannter zu machen, und Veranlassung zur Begründung kleiner Niederlassungen gegeben. Ihr Erfolg würde aber kein sehr umfassender noch dauernd gewesen sein, ohne die späteren aber großen Arbeiten der Missionaire. Was irgend vom Fuße der Anden bis an die brasilische Gränze von Dörfern existirt, ist von Mönchen angelegt, und durch diese ist die Bevölkerung, soweit sie aus Indiern besteht, zuerst aus wilden Völkerschaften gebildet worden, die man aus ihren Wäldern entführte, und mit unendlicher Mühe, und nach oftmaligen Mißlingen des Vorhabens endlich doch dahin brachte, Dörfer zu erbauen und einige Civilisation sich anzueignen. Die Geschichte der Verbreitung menschlicher Sitte in jenen Wildnissen ist einfach, aber nicht ohne Interesse. Zwar erfordert es bisweilen Geduld, die Erzählung von den Wundern zu lesen, welche der Himmel selbst that, um das Werk der Missionaire zu fördern, aber die häufigen Beweise eines festen Muthes und des unerschütterlichsten Vertrauens in den furchtbarsten Gefahren erregen Bewunderung. Rührende Züge von tiefer Gemüthlichkeit blicken nicht selten durch den einfachen Bericht, und sprechen zum Theil in den Namen der Niederlassungen sich aus, die bald das Andenken an die weitentlegene Vaterstadt des einsamen Mönchs erhalten sollten, bald von seinen Empfindungen zeugten. Um von Allem was Erziehung und Gewohnheit lieb und angenehm machen sich losreißen, in die Einöde unter Halbmenschen sich zurückziehen und als einziges gesittetes Wesen leben zu können, wird eine achtungswerthe Seelenstärke oder großer Enthusiasmus erfordert. Doch wurde dieses Loos nicht nur von sehr Vielen geraume Jahre mit Ergebung ertragen, sondern der Zweck des Exils mit Unermüdlichkeit verfolgt. Mancher fand Trost in dem Niederschreiben seiner Erfahrungen und Gefühle, und Niemand wird geneigt sein, über diese Ergie-

ßungen zu spotten, wenn auch ihr bisweilen exaltirter und prophetischer Ausdruck sich nicht mit der Nüchternheit unserer Zeit vertragen mag. Der aller Verbindung beraubte, aber des besten Willens, der kräftigsten Leistungen sich bewußte Mann durfte wohl der höchsten Macht sich näher gestellt achten. Wir begegnen in der That mehreren auf diesen Glauben deutenden Erzählungen in den alten Geschichtsbüchern von Maynas, von Südamerika überhaupt. Rodriguez, ein Chronist des östlichen Peru, erzählt mehrere Fälle, wo dieser Glaube, von Naturerscheinungen zufällig unterstützt, die von blutdürstenden Wilden Umringten zur Ertragung des Schlimmsten stärkte. In den Urwäldern des Fußes der Anden vernimmt man bisweilen in der stillen Mitternacht gewisse Klänge, die mit Nichts treffender zu vergleichen sind, als einem in weiter Ferne langsam verhallenden Orgeltone. Was das Alterthum von den Mahnungen befreundeter Genien glaubte und wohl auch unsere Zeit nicht ganz verwirft, findet dort scheinbar Bestätigung. Der Ton hat etwas Ueberirdisches, nähert sich auf erzitternden Luftschichten getragen, erreicht nur geringe Stärke, und verklingt lange ausgehalten und ahnungsvoll in der Tiefe der Wälder, wo selbst die Thierwelt von den Schauern der Nacht ergriffen in todtes Schweigen versenkt ist. Verfehlen diese geheimnißvollen Laute ihre Wirkung auch jetzt nicht auf den Reisenden, der mit den Bestrebungen der neuen Naturkunde, ähnliche Erscheinungen zu erklären, vertrauet ist, so ist es wohl glaublich, daß sie dem vereinzelten und von zahllosen Gefahren bedrohten Missionair als Ruf nach einer bessern Welt, oder doch als Verheißung der Krone des Märtyrers gelten und ihn veranlassen konnten, dem Schicksal mit Ruhe und Ergebung entgegen zu treten.

Eine solche Begeisterung hat nun wohl nicht Alle belebt, die in jenen Wildnissen Religion und Sitte heimisch zu machen unternahmen, allein dennoch waren ihre Leistungen in der Gesammtheit von bewundernswerthen Umfang. Unsere Zeit bedauert den Untergang dieser großen Schöpfungen. Das östliche Peru ist im Begriffe in den Zustand zurückzusinken, in welchem es den ersten kühnen Befahrern des Amazonenstromes erschien, vielleicht sogar noch mehr zur Wildniß zu werden, indem die einst zahlreichen Indiervölker, und mit ihnen die Hoffnung und Möglichkeit vernichtet ist, eine thätige und gesittete Bevölkerung heranzubilden. Der Umsturz der nur kümmerlich befestigten Staatsform in den bewohnteren, mit ihrer Civilisation ungerechter Weise sich brüstenden Provinzen, hat die Niederlassungen in der entlegenen Waldregion schneller und eingreifender zerstört, als irgend

ein allgemeines Unglück, ansteckende Krankheiten und selbst ein Krieg es vermocht hätte. Niemand bekümmert sich mehr um das Land, das spöttisch das Reich der Indier genannt wird, und höchstens versucht man hin und wieder durch eine philanthropische Verordnung, deren Befolgung weder möglich noch beabsichtigt wird, die Welt zu täuschen. Wir haben, auf die Forschungen eines langen Aufenthaltes gestützt, an einem andern Orte den Zustand von Maynas in mannichfachen Beziehungen geschildert. Neuere, wenn auch minder umständliche Berichte anderer Reisenden, liefern wiederholte Belege über die Wahrheit dieses unerfreulichen Bildes. Die Zahl der Dörfer wird alljährlich geringer, indem die Indier sich theils zerstreuen, in die Wildniß zurückkehren, oder unter dem Drucke von Vorgesetzten, die während der zunehmenden Anarchie den Oberbefehl an sich rissen, schneller als vorher aussterben. Weniger Hoffnung als je vorher bietet sich dar, das unbekannte Innere jenes Landes zu durchforschen, und seine zahlreichen geographischen und naturgeschichtlichen Räthsel zu lösen. Was früherhin auch ein Einzelner unternehmen konnte, eine Reise auf den großen Wasserstraßen wird bald nicht mehr möglich sein, da nur der äußerste Zwang noch die Bemannung eines kleinen Fahrzeuges in den verlassenen Ortschaften zusammentreibt. Vielleicht erkennen die Eingebornen in kurzer Zeit ihre Macht, bemeistern sich der wenigen Weißen, wenn diese einen ernstlichen Widerstand versuchen sollten, und verwandeln das ganze Land, eben so wie die brasilischen Indier die herrliche Provinz Pará, in eine Wildniß, wo nur die schlechtesten Leidenschaften regieren, das Recht des Stärkeren allein Anwendung findet.

Es ist in den letzten Jahren ein einziger, aber verunglückter Versuch gemacht worden, einen noch wenig gekannten Theil des östlichen Peru zu durchforschen. Die zwei oben genannten Engländer, Smyth und Lowe, unternahmen aus dem Stegereife eine Entdeckungsreise nach den Seitenströmen des Ucayale, vermeinend, daß sie durch Erforschung eines bis an den Fuß der Anden reichenden schiffbaren Weges Peru eine Wohlthat erweisen, dem Welthandel eine neue Bahn brechen würden. An dem Vorhandensein des ersteren hat seit einhundert Jahren Niemand gezweifelt, indem damals zahlreiche Missionen eine Kette von dem Gebirge bis zu dem Flusse Perené bildeten, und kurze Notizen über die in diesem Bereiche liegenden Gegenden und ihre Verbindungen von den Mönchen in verschiedenen Schriften gegeben worden waren. Die Hoffnung aber, durch die Benutzung dieser Wasserstraße

Veranlassung zu commerciellen und sittlichen Veränderungen in den betroffenen Ländern zu geben, war jedenfalls allzu sanguinisch, und ohne genügende Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse gefaßt worden. Hingegen würde jene Expedition im Falle des Gelingens für Geographie und Naturwissenschaft großen Nutzen gebracht haben, da gerade diese Seiten der Forschung in den spanischen Missionsberichten gewöhnlich ganz vernachlässigt sind. Unglücklicher Weise mangelten den Reisenden die nöthigen Vorkenntnisse und selbst die Mittel zur genügenden Ausführung des zu leicht geachteten Unternehmens. Schon im Anbeginn häuften sich Schwierigkeiten, die zwar nur von gewöhnlicher Natur, dennoch den mit dem Lande und seinen Bewohnern nicht Vertraueten und übel Ausgerüsteten so unüberwindlich sein mußten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie den eigentlichen Endzweck und den ursprünglichen Reiseplan aufgaben. Zu einem Entdeckungszug in das Innere südamerikanischer Wildnisse werden größere Vorbereitungen und bedeutendere Geldmittel erfordert, als Derjenige voraussetzt, welcher nur weiß, daß in den Urwäldern kein Geld im Umlaufe ist, der Reisende vielmehr auf seine Anstrengungen und seine Fertigkeit hingewiesen ist, um in der umgebenden Natur die Mittel der Befriedigung einfacher Bedürfnisse zu entdecken. Ohne eine zahlreiche, aus den civilisirten Gränzprovinzen stammende Begleitung waffenfähiger und muthiger Männer die Erforschung unbetretener Einöden unternehmen zu wollen, wäre unnützliche Tollkühnheit. Durchstreifen jene Forste auch keine Raubthiere von der Größe und Furchtbarkeit der afrikanischen, so bedrohen dennoch viele Gefahren das Leben eines Einzelnen. Die Onze kennt dort das Uebergewicht des Menschen nicht wie in den bevölkerten Gegenden und greift ihn ungescheuet an; Schlangen und zahlreiche Arten von giftigen Insecten üben noch immer eine unbestrittene Herrschaft, Krokodile wohnen schaarenweis in den Flüssen und umgeben lauernd den gebrechlichen Kahn, um des Fährmannes sich zu bemächtigen, sollte ein plötzliches Aufrennen auf verborgene Klippen, ein Strudel oder ein Windstoß ihn in die Wellen stürzen. Unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet die Art der Vegetation, die Beschaffenheit des Bodens, die Menge der in allen Richtungen sich vertheilenden Flüsse, und der Nahrungsmangel, denn ungeachtet des Reichthumes der tropischen Natur giebt es weite Strecken in jenen Forsten, wo der Jäger umsonst nach Beute sich umsehen würde, Gewässer, die aus unbekannten Gründen von den Fischen geflohen werden. Selbst der mit der Natur seines Vaterlandes ver-

trauete Indier unternimmt nie ohne Begleitung einen weiteren Zug in die Wildniß, denn in der Mitte ihrer Gefahren verschwindet einfache Menschenkraft in Nichtigkeit. Am meisten sind aber die uncivilisirten Indierstämme zu fürchten, indem ein jeder Fremder ihnen ein Feind zu sein dünkt, und sie gegen die Weißen fast ohne Ausnahme den bittersten Haß nähren, da sie entweder durch diese gelitten haben, oder doch Kunde von den Unthaten zu ihnen gedrungen ist, welche jene auf allen Gränzen begehen, sei es aus Mordlust und Verachtung gegen den ungetauften, als Mensch nicht anerkannten Wilden, oder aus Raubsucht wenn sie Sclaven zu erbeuten suchen. Gegen die List und die Zahl der Eingebornen versucht eine kleine Zahl von Reisenden sich umsonst zu vertheidigen. Wir selbst entsinnen uns einer Erzählung des verdienstvollen Franciscaners, Padre Plaza, von den Gefahren, die ihm die Völker des obern Ucayale bereiteten, als er seinen langgenährten Plan, auf jenem Flusse bis an die Anden vorzudringen, ausführte. Während mancher Tagereise schienen die Uferforste da ohne Bewohner, wo man, allen Nachrichten zu Folge, ein zahlreiches Volk vermuthen mußte. Kein Laut der Drohung oder Herausforderung, wie der Indier sie ausstößt um sich zu ermuthigen, oder um den Feind zu schrecken, war aus dem Dunkel des Urwaldes hervorgeschollen, und selbst jene hölzerne Trompete war nicht gehört worden, mit welcher der Ureinwohner Perus auf stundenweite Entfernung die Krieger seines Stammes zusammenruft, oder von annahender Gefahr benachrichtigt. Man hatte jedoch dieser Ruhe zum Glück der fünfhundert Männer zählenden Expedition mißtrauet, denn weit oberhalb des Ortes, wo das Zusammentreffen erwartet worden, hatten die Caschibos, das wildeste Volk jener Gegenden, nachdem sie die Fahrzeuge lange und geduldig zu Lande begleitet hatten, sich in Hinterhalt gelegt. So dicht und wohlgezielt war der nach einem Signale auf die Kähne stürzende Hagel von vergifteten Pfeilen, daß mit der ersten Ladung die Hälfte der Ruderer geblieben sein müßte, hätten sie durch Schein der Sicherheit verführt jene Schutzdächer aus ungegerbten Thierhäuten entfernt, mit welchen bei allen ähnlichen Fahrten die Kähne gegen meuchlerische Schüsse verwahrt werden. Die Anstrengung der gesammten Mannschaft wurde erfordert, um den Durchgang an jener wohlvertheidigten Stelle, wo eine kleine Gesellschaft verloren gewesen wäre, zu erzwingen.

Von dem Augenblicke an, wo der Reisende die letzten Niederlassungen am Fuße der peruanischen Anden verläßt, um in gerader

östlicher Richtung vorzudringen, wird ihn, bis zur Ankunft in Sarayacu, der einzigen Mission des Ucayale, Verrath umgeben. Die englischen Reisenden, die nie einen Urwald betreten, scheinen Dieses nicht gewußt zu haben, oder betrogen worden zu sein, sonst hätten sie nimmermehr die Absicht gehegt, auch dann noch ihre Fahrt anzutreten, als die Flucht der kleinen militairischen Bedeckung, die ihnen durch besondere Gunst der peruanischen Regierung geworden war, bereits bewiesen, welcher Erfolg von dem Unternehmen erwartet werde. Der Peruaner von weißer Farbe empfindet eine kaum sich verbergende Abneigung gegen jeden Europäer, und wird sehr selten ihm zur Ausführung seiner Pläne die Hand bieten. Unwissenheit und Mißtrauen gesellen sich zu jener instinctartigen Empfindung, und rathen jedes Unternehmen eines Fremden um so mehr zu bekämpfen, je mehr es aus dem Kreise des dort Gewöhnlichen und Begreiflichen heraustritt. Vor Allen ist aber in Peru der Name eines Engländers verhaßt, indem der große Haufe mit ihm stets den Begriff des Atheismus oder feindlicher Ketzerei verbindet, die Vornehmern die ganz rücksichtslosen Demüthigungen nicht vergessen, die Zurechtweisungen nicht verschmerzen können, die sie wegen unverständiger, oder das Völkerrecht verletzenden Unternehmen während ihrer Revolution von britischen Kriegschiffen und Agenten erhielten. Es ist nicht zu verwundern, daß jene Reisenden, sobald sie auf den östlichen Gränzen der Republik angekommen waren, statt der gehofften Unterstützung nur Gleichgültigkeit begegneten, vielleicht gar Beweise von geheimer Gegenwirkung erhielten. Sie versuchten dennoch den Pachitea, einen Seitenfluß des Ucayale, zu erreichen, sahen sich aber zeitig zum Umkehren genöthigt, zum Theil wohl durch eigene Schuld, besonders durch Unkenntniß des Charakters ihrer indischen Begleiter, von deren Hilfsleistungen doch der Ausgang des Unternehmens abhing. Es ist nicht leicht mit den entarteten Indiern der peruanischen Bergprovinzen lange Zeit zu harmoniren, und der Europäer bedarf der Gabe der Selbstverläugnung im hohen Maaße, der mit ihnen zusammenzuleben unternimmt. Smyth meinte seine rohen Gefährten für den Entdeckungszug zu enthusiasmiren, indem er die Charten vor ihnen ausbreitete und von den großen Vortheilen sprach, die eine Wasserstraße dem östlichen Peru bringen müsse. Besäße der stumpfsinnige Indier Kenntnisse, um eine Landcharte zu begreifen, so würde schon der Umstand, daß jener Plan von einem Weißen ausgegangen, ihn mit Mißtrauen erfüllt, zur heimlichen Opposition verleitet haben. Man ging noch weiter und bedrohte die

Flüchtlinge mit Züchtigung, ohne zu bedenken, daß ein Indier wohl ein unterwürfiger Diener seines Herrn in den Städten sei, aber sobald er mit ihm in den Wäldern angekommen ist, das Uebergewicht erlange, und ihn eben so zu beherrschen vermöge, wie der Araber in der Wüste das Meisterrecht über den Franken übt, den er zu geleiten versprochen. Noch vor Erreichung der äußersten Gränze hatten die Indier und Soldaten der Expedition, gegen ihren Willen zusammengetriebene, unrichtig behandelte und schlecht bezahlte Menschen, sich zerstreuet, denn der Bewohner des peruanischen Gebirges hängt, trotz des auf ihm lastenden Druckes, weit mehr an seinem Vaterlande als der Indier der Missionen von Maynas, welcher, den Sitten seiner wilden Vorfahren weit weniger entfremdet, freudig jede Gelegenheit zu einem Zug durch die Wildniß ergreift, und ein ungleich besserer und muthiger Begleiter ist. Es blieb den Briten nichts übrig, als den Rückweg anzutreten und mit einer geringen Begleitung auf dem bekannten Flusse Huallaga sich einzuschiffen, um durch ihn das Ziel der Wünsche, die Mission des Ucayale, zu erreichen. Sie reisten mit solcher Schnelligkeit, daß sie in zwanzig Tagen den größten Theil der Fahrt zurücklegten, und sich in jener merkwürdigen Gegend sahen, wo der Fluß zwischen großen Felswänden in die unübersehlichen Ebenen des Amazonenthales hinaustritt. An jenem Orte mündet der Chipurana, ein kleiner von Osten kommender Fluß in den Huallaga. Seit mehr als vierzig Jahren bedienten sich seiner die Indier der Missionen um nach dem Ucayale zu gelangen, indem sie bis in die Nähe seiner Quellen hinauffahren, eine kurze Landenge zu Fuß durchwandern, und auf dem kleinen Flusse Santa Catalina, der in den Ucayale fällt, sich wiederum einschiffen. Unfern von seiner Mündung liegt das Dorf Sarayacu, der einzige Punkt des weitschichtigen Landes, wo noch einige Civilisation und Gehorsam gegen bürgerliche Gesetze sich erhalten hat. Ohne die Ausdauer des Franciscaners, Padre Plaza, der seit dreißig Jahren unter den Wilden sich aufhält, wäre auch dieser Ort schon lange untergegangen, da die Regierung Perus von ihm keine Notiz nimmt, und weder für Schutz noch für Unterstützung des verdienstvollen Mönchs sorgt, der zwischen besonders rohen Völkern wohnend, durch Klugheit und Achtung gebietenden Charakter dennoch verstanden hat, seine Herrschaft über die rohen Gemüther der Neophyten zu behaupten. Er widerrieth den englischen Reisenden jeden Versuch den Ucayale aufwärts zu befahren, weil ihre Mittel durchaus nicht den Kosten eines solchen Unternehmens

angemessen wären, vielleicht auch weil es ihm nicht entging, daß jene der Erfahrung und sonstigen Eigenschaften ermangelten, um die Führer eines Entdeckungszuges zu sein. So blieb ihnen nichts übrig, als den gewöhnlichen Weg zu ergreifen, den Strom hinab in den Marañon zu gehen und diesen zu verfolgen, bis er, unter verändertem Namen, in das atlantische Meer sich ergießt. Dieser Theil des Weges wurde schnell und ohne besondern Unfall zurückgelegt, die Schwierigkeit ausgenommen, in Brasilien die nöthigen Ruderer für ihren Kahn zn erhalten. Einmal schien das Schicksal sie mit einem nothgedrungen langen Aufenthalte in einem elenden Indierdorfe zu bedrohen, doch entkamen sie mit der Furcht diesem Loose, welches freilich für jeden Andern als den Naturforscher ein schreckliches sein müßte.

Im Verlaufe dieser Reise, deren an sich kurze Beschreibung eben nicht reich an neuen Bemerkungen ist, wurde eine einzige, in neueren Zeiten nicht umständlicher beschriebene Gegend berührt. Der untere Theil des Ucayalethales gleicht im Allgemeinen ganz den Ufergegenden des peruanischen Marañon, wird aber von den civilisirten Bewohnern der Gränzprovinzen gern als ein Wunderland beschrieben. Der Strom führt aus großen Fernen die Gewässer der Anden herbei, denn seine obersten Confluenten entspringen im Süden der höchsten Berge der neuen Welt, des Ilimani und Sorata. Der Beschiffung stellen sich im untern Drittheile seines Laufes keine Hindernisse entgegen. Zwischen niedrigen waldigen Ebenen wälzt er seine Masse, in einem Bett von viertelstündiger Breite dahin, nur von Sandinseln, nie von Klippen unterbrochen, indem Felsen oder einzelne Steine in jenem, durch Anschwemmung allein entstandenen Gelände durchaus nicht vorkommen. Der Mangel der letzteren wird nicht nur schon jetzt von den halbwilden Missionsindiern unangenehm empfunden, sondern droht die Industrie von civilisirteren Generationen dereinst zu hindern. Sollten je Städte am Ucayale oder Marañon zu erbauen sein, so werden ihre Bewohner jedes Baumaterial, mit der einzigen Ausnahme des Holzes, von dem Abhange der Anden beziehen müssen. Dafür wird ihnen aber jener Strom eine natürliche Straße bis nach Bolivien eröffnen, denn wenn auch in seinem obern Zweige, dem Beni, einzelne Fälle und andere Hindernisse die Beschiffung erschweren mögen, so sind diese wahrscheinlich weder so zahlreich noch so groß wie in dem viel unbedeutenderen, aber am Fuße der Anden verlaufenden Huallaga. Wie im Amazonenstrome ist selbst bei niedrigem Wasserstande die Tiefe überall so bedeutend, daß Fahrzeuge, von den Verhältnissen einer

großen Brig, ohne Schwierigkeit wenigstens bis drei Breitegrade über die Mündung hinaufsegeln könnten. So groß ist die dem Marañon durch den Ucayale zugeführte Wassermasse, so majestätisch der Anblick seiner breiten Mündung, daß der unfruchtbare Streit der alten Zeit, welcher von beiden Strömen als eigentlicher Stamm des mächtigen Amazonas anzusehen sei, wenigstens unter den Peruanern bis heute noch unentschieden fortdauert. Nie haben aber an diesen Ufern größere Colonien der Weißen bestanden. Die Urbewohner der höheren Gegenden haben bisweilen den Aufenthalt von Missionairen gestattet; es hat zu Zeiten geschienen als ob Religion und Sitte unter ihnen wurzeln wolle, allein immer sind sie in die alte Barbarei zurückgesunken, haben ihre Lehrer ermordet, oder in seltneren Fällen sich mit ihrer Vertreibung begnügt. Das Dorf Sarayacu, fast unter dem siebenten Breitegrad gelegen, ist seit 1791 die einzige Mission, und entstand durch Vereinigung einer Menge von Familien verschiedener ehemals in Missionen lebender Stämme, die zur völligen Rückkehr in den wilden Zustand ungeneigt oder unfähig waren. Solchen Vermischungen begegnet man überhaupt häufig in den peruanischen Missionsdörfern. Die Priester suchten sie aus manchen Gründen herbeizuführen, veranlaßten aber, daß die unabhängigen, auf Absonderung haltenden Stämme mit Stolz oder Feindlichkeit auf die Indier der Missionen herabblickten. Oft zeigte es sich aber auch, daß die nationellen Abneigungen unter allen Umständen sich erhielten, und daß die wenigen, einen Volkstamm in einer Mission repräsentirenden Familien sich nicht vertrugen. In Laguna, einem großen Dorfe des Huallaga, hatte man drei Volkstämme zusammengebracht, jedem aber ein besonderes Quartier zur Erbauung seiner Hütten anweisen müssen. Dennoch gab jedes Fest zu großen Uneinigkeiten Veranlassung, und endlich (1828) löste doch das Ganze sich auf, indem zwei Stämme auswanderten und am Marañon Dörfer begründeten, in welchen sie ein sehr unabhängiges Leben führen. Aehnliche unsichere Verhältnisse herrschen in Sarayacu, und der Tod des Greises, der dort der Mission vorsteht, wird ohne Zweifel den Untergang des Dorfes veranlassen. Gegenwärtig wohnt in ihm ein Gemenge von Panos, Setibos, Conibos, Schipebos und Sencis.

Eine Mission in Peru gleicht im Aeußern ziemlich der andern. Am Flußufer, jedoch so hoch, daß die periodischen Ueberschwemmungen die Niederlassung nicht erreichen, liegen in regelmäßige Reihen geordnet die Hütten der Indier, leichte Baue aus Baumstämmen,

Rohr und Palmenblättern, aber luftig wie das Klima fordert, geräumig und im Innern reinlich. Das einzig ausgezeichnetere Gebäude ist die Kirche, jedoch ist sie nur durch Größe, nicht durch Baustyl oder Schmuck unterschieden, vielmehr gleicht sie meistens einer großen Scheune. Das Innere rühmt sich keiner besseren Zierrathen, als der von den Indiern selbst gefertigten; Heiligenbilder und Hochaltar sind mit verwebten Vogelfedern, mit aufgereihten Bälgen von azurblauen oder rothen Schmuckvögeln (Ampelis), oder mit Palmenzweigen geschmückt, die in Muster geflochten sind. Unfehlbar hängen auf einem sehr hohen wohlgedeckten Gestell vor der Kirchthüre die Glocken, die aus den Andengegenden herbeigebracht dem Indier Gegenstände halber Verehrung sind, indem das Läuten derselben für ein christliches Werk gilt, und Dem Nutzen bringt, der es oft unternimmt. Die Wohnung des Pfarrers ist, nächst der Kirche, gewöhnlich das einzige mit undurchsichtigen Wänden versehene Gebäude des Ortes, und enthält wohl auch ein und das andere Stück von Hausrath, veralteten europäischen Formen nachgeahmt, aber so roh gearbeitet, daß die Verfertiger leicht zu errathen sind. Die Hütten der Indier sind jedoch ihrer inneren Einrichtung nach nicht an allen Orten sich ähnlich. Am Ucayale ist die Plage der Mücken und Schnacken ungleich größer als am Huallaga; darum sieht man dort schon jene an die Häuser angebaueten, nach allen Seiten dicht verschlossenen kleinen Räume, in welche sich die Familie des Nachts zurückzieht, um Ruhe vor den Insecten zu finden, eine am Marañon zumal unentbehrliche Einrichtung. Das Hausgeräth ändert zwar sehr in seiner Form, seinen Bestandtheilen und dem an die Verfertigung gewendeten Fleiß, gleicht sich aber bei der Gleichförmigkeit der Bedürfnisse überall in Bedeutung. Um den niedrigen Herd oder den Platz des stets brennenden Feuers reihen sich Krüge mit geistigen Getränken der Männer, große Urnen aus gebrannten Thon mit Mais und ähnlichen Vorräthen gefüllt, und einige ausgehöhlte Holzblöcke statt der Sitze. Auf niedrigen Gestellen entlang der dünnen Gitterwände bewahrt man das kleinere oder zerbrechlichere Geräth, die Trinkschalen aus kürbißartigen Früchten gewisser Bäume gemacht, die von einigen Völkerschaften mit vieler Kunst gemalt werden, irdene, oft sehr sorgfältig gearbeitete Gefäße, das ungemein werthvolle eiserne Arbeitszeug, welches im Tausch von umherziehenden Kaufleuten erhandelt oder als Lohn geleisteter Ruderer-Dienste erlangt wurde, und die sonntägliche Kleidung aus weißen Baumwollenzeuch, indem nach dem Gesetz dem Indier

nicht gestattet ist, irgendwo unbekleidet einherzugehen, und besonders bei Besuch der Kirche ein reinlicher und vollständiger Anzug verlangt wird. Was der Mann braucht, Bogen, Pfeile, Wurfspieß, Blasrohr und Angeln hängt an den Wänden umher, und die Stämme des Amazonas setzen zu diesen die Schilder aus dicker Manatihaut hinzu, die sie aus früheren Zeiten beibehalten haben und bei Aufführung von kriegerischen Tänzen brauchen, wenn sie auch die Befehdung ihrer Nachbarn seit Menschenaltern aufgegeben haben mögen. Die Schlafstätte besteht näher der brasilischen Gränze in Hangematten, am Huallaga, Ucayale und obern Marañon aus niedrigen, mit Rohr bedeckten Gestellen, die, von einem einzigen Vorhang aus groben Baumwollenzeuch dicht verhüllt, groß genug sind für die ganze Familie. Auf die gewöhnliche Industrie der Weiber deuten einige Körbe mit Baumwolle, und wo die Civilisation älter ist, wohl auch ein Webstuhl von der allereinfachsten Structur. Alle diese Gegenstände liegen gemeiniglich bunt durcheinander, denn wenn auch alle Indiervölker des östlichen Peru körperlich ungemein reinlich sind, im Laufe des Tages sich drei bis viermal baden, so haben sie dennoch von häuslicher Ordnung und Sauberkeit keinen Begriff.

Viele der ihm im wilden Zustande eigenthümlichen Züge hat der Indier in die civilisirte Lebensweise der Missionen hinübergenommen. Man würde umsonst nach einem Familienleben suchen. Egoismus ist das herrschende und von Allen befolgte Gebot. Der Mann regt sich nur dann aus seiner Unthätigkeit, wenn die Nothwendigkeit oder Befehl der Vorgesetzten ihn zwingt. Selbst seine Beschäftigung, jagend und fischend umherzustreifen, ist mit den schweren Arbeiten der Weiber nicht zu vergleichen. Er verbringt entweder die Zeit im Müssiggange, oder wiegt sich halbtrunken in seiner Hangematte, während seine Frau der Last der Mühen fast erliegt. Bei dem Schlusse einer Ehe legt der Mann zwar die Pflanzung an, und erhält, so lange er geistige Getränke austheilen kann, den Beistand seiner Nachbarn, allein die fernere Bebauung wird den Weibern überwiesen. Der Knabe lernt zeitig das Vorrecht seines Geschlechtes kennen, und daher ist die Behandlung der Mütter von Seiten der Söhne mindestens in der Jugend eine solche, daß der zuschauende Europäer sich zum größten Unwillen gereizt fühlt. In wenigen Dörfern hat man es dahin gebracht, daß die Familienglieder gemeinsam ihre Mahlzeit verzehren. Stets steht ein großer Topf mit Bananen und ähnlichen Früchten auf dem Feuer, wo jeder nimmt und ungesellig seinen Hunger

in einem Winkel niederhockend stillt, wenn er will, unbekümmert ob für die Nachfolgenden etwas übrig bleibe. Nur Trinkgelage bringen eine Art von Vereinigung, mindestens unter den Männern hervor; die Weiber müssen sich begnügen abgesondert und verborgen ihre Tänze aufzuführen, und dürfen auch da den Processionen, Vermummungen und Festzügen der Männer sich nicht anschließen, wo sonst mildere Sitten eingeführt sind. Dieser höchst abstoßende Mangel an allen weicheren und herzlichen Gefühlen und diese trostlose Gleichgültigkeit gegen allen Verband der nächsten Verwandschaft würde an die erste Periode der menschlichen Existenz erinnern, wo Selbstsucht ein Gebot der Natur, das rechtliche Mittel der Selbsterhaltung ist, erschiene der Uramerikaner nicht in allen andern Hinsichten diesem Bilde entfremdet, wie ein Greis mit erschöpfter Lebenskraft und ohne moralische Energie zur Erreichung des Besseren. Klar legt sich die Herrschaft dieses thierischen Instincts der Erhaltung auch dadurch zu Tage, daß großartige Naturerscheinungen den Indier nur dann aus der gewohnten stumpfen Gleichgültigkeit aufregen, wenn sie seine Sicherheit bedrohen. Ihre wohlthätigen Wirkungen lassen ihn kalt. Das Walten einer höheren Macht bemerkt und achtet der Indier nur wenn Todesfurcht ihn ergreift, Gefühle des Dankes und der Bewunderung kennt er nicht. Daher ist auch die Religion aller wilden südamerikanischen Stämme düster, beschäftigt sich gemeiniglich nur mit einem bösen Princip, und gewinnt der Natur nirgends ihre schönere Seite ab. Der christliche Glaube hat, so weit er eingedrungen ist, keine sehr bemerkliche Veränderung hervorgebracht: wenn der Indier von Maynas nach dem dort geltenden Maaßstabe ein so guter Christ geworden, als er je zu werden fähig ist, bringt doch nur Zwang ihn dazu, bei Dankfesten die Kirche zu besuchen, während er häufig in allerlei abergläubischen Bräuchen ertappt wird, durch welche er die unterirdischen Mächte sich gewogen zu machen vermeint.

In den meisten Gegenden des östlichen Peru wird der Europäer noch immer entweder angestaunt als ein fremdartiges Wesen, oder gefürchtet und geflohen, wenn ihn der Zufall in eines der abgelegensten Dörfer führt. Haß, wie ihn der Peruaner der Anden verrathet, empfindet jedoch der Halbwilde von Maynas nicht gegen den Fremden, denn von den Spaniern empfing er nur Gutes. Daher beschränkt sich seine Abneigung gegen die Weißen eigentlich allein auf die peruanischen Creolen, deren Joch schwerer lastet als das der ehemaligen Gebieter, und die auf Kosten der unglücklichen Bewohner der Missionen ihre Um-

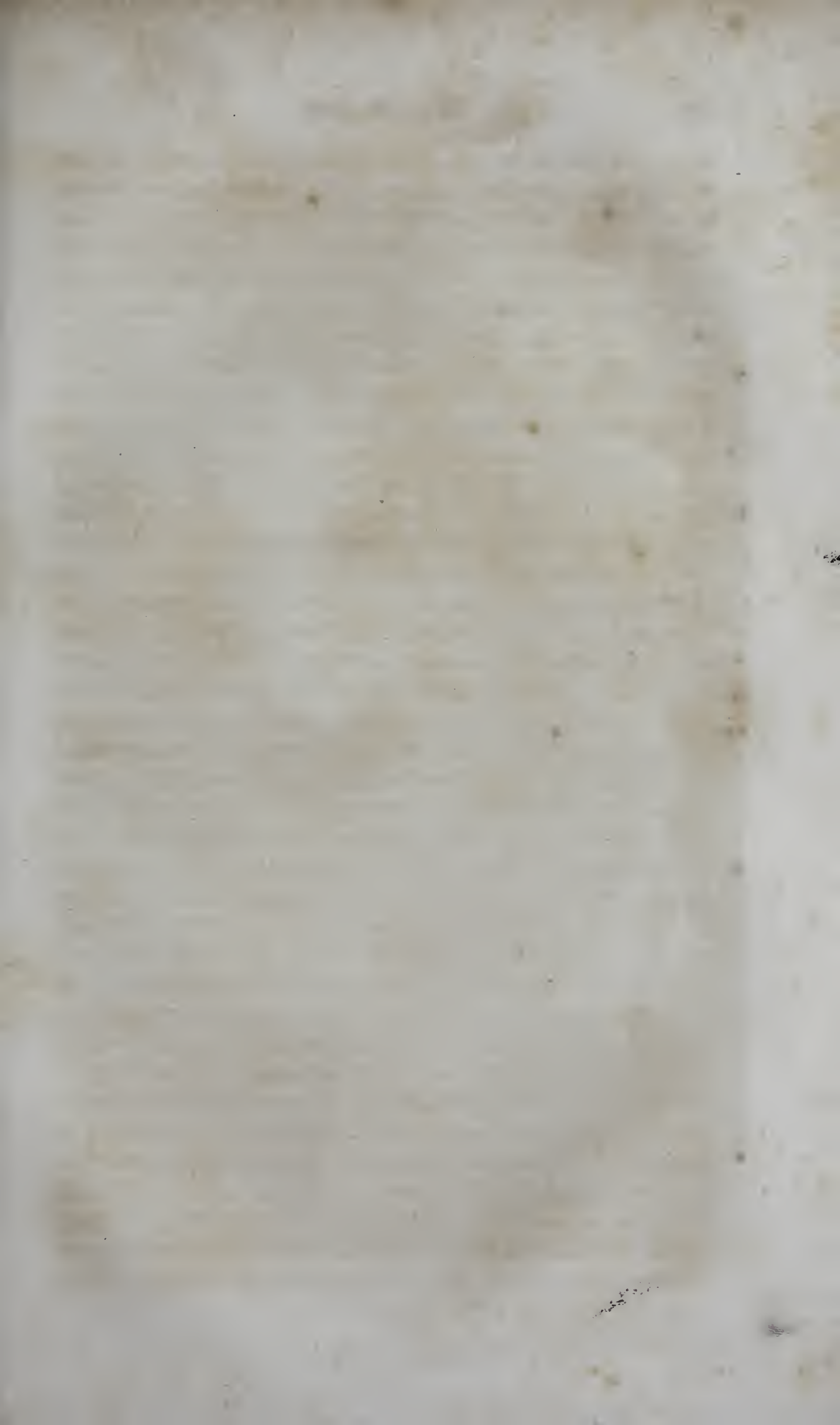
stände zu verbessern suchen, wenn sie, durch den bunten Wechsel der Parteien begünstigt, in dem entlegenen Osten ein Amt erhalten haben. Der Indier unterscheidet mit vieler Genauigkeit den Europäer, und räumt ihm freiwillig eine hohe Stellung ein. Dennoch ist es keine leichte Aufgabe für den letzteren, sich in den Dörfern einzubürgern oder nur eine große Reise durch das Land zu machen. In älteren Zeiten war besser für Aufnahme und Fortkommen der Reisenden gesorgt. In jedem Dorfe wurde durch die Bewohner ein Haus im Stande erhalten, wo Fremde Obdach fanden, während die Alcalden dafür zu sorgen hatten, daß man ihnen Lebensmittel in den ersten zwei Tagen unentgeltlich, später zu den gesetzlichen sehr billigen Preißen lieferte. Nicht minder lag es der Behörde ob, die Indier herbeizuschaffen und ihren Lohn zu bestimmen, wenn ein Reisender Ruderer oder Lastträger bedurfte. Unter der jetzigen Regierung sind diese Einrichtungen meistens zu Grunde gegangen, und daher kann ein Fremder leicht in große Verlegenheiten gerathen, wochenlang aufgehalten werden, ehe er die wenigen Begleiter erlangt, und am Ende genöthigt sein ihre Launen ruhig zu ertragen. Um geraume Zeit in einem Dorfe zu leben, wird der Schutz eines Missionairs erfordert, denn ohne solchen würde der Fremde weder eine Hütte noch einen Diener miethen können, und gezwungen sein auf Jagd und Fischfang auszugehen. Im besten Falle darf Keiner hoffen ohne praktischen Sinn sich aus den mißlichen Lagen, die von einem solchen Aufenthalt unzertrennlich sind, herauszuwinden, oder ohne ein ermuthigendes höheres Interesse, den Mangel an allem besseren und civilisirten Umgange Monate lang zu ertragen. Die Freude des Einsamen theilt Niemand, seine Leiden bleiben unbemerkt, und er muß die schwere Kunst erlernen, in allen Umständen sich selbst genug zu sein. Ein Tag verstreicht so einförmig als der andere, und treten Unterbrechungen ein, so sind sie selten angenehmer Art. Gewöhnlich beziehen sie sich auf große Indierfeste, die aus sechstägigen Trinkgelagen bestehen, und die rohe Gesellschaft in ihrer widerlichsten Gestalt erscheinen lassen, Nahrungsmangel gesellt sich oft hinzu, indem die Eingebornen theils wirklich keine Vorräthe aufbewahren können, wo Feuchtigkeit und Insecten schleunige Verderbniß derselben herbeiführen, theils viel zu indolent sind, um zur Zeit des Ueberflusses an zukünftige Entbehrung zu denken.

Betrachtung und Genuß der Natur sind in solchen Verhältnissen für den Empfänglichen nie versiegende Quellen der Freude und des Trostes. Sie vermögen eine Menge von Leiden in Vergessen-

heit zu bringen. Ein glanzvoller Morgen, verlebt auf einem jener Ströme, oder in der Mitte einer üppig grünenden Wildniß, wo zahllose Thiere die Geschäfte ihres Haushaltes betreiben und ihre Lebenslust durch mannichfache Töne verrathen, giebt dem Reisenden seine Energie zurück, und söhnt ihn aus mit den Unannehmlichkeiten, die ihm die Menschen bereiteten. Wird ihm ja einmal der Aufenthalt an einem Orte unerträglich, so bleibt ihm meistens die Gewißheit, daß er ungebunden durch Rücksichten und Besorgnisse, wie festangesiedelte Menschen in Europa sie empfinden, weiter wandern, seine Hütte errichten kann, wo er will. Es öffnet sich ihm ein um so größeres Feld, je bedürfnißloser, je selbstständiger er ist. Ueber die Wahl seiner Wege kann ein Reisender keine großen Zweifel hegen, nachdem er einmal die äußersten Gränzen der Colonien verlassen, in jene Wildnisse der Mitte Südamerika's eingedrungen ist. Straßen, um auf festem Boden von Ort zu Ort zu reisen, giebt es nirgends; die Fußpfade der Eingebornen erstrecken sich nie über den nächsten Umkreis ihres einsamen Dorfes, und führen höchstens zu einem Einschiffungspunkte oder zu einer Stelle des Forstes, wo auf einem nothdürftig gereinigten Platze kleine Anpflanzungen von gewöhnlichen Nahrungsgewächsen gemacht worden sind. Die Beschaffenheit des Bodens, die Undurchdringlichkeit der Wälder, das Netz von Flußverbindungen bedingt die amphibische Lebensweise der Eingebornen. Alle verstehen bis auf die Kinder herab die Führung eines Kahnes, der schmal und schwankend, aus einem einzigen Baumstamme verfertigt, anfangs ein sehr unsicheres Fahrzeug zu sein scheint. Knaben von zehn Jahren fürchten es nicht, auf Kanoas von kaum zehn Schuhen Länge die breiten Arme des Amazonas zu kreuzen, und befahren die wenig bewegten Buchten mit Kaltblütigkeit, wo in allen Richtungen Krokodile lauern, die jedoch zu allem Glück von der unwiderstehlichen Gewalt ihres Schweifes nie zum Angriffe Gebrauch machen, sich begnügen mit hämisch lüsternem Blicke den Rudernden zu folgen, deren Fahrzeug sie im Augenblick zertrümmern oder umstürzen könnten. Flüsse sind die einzigen Verbindungsstraßen auf einer Fläche von vielen Tausenden von Quadratmeilen, und ihre Benutzung, obgleich mit mancher eigenthümlichen Gefahr verbunden, führt stets zum Ziel, da nirgends ein Ort von den Ufern entfernt angelegt wird. Der europäische Reisende ist freilich in seinen Bewegungen nie ganz so unabhängig wie der Indier, denn obgleich er manche Erfahrung gesammelt haben möge, sich in vielen Bedrängnissen selbst zu helfen wisse, darf er es doch nicht wagen, eine

lange Reise auf einem ihm völlig unbekannten Strome ohne alle Begleitung zu unternehmen. Der Arbeit des angestrengten Ruderns hält kein Weißer Tage lang aus. Das Ruder ist aber selbst dann unentbehrlich, wenn man stromabwärts fährt, denn bald gilt es das Ufer zu erreichen, wenn ein Unwetter heraufzieht, das die Wellen des breiten Stromes zur gefahrvollsten Höhe empört, bald muß man demselben eilig ausweichen, wenn Wirbel an seinem tiefunterhöhlten Fuße sich gebildet haben, und anderemale muß der Kahn die versunkenen Baumstämme oder die engen Canäle vermeiden, die vom Hauptstrom sich abtrennen, anfangs sehr reißend sind, und meistens weiterhin zwischen undurchdringlichen Verhauen von weggewaschenen Waldstrecken sich verlieren. Es hält jedoch nicht allzuschwer sich die erforderliche Begleitung zu verschaffen, wenn der Reisende, mit dem Charakter der Eingebornen vertrauet, diese zu behandeln versteht, und ihr Vertrauen genießt. Die Neigung zu einem abenteuerenden, herumziehenden Leben hängt dem Indier noch an, der seit vielen Generationen der Ordnung der Missionen unterworfen gewesen ist, und bildet überall eines der am schwersten überwindlichen Hindernisse seiner Civilisirung. Mit Begierde ergreift er jede Gelegenheit dem Zwange des Dorfes zu entkommen, und geleitet den Weißen gern bis in Entfernungen von mehr als einhundert Meilen, wenn die Bezahlung ihm genügt und sicher ist, und er auf nachsichtige oder doch menschliche Behandlung zählen kann, welche ihm der brasilische oder peruanische Weiße und Farbige so selten angedeihen lassen. Vor dieser Wanderlust verschwinden alle Rücksichten, und auf manchen Europäer hat die Gleichgültigkeit einen ungünstigen Eindruck gemacht, mit welcher der zu einer mehrmonatlichen Reise entschlossene Indier von den Seinen sich trennt. Indessen ist hier der für den europäischen Menschen geltende Maaßstab nicht anzuwenden. Der Ureinwohner Südamerikas entbehrt jenes feine Gefühl, welches anderen Menschen zwar zur Quelle großer Genüsse, aber auch zur Ursache unendlicher Leiden wird. Seine Abwesenheit verhängt über die Seinen keine besonderen Entbehrungen, setzt sie, zumal in den Missionsdörfern, keinen vermehrten Gefahren aus. Die Frau ist ohnehin genöthigt gewesen für Erhaltung der Familie zu sorgen, sie hat das Feld bestellen müssen, hat höchst selten den Beistand des Mannes erhalten, und versteht so gut als dieser zu fischen und die härtesten Arbeiten zu verrichten.

Zur Beschiffung der großen Ströme des östlichen Peru und der Nachbarprovinzen Brasiliens bedient man sich, je nach Verhältniß der





Jos. Jung sc.

MALPASO DEL ESTERO.

Kunstfertigkeit und des Handels, verschiedener Fahrzeuge. Im ersteren Lande, wo das Handwerk des Zimmermannes von sehr Wenigen auf die unvollkommenste Weise geübt wird, und das Pfund Stangeneisen den Werth eines spanischen Thalers hat, kennt der Eingeborne keine anderen Fahrzeuge als Kanoas aus einem Stamme verfertigt, die aber zum Theil so groß sind, daß zwölf Menschen in ihnen Platz finden. Für Flüsse voll Klippen, Stromschnellen und Untiefen, wo harte Stöße ausgehalten werden sollen, bisweilen Umgehung der Fälle zu Lande nöthig wird, sind jene Kähne vorzüglicher als alle andere, aus Stücken zusammengesetzte, die man nicht unbeschädigt über die Klippen des Ufers fortschleifen könnte. Ein solcher Strom ist der Huallaga. Man ist gezwungen, im Laufe einer Tagereise den Kahn drei bis viermal zu entladen, und ihn dann auf eben so mühsame als gefährliche Weise durch die rauschende Strömung hinabgleiten zu lassen. Solche Orte heißen Malpasos und verdienen diesen Namen, da alljährlich Fahrzeuge und Menschen in ihnen untergehen. Schön, wie ihre Umgebungen meistens sind — der Malpaso del Estero, einer der nördlichsten aber gefährlichsten mag dieses beweisen — athmen die Reisenden erst freier, wenn sie jene hinter sich wissen. Um stromabwärts mit Sicherheit und Bequemlichkeit zu reisen, zumal wo Geschwindigkeit nicht verlangt wird, sind Flosse am zweckmäßigsten. Die Indier verstehen diesen eine solche Festigkeit zu geben, obgleich nicht ein Eisennagel zur Erbauung verwendet wird, daß sie Monate lang der Ausbesserung nicht bedürfen und schwere Stürme aushalten. Das vom Wellenschlage unerreichbare leichte Haus von Palmenblättern und Rohr, welches die Mitte des Flusses einnimmt, enthält überflüssigen Raum für die Ladung und Schlafstellen für die Mannschaft, und die Gefahr des Anbrennens wird dadurch vermieden, daß man die Küche — einen Kasten mit Lehm erfüllt, auf welchem das Feuer unterhalten wird — in einen leichten Kahn verweist, der entweder mit einem langen Seile aus Schlingpflanzen an dem Flosse befestigt, oder bei starkem Winde abgelößt wird und in Entfernung folgt. Weiter nach Brasilien hinab erfordert die Breite des Amazonenstromes und seiner größeren Seitenflüsse Kähne von bedeutenden Verhältnissen. Man nennt sie dort Gariteas und giebt ihnen zum Theil eine solche Größe, daß sie einen Mast und kleines Segel führen können. Ihr Hauptttheil ist ein ausgehöhlter Baumstamm, dem man durch wechselweise Anwendung von Feuer und Wasser eine flache Muldenform gegeben hat. Auf seinen Rändern werden Pfosten aufgesetzt

bis die nöthige Höhe der Seiten erlangt ist, ein schief abfallendes Vorder- und Hintertheil und querüber laufende Stemmen verhindern, daß der wesentlichste Theil des Baues seine Gestalt ändere, und ein niedriges, aber sorgfältig gearbeitetes Dach aus Palmenblättern hält den Regen ab. Ein ähnlicher Ueberbau beschützt das Hintertheil, und dient den Reisenden als bequeme Kajütte. In der vordersten Spitze bringen die Indier gern ein geräumiges Gefäß zur Bewahrung des Trinkwassers an, denn das Wasser des Amazonas ist zwar an sich nicht ungesund, aber so mit erdigen Theilen vermischt, und so lau, daß Abklärung und Abkühlung desselben, selbst vom Indier, wo es irgend die Umstände erlauben, vorgenommen wird. Die Ruderer sitzen im Vordertheile, und bedienen sich kurzer Schaufeln, während ein einzelner aber sehr erfahrener Mann, im Hintertheile stehend, mittels eines langen aber freien Ruders die Richtung des Kahnes bestimmt. Die Schnelligkeit einer Garitea ist nicht unbedeutend; gut bemannt legt sie stromabwärts leicht eine und eine halbe geographische Meile in einer Stunde Zeit zurück. In entgegengesetzter Richtung ist aber die Fahrt ungemein langsam, und drei Meilen in einem Tage gelten für ein nicht geringes Werk.

Sind die Nebenumstände günstig, ist es dem Fremden gelungen ein gutes und geräumiges Fahrzeug zu kaufen, eine tüchtige Mannschaft zu miethen, so ist die Bereisung eines jener großen Ströme ein wahrer und großartiger Genuß. Keine Rücksichten lasten auf dem Muthigen und Freien, der, als unumschränkter Gebieter seiner Bewegungen und Zeit, kaum eine Sorge kennt, so lange kein Nahrungsmangel einreißt. Zur Zeit der niedrigen Gewässer ist der letztere kaum möglich. Stundenlange Sandinseln treten dann hervor, und liefern dem Suchenden theils einen übergroßen Vorrath von Schildkröteneiern, theils sind sie der Aufenthaltsort von so zahllosen Enten und anderm Wassergeflügel, daß auch ein schlechter Jäger sie nicht ohne Beute verlassen wird. Andere Vögel, zumal große Hühnerarten, Wildschweine, Rehe und Affen bewohnen die Uferwaldungen, und die Mündungen kleiner Flüsse und die Buchten wimmeln von Fischen. Sind auch die Dörfer des Ufers durch lange Wildnisse getrennt, so erlangt man doch ohne viele Mühe in den größeren einen genügenden Vorrath von vegetabilischen Nahrungsmitteln, um die Reise bis zur folgenden Ortschaft sorglos unternehmen zu können. Bananen, nährende Wurzeln der Yams und Mais besitzen selbst die armseligsten Indier. Man tauscht für Glasperlen und kleines eisernes Geräth die-



Jo. Jung sc.

FAHRT AUF DEM MARANON



selben ein. In Brasilien ist zwar Geld das gewöhnlichere Mittel der Ausgleichung selbst für den Indier, allein in dem Mehl der Mandiocca lernt man da eine eben so nährende als wohlfeile Substanz kennen, die nicht allein fast überall und zu billigen Preißen zu haben ist, sondern den Vortheil eines sehr geringen Volumens besitzt, und daher selbst bei Landreisen durch Wälder mitgeführt werden kann. In den größeren Flecken, wo Weiße sich niedergelassen haben, wird dem empfohlenen Reisenden viel Gastfreundschaft erwiesen; seine Ankunft und Mittheilungen machen eine angenehme Unterbrechung des höchst einförmigen Lebens eines Colonisten, der vielleicht einst an gebildetere Umgebungen gewöhnt, in seiner Abgeschiedenheit nur eine unvollkommene Kunde von der Welt durch entstellende Gerüchte oder die Erzählungen der rohen Führer kleiner Handelsfahrzeuge empfängt, wenn sie nach halbjähriger Abwesenheit von dem Seehafen zurückkehren, wo Europäer wohnen und Verbindung mit der alten Welt besteht. Aber wenn auch Wochen verstreichen sollten ohne solche Berührung mit gebildeteren Menschen, so wird dennoch der Befahrer jener Ströme, liebt er die Natur, keine Langeweile empfinden. Den heiteren kühlen Morgen benutzt er, um mit seinem kleinen Kahn dem Ufer zu folgen, sei es um die eigenthümlichen Formen der Pflanzenwelt in der Nähe zu beobachten, oder um seine Jägergeschicklichkeit an den Thieren zu erproben, die zum Trinken dem Ufer sich nähern, oder dort die Morgensonne genießen, und vom Verständigen und menschlich Gesinnten nur dann zum Ziel erlesen werden, wenn sie eßbar sind, oder dem naturhistorischen Sammler eine Bereicherung scheinen. Oft bietet sich Gelegenheit das größere Fahrzeug in einer sicheren Bucht zu ankern, und den begleitenden Indiern ein Fest zu bereiten, indem diesen nichts so sehr zusagt, als ein Bivouac in der menschenleeren Wildniß zu errichten, dann die Umgebungen zu durchstreifen, und ihre Erfahrung im Aufsuchen und Benutzen natürlicher Hilfsmittel an den Tag zu legen. Schnell steigen einige leichte Hütten auf dem reinlichen Sandufer empor, wo außer den nirgends ganz vermeidlichen Stechmücken kein anderes Thier die Ruhe und Sicherheit der Gelagerten ernstlich bedroht, denn wenn auch eine Onze in der Nähe sein sollte, so verscheucht sie bald das Gebell größerer Hunde und der Knall des Feuergewehrs. Am Abend findet sich die Gesellschaft wieder zusammen, beladen mit Fischen oder Wildpret und mancherlei Früchten des Waldes, die jedoch dem Europäer selten zusagen. Ein gewaltiges Feuer lodert empor, und wirft seinen Glanz weit über die stille, aber rasch dahingleitende Oberfläche des

Stromes, und das Lager erhält einen heimischen anziehenden Charakter, nachdem die Geschäfte der Küche abgethan sind, und die Reisenden sich zu Gruppen vereint haben, die bald den Erzählungen des Europäers von der Civilisation seines Welttheiles mit Verwunderung, oft mit bemerklichen Unglauben zuhören, bald ihre Jagderfahrungen, bald auch die düstern Sagen von geisterhaften Bewohnern des Urwaldes sich mittheilen, in deren Erfindung und Ueberlieferung die melancholischen Amerikaner sich vorzüglich gefallen. Nach einer ruhigen Nacht, aber mit dem ersten Grauen des Morgens erhebt sich die ganze Gesellschaft, rüstet das Fahrzeug und verläßt bald darauf den Ort, um ihn nie wieder zu betreten. So vergehen unbemerkt Tage und Wochen, bis die Zeichen der Civilisation sich mehren, und zuletzt, nach Durchmessung von Hunderten von Meilen, der Reisende in einer Hafenstadt sich sieht, wo ihn, ungeachtet der Genüsse des gebildeten Umganges, nicht selten eine wehmüthige Erinnerung an seinen Zug durch die Wildniß ergreift.

---

*) Als Gegenstück der erwähnten armseligen Kirchen in den Urwäldern Peru's glauben wir eine sehr gelungene Abbildung der Kathedrale von Lima hier beifügen zu können, deren Erwähnung weiter oben sich mit der Einheit der Schilderung nicht vertragen haben würde. Die Civilisation und der Glanz, die Ueberbildung und der ausschweifende Luxus südamerikanischer Hauptstädte, ist von der Roheit und der Armuth des schlecht bevölkerten Innern oft nur durch die Entfernung einiger Tagereisen geschieden. Der plötzliche Wechsel bringt einen schwerbeschreiblichen Eindruck auf den reisenden Europäer hervor. Leicht mag in jenem Verhältnisse eine Ursache des langsamen Fortschreitens jener Länder verborgen sein. Die Ungründlichkeit und das Hohle der peruanischen Civilisation bei einer bestechenden Außenseite findet ihr Gegenstück in den öffentlichen Bauwerken der Hauptstadt. Jene massiv scheinende Kathedrale ist nur ein Gebäude aus sinnreich verbundenen Balken und Rohr, die mit Stukaturarbeit kunstreich verkleidet sind und bisher jedem der häufigen Erdbeben glücklich widerstanden, obgleich die Thürme bei jedem Stoße furchtbar hin und her schwanken. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Italiänern im damaligen Geschmack erbauet, gilt sie für eine der schönsten Kirchen jenes Welttheiles, und hat unglaubliche Summen gekostet. Während der Revolution öfters, namentlich von San Martin geplündert, besitzt sie nur noch den kleinsten Theil ihrer ehemaligen an das Mährchenhafte gränzende Reichthümer, und hat ungeachtet der kostbaren Verzierungen des Innern sich keines bedeutenden Kunstwerkes zu rühmen. Die der Abbildung zu Grunde liegende Handzeichnung ward 1829 während des Herausgebers Aufenthalt zu Lima verfertigt.



C. Weigl del. — Jos. Jung sc.

CATHEDRALE IN LIMA.



Navigator- und Herveyinseln.

England hat durch die Anlegung von Verbrechercolonien in einer fernen Weltgegend sich zwar von einem Theil des Auswurfs seiner Bevölkerung glücklich befreiet, aber sich zugleich eine Schuld aufgeladen, deren Größe nur erst dann begriffen werden kann, wenn die Berichte vorliegen, welche ein Ausschuß des Unterhauses auf zahllose Zeugenaussagen gestützt im vorigen Jahre verfaßte. Die Welt kennt nur wenige und nur die auffallendsten Folgen jenes, vom ersten Anfang an durch Staatsmänner und Menschenfreunde höchlichst gemißbilligten Verfahrens. Sie dürfte wahrscheinlich mit Schreck erfüllt werden, wenn sie erfährt, welchen heillosen Einfluß jene Colonisationsweise auf zahlreiche Landstriche und Inseln des Australmeeres gehabt, wie Verderbniß dort viel weiter sich verbreitet, viel tiefer eingewurzelt sei, als man je für möglich gehalten. Neusüdwales ist nicht der alleinige Sitz der europäischen Lasterhaftigkeit geblieben, alle benachbarten Inseln sind durch sie angesteckt worden, denn jedes, über jene Weltgegenden neu erscheinende Werk liefert mehr oder minder unangreifbare Belege für die Wahrheit dieser Behauptung. Die geographische Lage einiger Inseln, und die Gesetzlosigkeit ihrer Bewohner hat den entflohenen Verbrechern ein Asyl geöffnet. Sie haben auf geraubten Böten sich im Muthe der Ruchlosigkeit und Verzweifelung dem weiten Meere anvertrauet, oder sich an Bord eines segelfertigen Schiffes verborgen, und sind zuletzt an Küsten gelandet, die zwar die Segnungen europäischer Civilisation nie empfunden hatten, dafür aber auch von dem Hauche europäischer Verderbtheit nie berührt worden waren. Von geringer Wirksamkeit zur Bekämpfung dieser Uebel sind die wohlmeinenden Bestrebungen Einzelner oder verhältnißmäßig kleiner Gesellschaften gewesen. Ohngefähr zu Anfang unseres Jahrhunderts entstand eine allgemeine Bewegung zu Gunsten der leidenden und unwissenden Menschheit unter den Besten und Aufgeklärtesten nicht nur Englands, sondern auch des Continents und Nordamerikas. Es sind seit jener Zeit erstaunliche Bestrebungen gemacht worden, um Sclaverei und

Sclavenhandel zu unterdrücken, Religion, Sittlichkeit und Kenntniß bis in die entferntesten Winkel der Erde zu verbreiten. Diese nur von Privatleuten ausgegangenen Versuche, haben zwar in Australien an dem Geiste und weitverbreitetem Einflusse der Colonie von Sydney ein gewaltigeres Hinderniß zu bekämpfen gehabt als an der Sinnesweise der Ureinwohner Polynesiens, und konnten deswegen nicht überall des Erfolges sich erfreuen, allein sie sind lange die einzigen Mittel geblieben, um den durch das Verfahren der Regierung gegen Australien begangenen Mißgriff auszugleichen, und einen Theil der schweren Schuld abzutragen, den jene sich auflud.

Wir haben bei Schilderung des Zustandes von Otaheiti Manches über die rechtslosen Verhältnisse der dortigen Weißen, über ihren Einfluß auf die Polynesier mitgetheilt, und zwar mit Benutzung unverdächtiger Quellen. Die britische Regierung begünstigt gegenwärtig, um diesen Uebelständen zu begegnen, freie Colonien in Australien und Neu-Seeland, auf die wir weiter unten zurückkommen werden. Inzwischen sind Missionsgesellschaften auf andern Punkten schon lange thätig gewesen und haben große Erfolge errungen, obgleich ihre Anstrengungen von den Behörden nirgends unterstützt wurden. Das neueste Werk über diesen Gegenstand (Bericht über Missions-Unternehmungen in den Südseeinseln von John Williams) ist zwar unter ganz andern Gesichtspunkten geschrieben, als das früher erwähnte des Kaufmanns Moerenhout, allein es führt zur Ziehung ganz gleicher Resultate. Mit dem Umfange des Werkes von sechshundert Seiten steht freilich die Kargheit an allgemein brauchbaren Nachrichten und der Mangel an wissenschaftlichen Anschauungen in einem ungünstigen Verhältnisse, und nicht jeder Leser dürfte das häufige und lange Verweilen bei rein kirchlichen Angelegenheiten und den Ton gleich anziehend finden, indessen erhält das Buch dadurch Interesse, daß der Verfasser achtzehn Jahre im westlichen Theile Polynesiens und zwar auf Inselgruppen sich aufhielt, die bisher so unvollkommen bekannt waren, daß auch ihre unvollständige Beschreibung für Bereicherung der Erd- und Völkerkunde gehalten werden muß.

Zwanzig Längengrade westlich von Otaheiti liegt die große und volkreiche Gruppe der Navigator-Inseln, die von Bougainville im Mai 1768 entdeckt, ihren Namen wegen der vorzüglicheren Kähne und der seemännischen Geschicklichkeit der Eingebornen erhielt, von diesen aber Samoa genannt wird. Man würde diese Inseln wiederum vergessen haben, hätte nicht La Perouse auf einer derselben, Manua,

unglücklicherweise seinen würdigen Begleiter Langle, und mehrere Seeleute durch einen Mordangriff der Bewohner verloren. So erhielten sie eine gewisse Berühmtheit, allein der zugleich verbreitete Ruf, daß sie der Sitz eines eben so wilden als verrätherischen Volkes wären, schreckte die folgenden Schifffahrer von ihrem Besuche ab. Acht Eilande von sehr ungleicher Größe bilden die Gruppe. Ihre Namen lauten bei verschiedenen Seefahrern verschieden, und sind besonders durch die französischen Entdecker so sehr entstellt worden, daß es zum Theil unmöglich ist zu errathen, welche Insel sie gemeint haben, wenn keine weiteren Merkmale oder genaue Angabe der Lage hinzugefügt ist. Cook ließ es sich angelegen sein, die einheimischen Benennungen der von ihm berührten Punkte zu erforschen und mit Genauigkeit wiederzugeben, indem er sie meistens beibehielt. Die Mehrzahl jener Eilande ist ziemlich hoch, ihre Küsten steil und felsig, jedoch mit guten Häfen versehen. Die Berge von Upolo sind bei heiterem Wetter funfzig bis sechzig Meilen weit erkennbar, was einer Höhe von neunzehnhundert bis zweitausend achthundert englischen Fuß entsprechen würde. Die eigenthümliche Bildung des Bodens aus Korallen, die an vielen der kleineren und sehr flachen Inseln Polynesiens beobachtet worden, und zu vielen Vermuthungen und Forschungen Veranlassung gegeben hat, scheint auf jener Gruppe höchstens in der unmittelbaren Nähe des Strandes vorzukommen. Einige der Eilande sind entschieden vulcanischen Ursprungs und besitzen daher jenen malerischen Charakter, in dessen Schilderung sich Seefahrer der neueren Zeit gefallen haben, den aber minder speciell unterrichtete Leser irrig auf alle Gruppen jenes Meeres übergetragen haben. Ihr Anblick entspricht den glänzendsten Erwartungen des Reisenden. Gewaltige Berge steigen langsam von der Küste empor, bis ihre Spitzen sich zwischen den Wolken verlieren. Die furchtbare Gewalt ehemaliger Revolutionen der Erde hat ihnen großartige Spuren hinterlassen. Einige sind gleichsam in Bruchstücke von riesigen Verhältnissen zersplittert, enden in schroffe Pyramiden oder in vielfach zerrissene Spitzen, oder sie ahmen die Gestalt von Festungswerken nach und fallen, wie die zerstörten Basteien eines ungeheuren Schlosses, steil und glatt nach dem Meere ab. Das Pflanzenreich hat an allen irgend günstigen Orten von diesen Bergen Besitz genommen, und sie mit einem vielfach abgestuften Grün bekleidet. Schönheit und Größe, das Lachende und Erhabene sind dort bald eng verbunden, bald bilden sie die wunderbarsten Gegensätze. Zwischen den unordentlich verstreueten Bergen erstrecken sich Thäler von großer

Fruchtbarkeit, wo der stattliche Brotfruchtbaum mit der Banane und manchem andern Tropengewächs wechselt, während über alle die Cocospalme majestätisch hervorragt, und durch das Spiel ihres Laubes, das der Seewind bewegt, Leben in die Landschaft bringt.

Alle Inseln dieser Art tragen unverkennbare Spuren, daß sie entweder selbst die Spitzen von Vulcanen gewesen sind, oder doch ihre Erhebung über die Fläche des Oceans durch das unterirdische Feuer vollendet wurde. Große Bergrücken bestehen oft allein aus Basalten, die den Eingebornen den Stoff zur Verfertigung mannichfachen Handwerkgeräthes liefern, oder aus ungeheuren Anhäufungen von Schlacken, Sand, Asche und Trümmern aller Art, die mehr oder weniger unter einander zu einer festen Masse verbunden sind. Ablagerungen von Conchylien und andern Seegeschöpfen auf den Spitzen dieser Massen von geschmolzenem Gestein beweisen, daß wenigstens einige der Eilande im erkalteten Zustande aus der Tiefe emporstiegen, nicht durch fortgesetzte Thätigkeit eines einzelnen Feuerberges entstanden, der einst die Wogen durchbrach und als Kern des Landes um seinen Fuß noch fortbrennt, abwechselnd schafft und zerstört. Solche meist unbewohnte Inseln sind in der neueren Zeit mehrere im stillen Meere entdeckt worden, und höchst wahrscheinlich ist es, daß manche vulcanische Spitze bis zur Oberfläche dringt, während einer kurzen Zeit im thätigsten Ausbruche bleibt und wieder versinkt, ohne daß die Menschen von dem Ereigniß Kunde empfangen. Bisweilen steigt nur der Krater empor, und veranlaßt die Entstehung einer Insel, deren Umfang klein bleibt, weil das Feuer erloschen ist, und folglich Vermehrung des Landes durch ausgeworfene Materien aufhört. Gewöhnlich deutet schon die äußere Form diese Entstehungsweise an. Aborima, eine der Navigatorinseln, mißt ohngefähr eine Stunde im Umkreise und mag zwei bis dreihundert Fuß hoch sein. Der Name bedeutet in der Landessprache die hohle Hand, und bezieht sich auf die eigenthümliche Gestaltung der Oberfläche, die durch den beckenförmigen Krater eines erloschenen Vulcans gebildet wird. Rings umher von einer schroffen und ringförmigen Felsenmauer eingeschlossen, ist diese Insel allein an einem Orte zugänglich, wo für Kähne eine unbedeutende Oeffnung bleibt. Sie wird daher von den Bewohnern des benachbarten Manono in Kriegszeiten als Festung, nach Niederlagen als Zufluchtsort für ihre Familien und ihr Eigenthum benutzt, und eignet sich vollkommen für diese Zwecke, denn nur der schmale Zugang bedarf der Bewachung und Vertheidigung. Diese erfordert wenige Menschen; durch einige, über die

kleine Bucht gespannte Seile stürzen die Bewohner jeden feindlichen Kahn um, oder versenken ihn durch gewaltige Steinmassen, die sie auf ihn von der sicheren Höhe der Uferfelsen herabwälzen. Aus der Ferne gesehen erscheint der vulcanische Ringwall der Insel unfreundlich und kahl, allein eine Ueberraschung wartet des Landenden, sobald er dem einzigen Zugange sich nähert, der eigentlich nur ein Riß des Kraterrandes ist, durch welchen einst die geschmolzene Lava ihren Ausweg fand. Zwischen den schwarzverglasten Felsen hindurch wird das Innere der Insel sichtbar, dessen üppiges Grün und Fruchtbarkeit den merkwürdigsten Contrast mit der vulcanischen Einschließung bildet. Die Oberfläche gleicht einem höchst regelmäßig geformten Becken, das vom Mittelpunkte nach dem obern Rande sanft und in gleichartiger Abdachung emporsteigt. Nicht ein dürrer Ort ist sichtbar, vielmehr zeigt sich, wegen der besonderen Form des Bodens, die Masse der Vegetation dicht gedrängt auf einen Blick, und erfordert eine solche Landschaft irgend einen Zusatz um schöner zu werden, so ist er durch die kleinen Hütten der Bewohner gegeben, die unter den Fruchtbäumen freundlich hervorblicken.

Sehr wenige der Navigatorinseln tragen die Zeichen der Entstehung durch Korallenthiere. Sie sind frei von jenen fürchterlichen Riffen, die bald nur einige Klaftern von der Küste entfernt, bald meilenweit in das Meer hinauslaufend, um alle niedrige Inseln einen Ring bilden, auf welchem sich die Wellen des großen Oceans donnernd brechen. Noch immer ist die Meinungsverschiedenheit über den Thätigkeitsgrad jener microscopischen Gallertthierchen unausgeglichen, und der Missionair Williams hat geglaubt, durch lange Beobachtung unterstützt, seine Ansichten mittheilen zu müssen, obgleich ihm Naturgeschichte fremd war, und manche der wichtigsten Sätze der neuen Geologie als unvereinbar mit gewissen religiösen Dogmen verwerflich dünken mußten. Er gestattet den Korallen und andern Zoophyten wenigen oder keinen Einfluß auf die Bodenbildung der Inseln, und geht hier eben so weit, als die Gegenpartei, die besonders in früheren Zeiten den Wirkungskreis jener Geschöpfe ungebührlich ausgedehnt hat. Jedenfalls ist wohl auch die Meinung eine unrichtige, daß Zoophyten im Australmeere mit solcher Schnelligkeit und in solchem Umfange ihre kalkigen Baue errichten, daß nicht nur in kurzer Zeit durch sie die Grundlage von Eilanden gelegt, sondern in der Zukunft große Archipel zu Festländern verbunden werden mögen. Indessen haben diese Ansichten theils seit längerer Zeit an Gewicht verloren, theils sind sie

durch die Forschungen der Neueren, besonders von Beechey, Quoy und Gaimard und Anderen widerlegt worden. Man weiß seitdem, daß keine beträchtlichere Insel ausschließlich aus Korallenfelsen besteht, sondern daß die Rinde desselben, höchstens einige Klaftern dick, das schon vorhandene Gestein submariner Bergspitzen überziehe. Diese Baue beginnen nicht tiefer als dreißig Fuß unter der Oberfläche, denn die Zoophyten bedürfen gleich allen andern Thieren, wenn auch vielleicht im geringeren Grade, des Lichts. Auf größeren Tiefen hat man nie belebte oder bewohnte Stücke jener kalkartigen Zellengehäuse angetroffen. Williams greift die Ansichten Bucklands, welche den eben mitgetheilten analog sind, an, und tadelt besonders die Angabe, daß Gallertthiere aus sich selbst so viel Kalk ausscheiden, um Bänke und Riffe von der Länge mehrerer Hunderte von Meilen zu erbauen. Er beruft sich zunächst auf das Zeugniß der Insulaner, die — was bisher nicht bekannt war — Traditionen über die verschiedensten Dinge und besonders über die Erfahrungen ihrer früheren Seefahrer besitzen sollen, in welchen jede, seitdem durch Weiße im Umkreise von zweitausend Meilen entdeckte Insel, aber keine derselben als neuerdings entstanden, genannt wird. Den Aussagen von Wilden oder eben erst in den Kreis der Civilisation gezogenen Menschen ist kein großes Vertrauen beizumessen, wo die Zweifel eine Naturerscheinung betreffen, die neben einer Menge von helfenden Kenntnissen scharfe und anhaltende Beobachtung erfordern. Solche Wesen haben eine gewisse Familienähnlichkeit, und der Südseeindier dürfte nicht über dem amerikanischen Indier stehen, der aus Bequemlichkeit oder Stumpfsinn in den meisten Fällen die Fragen des Fremden gerade so beantworten wird, wie dieser es wünscht, und durch einfache Bejahung der Fortsetzung des Examens auszuweichen eilt. Von mehr Bedeutung ist der vom Geologen Lyell auf die Untersuchungen Beechey's begründete Einwurf, daß das Wachsthum der Korallen viel zu langsam sei, um festen Boden herzustellen. Man hat — jedoch ohne genügende Gründe — angenommen, daß eine Schicht jener Zoophyten, innerhalb eines Jahrhunderts, blos um sechs Zoll wachse, so daß daher ein Riff von funfzehn Fuß Höhe das Werk von drei Jahrtausenden sein würde. Solche Angaben verlieren aber dadurch ihre Bedeutung, daß heut zu Tage kein Naturforscher glaubt, es sei irgend eins jener Eilande aus der unergründlichen Tiefe bis an den Wasserspiegel ausschließlich von Thieren erbauet worden. Williams versteht den Satz Lyells vollkommen unrichtig, und da ihm der Madreporenkalk (jüngster Meereskalk) hinsicht-

lich seiner Entstehung unbekannt ist, so zieht er aus der Höhe solcher Felswände auf der Insel Mangaia den Schluß, daß funfzig bis sechzigtausend Jahre zu ihrer Erschaffung nöthig gewesen, sie folglich nicht durch Korallenthiere hergestellt sein können. Die ferneren Hypothesen, welche den Gallertthieren die Fähigkeit der Kalkabsonderung absprechen, den Kalk selbst durch Verdunstung des Meereswassers, oder durch Blitzschläge auf die Art entstehen lassen, wie der Engländer Croß mittels dauernder elektrischer Strömung Krystalle erzeugt, sind keine Beiträge zur Kenntniß der geologischen Verhältnisse Polynesiens, und dürften um so mehr mit Mißtrauen zu betrachten sein, als Williams Beweismittel entdeckt in der äußeren Aehnlichkeit eines ästigen Korallenstammes mit einem incrustirten Zweige, der aus einem preußischen Gradirhause in die Liverpooler Sammlung seinen Weg gefunden hat.

Die Navigatorinseln bilden nächst den Sandwichinseln die größte und am dichtesten bevölkerte der Gruppen des großen Oceans, auf welchen Missionaire festen Fuß gefaßt haben, und werden in einigen Jahren wahrscheinlich ziemlich wichtig werden. Ihre Lage in der Nähe der Freundschaftsinseln, des großen Archipels der Fidjis, der neuen Hebriden, Neu-Caledoniens und vieler vereinzelter Eilande verleiht ihnen Werth als Zwischenpunkte, sowohl zu Gunsten des Handels als der Civilisation. Die Bewohner von Neusüdwales haben schon seit mehreren Jahren die Regierung um Begründung einer Colonie auf einem der größern Archipel angegangen, indem zahlreiche, sehr tragische Begebenheiten bewiesen, wie gefährlich es für kleinere Fahrzeuge sei in Häfen Zuflucht und Erfrischung zu suchen, wo rings umher wilde Völker hausen. Zur Ausführung dieses Plans eignen sich die Navigatorinseln nicht allein durch ihre Lage, sondern auch durch ihre bequemen und sicheren Häfen, ihren Ueberfluß an gutem Wasser und Lebensmitteln, ihre zum Schiffsbau passenden Forste und die Menge des ackerbaren Landes. Thäler mit vielen Hunderten Morgen des reichsten Bodens liegen uncultivirt da, und überhaupt hat der Ackerbau nur geringe Ausdehnung, denn da alle Früchte, ohne Mühe zu erfordern, im Ueberflusse gedeihen, so scheuen die Einwohner, ganz wie die Otaheitier, entweder die Arbeit, oder sie verrichten die unumgänglich nöthige auf rohe und nachlässige Art. Die Bewohner von Tongatabu sind hingegen ungemein fleißig, und leben fast allein von den Erzeugnissen des Ackerbaues, obgleich ihre Insel niedrig und der Korallenformation angehörend, wie alle ähnlich gebildete nur stellenweis

fruchtbareres Land besitzt. Auf den Navigatorinseln würde die Mehrzahl tropischer Nutzpflanzen einheimisch zu machen sein, denn der fruchtbare Boden ist in allen Richtungen wohlbewässert. An den Bergen ziehen die Wälder sich bis zu den Gipfeln hinauf, und dürften die Mittel zur Begründung eines einträglichen Handels darbieten. Die Bäume zeichnen sich eben so sehr durch ihren Umfang, ihre Höhe, die Schönheit ihrer Blüthen und ihres immergrünen Laubes, als durch die Nutzbarkeit ihres Holzes aus. Kaum zwei oder drei Arten werfen regelmäßig ihr Laub ab. Alle übrige sind immergrün, und tragen zugleich junge und ältere Blätter, Knospen, Blüthen und reife oft eßbare Früchte. Unter ihnen besitzt der Tamanu (*Calophyllum*) ein hartes, schön geadertes und der Politur fähiges Holz, das durch die Eigenschaft, eiserne Nägel besonders fest zu halten, für den Schiffbau vielen Werth erlangt. Die Eingebornen verfertigen aus ihm, obgleich mit unendlicher Mühe, ihre Kähne, Sitze, Trinkschalen und anderes Hausgeräth, indem sie einen soliden Block so lange bearbeiten, bis er die gewünschte Form annimmt. Die Casuarina, in unsern Gewächshäusern ein schlanker Baum von kaum zwei Klaftern Höhe, wird dort so stark, daß sie zu Rollblöcken des Takelwerkes und zu Zähnen von Maschinenrädern verarbeitet wird, wozu ihr elfenbeinartig hartes Holz sie eignet. Auch an diesem Holze versuchen sich die Eingebornen, und zwar mit vielem Erfolge, so unzureichend ihr Handwerkszeug, zugespitzte Steine, scharfe Muschelschaalen und abgebrochene Knochen, gegenüber unserem Eisengeräthe auch erscheinen mag. Manche Bäume sind für die Insulaner in ihrem jetzigen rohen Zustande sehr werthvoll, z. B. die bekannte Aleurites, deren ziemlich weiße Blätter einen herrlichen Contrast mit dem dunkelgrünen glänzenden Laube der übrigen Bäume machen, und ihre Nüsse den Eingebornen den Mangel an Talg und Wachs zu Kerzen ersetzt. Geschält, durchbohrt und auf einen Stab gereiht, brennen jene vermöge ihres Oelgehaltes mit heller Flamme, in künstlich eingerichteten Oefen verkohlt liefern sie ein feines Lampenschwarz zur Bemalung der Kähne und zur Verzierung der Häuser und Kleidungstücke, die aus Papiermaulbeerbaum verfertigt, mit einem Harze der Aleurites überzogen und wasserdicht gemacht werden. Nirgends erreicht der Brotfruchtbaum größere Dimensionen. Oft mißt der zehn Klaftern hohe Stamm drei Fuß im Durchmesser, und trägt an den Endspitzen seiner Zweige dann mehrere Hunderte der Früchte von Melonengröße. Der Werth dieses hochberühmten Baumes übertrifft bei Weitem seine Schönheit, denn für den Südseeinsulaner, so lange er

in seinem ursprünglichen Zustande verharrt, ist er Alles, — Haus, Kleidung und Nahrung, ein wahrer Stab des Lebens. Auf den Navigatorinseln pflanzt man zahlreiche Varietäten an, und sonderbar genug hat unter diesen sich eine erhalten, welche ihre Saamen reift, während auf allen andern Inseln in Folge sehr alter Cultur diese Bäume in demselben Fall sich befinden wie die über die tropische Welt allgemein verbreiteten Bananen und einige Palmen Südamerikas, deren Früchte in Fleisch verwandelt nie einen Saamenkern zeitigen. Der verschiedene geognostische Charakter der Südseeinseln hat eine verschiedene Vertheilung natürlicher Wohlthaten hervorgebracht, in welcher jedoch Gerechtigkeit und Vorsorge, wie überall deutlich hervorleuchtet. Der Brotfruchtbaum erfordert einen tiefen und fruchtbaren Boden und gedeiht daher nicht auf den niedrigen Sand- oder Koralleninseln. Die Bewohner der letzteren sind aber darum noch nicht dem Hunger ausgesetzt, denn gerade ihre Heimathen entsprechen der Cocospalme, deren außerordentlicher Nutzen seit Dampier vielfach erwähnt und noch vor wenigen Jahren von Ellis mit so vieler Beredtsamkeit beschrieben worden ist, daß die weitere Erörterung, wenigstens an diesem Orte überflüssig zu sein scheint.

Polynesien ist bekanntlich nicht reich an Thieren der höheren Classen. Ein Zoolog würde dort in Meeresuntiefen ein weit reicheres Feld der Beobachtung finden als auf dem trockenen Lande. Zwar sollen auf den Navigatorinseln Vögel artenreicher und häufiger als auf Otaheiti sein, wo auch Moerenhout versichert, weite Wege durch Wälder zurückgelegt zu haben, ohne einen Vogel zu erblicken, aber immer würde ein Naturforscher in kurzer Zeit sein Verzeichniß schließen können. Außer manchen schönen Arten von Tauben, die aber in neueren Zeiten in europäischen Sammlungen gewöhnlicher geworden sind, kleinen Papagaien, Enten, Wasserhühnern und einigen kleineren Vögeln, scheint die Ornithologie dort keine Merkwürdigkeiten zu enthalten, ausgenommen vielleicht eine Eule, deren ganzes Geschlecht in den östlicheren Inseln unbekannt ist. So zeigt sich ebenfalls eine Annäherung an die Fauna von Australasien in dem Vorkommen der riesigen Fledermäuse (Russetten), die gleichfalls in den östlichen Archipeln fehlen, von den Bewohnern der Navigatorinseln ehedem als Etus oder heilige Wesen verehrt, anderwärts aber als Leckerbissen angesehen und verspeist werden. Der Mangel an Wildpret hat überhaupt veranlaßt, daß die Polynesier manche widerliche Thiere in die Reihe der eßbaren gestellt haben, z. B. Land und Wasserschlangen und, wie bekannt, sogar

Ratten. Bisweilen sind die Missionaire gefragt worden, ob der Genuß der letzteren sich mit der neuen Religion vertrage, und haben durch eine bejahende Antwort den Eingebornen viel Freude gemacht, die um den Zusatz, daß civilisirte Völker solcher Genüsse sich enthielten, sich übrigens nicht bekümmerten. Fische und Schildkröten sind in Menge an den Küsten vorhanden. Der Fang von beiden wird mit vieler Geschicklichkeit betrieben; die sinnreichen Verrichtungen der Otaheitier sind schon öfters beschrieben worden. Die Eingebornen der Hervey-Gruppe befolgen ein sehr zweckmäßiges Verfahren, um der fliegenden Fische sich zu bemächtigen. Nach Eintritt der Nacht besteigen sie ihre Doppelkähne, die mit hellbrennenden Fackeln und kräftigen Ruderern versehen sein müssen. Der geübteste Fischer steht auf einer Bühne des Vordertheiles, und bringt durch Stampfen mit den Füßen möglich viel Geräusch hervor, während die Ruderer mit größter Schnelligkeit das Fahrzeug vorwärts treiben. Beides erschreckt die fliegenden Fische, die über das Riff hinweg die offene See zu gewinnen suchen. Von dem Schein der Fackeln geblendet stürzen sie schaarenweis in das vorgehaltene beutelförmige Netz, welches an eine Stange befestigt vom Fischer mit bewundernswerther Schnelligkeit und Sicherheit gehandhabt wird. In manchen Buchten ist die Zahl von Fischen der verschiedensten Arten so groß, daß man sie mittels reihenweis zusammengebundener Palmenblätter, die durch das Wasser geschleppt werden, auf Untiefen zusammenjagt, wo es leicht ist sie zu ergreifen. Berauschung derselben mit zerquetschten Saamen der Barringtonia, eines schönblühenden und sehr verbreiteten Baumes, wird auf gleiche Weise wie im Innern Südamerikas betrieben, wo der Eingeborne zu demselben Zwecke theils die Früchte, theils die Wurzeln mehrerer wildwachsenden Sträuche anwendet. Seeschildkröten sind gleichfalls gewöhnliche Bewohner jener Küsten; eine derselben liefert ein Schildpatt von der Güte des westindischen, und wird, seit die Insulaner Handel kennen gelernt, viel verfolgt. Ehedem galten beide für sehr heilige Thiere. Von den gefangenen wurde stets ein Theil den Göttern geweiht, der Rest mit heiligem Feuer zubereitet vom König und den vornehmsten Häuptlingen verzehrt, indem die Weiber vor Einführung des Christenthums von solchen Genüssen ausgeschlossen blieben.

Der ehemalige und gegenwärtige Zustand der Bewohner jener beiden Archipel erfordert die Erörterung von Thatsachen, die bei Zusammenstellung der neuesten Nachrichten über Otaheiti bereits flüchtig

erwähnt wurden. Unleugbar ist die Thätigkeit sehr groß, welche die Engländer in jener Weltgegend zur Verbreitung der Civilisation entwickeln. Aber ein bedeutender Meinungskampf besteht schon seit mehreren Jahren über die Frage, ob der eingeschlagene Weg der richtige sei, die Anstrengungen so geleitet werden, daß man auf allgemeinen, und was von größerer Wichtigkeit sein muß, — bleibenden Erfolg rechnen dürfe. Männer der achtbarsten Classe, zum Theil von hoher wissenschaftlicher Bildung, haben selbst im starkgläubigen England ihre Zweifel nicht ganz verhehlt, obgleich sie sich stets mit weit größerer Vorsicht als minder gebundene Reisende anderer Nationen aussprachen. Die kirchliche Partei ist hierdurch gradweise in einen Zustand von Reizbarkeit versetzt worden, der sich häufig Luft macht, oder die Mißdeutung unschuldiger Bemerkungen verursacht, Schriften und Berichten einen polemischen Anstrich giebt. So protestirt z. B. auch Williams gegen die Vollgültigkeit der Beobachtungen neuerer Weltumsegler, und hält dafür, daß sie am Besten thun würden, sich bei den angesiedelten Predigern nicht allein über die bürgerlichen, sondern auch über die natürlichen Verhältnisse der besuchten Inseln zu befragen, indem diesen ein langjähriger Aufenthalt zu Statten kömmt. Leider besteht aber die Mehrzahl dieser gewiß sehr wohlmeinenden und eifrigen Classe aus Leuten ohne wissenschaftliche Vorbildung. Die von Williams auf den Hervey- und Navigatorgruppen angestellten zwei Lehrer, waren in England Handwerker gewesen. Zeichnet nun auch ein solcher bisweilen durch größere Bildung sich aus, so wird deshalb sein Urtheil über Naturerscheinungen nicht so gründlich, seine anthropologische Ansicht nicht so unbefangen sein, daß der Führer einer großen Entdeckungsreise den begleitenden Naturforschern Feierstunden ankündigen müßte. Die bisher aus jenen Quellen geflossenen Berichte haben ihr Verdienst, finden auch ein gewisses zahlreiches Publicum, aber wissenschaftlichen Ansprüchen genügen höchstens drei oder vier, unter welchen Ellis besondere Nennung verdient. Vergleichen wir hiermit was seit der Zeit, wo das Schiff Duff die ersten Missionaire nach Otaheiti brachte, durch Laien Tüchtiges geleistet worden über das gesammte Polynesien, so stellt sich das Verhältniß ganz zu Gunsten der letzteren und also der vorübergehenden Besucher heraus. Außerhalb Englands ist seit einigen Jahren mehrmals der Verdacht geäußert worden, daß die britische Regierung der Kirche sich bediene, um ohne Geräusch und bequemlich den größeren Theil Polynesiens zu unterwerfen und in ein Reich umzubilden, dessen Besitz

den Herren Indiens nicht gleichgültig sein kann. Professor Lee hat ohne böse Absicht sich dahin geäußert, daß die Civilgewalt sehr weise handle, indem sie die Prediger der Inseln unterstützt. Allein diese Bemerkung ist mit Unwillen zurückgewiesen worden, indem die Missionaire behaupten, ohne Beistand geblieben zu sein, und es sogar scheint, daß sie denselben zu vermeiden wünschen. Mißverhältnisse sind an vielen Orten zwischen ihnen und den europäischen Ansiedlern entstanden, auch wenn diese nicht aus den entflohenen Verbrechern der australischen Strafcolonie bestanden, und gewisse Umstände lassen fürchten, daß einst auf mehreren jener Inseln ein Streit über die Herrschsucht zwischen Kirche und Staat sich auf dieselbe Weise ausbilden mag, wie ehedem in den spanischen und portugisischen Niederlassungen Amerikas.

Wollten wir uns allein an die eine Classe der Berichte halten, so fände sich reichlicher Stoff, um die wärmsten Gefühle der Theilnahme und Zufriedenheit in Jedem zu erwecken, dem das Loos und die Fortschritte der Menschheit etwas gelten. In wenigen Jahren ist die gesammte Bevölkerung der Herveygruppe, achtzehntausend Seelen stark, zum Christenthume übergegangen, und von der neunmal stärkeren Einwohnerzahl der Navigatorinseln, bekennt sich ein sehr beträchtlicher Theil gleichfalls zu dem neuen Glauben. In der That wären solche Resultate die überraschendsten, welche die Culturgeschichte des Menschengeschlechts irgendwo darbietet, wären nicht gerechte Zweifel gegen ihre Festigkeit und inneren Gehalt erhoben worden. Verdächtig ist immerdar die Schnelligkeit, mit welcher der neue Glaube Wurzel schlug, und der Enthusiasmus, der den durch Fremde eingeführten Veränderungen entgegenkam. Man denkt unwillkührlich an Veränderlichkeit und Neugierde, die am Ungewohnten Gefallen finden, und die neuen Formen als angenehmes Spiel betrachten bis der Druck der Disciplin fühlbar wird, die vorige Freiheit vermissen läßt, und Rückfälle hervorruft. Beechey's Urtheil, daß die Zöglinge der Missionen die eigentlichen Kenntnisse der Religion entbehrten, Bibeln und Katechismen ohngefähr in demselben Lichte betrachteten wie ihre verbannten Hausgötzen, deutet dieses an, ist aber auch sehr übel aufgenommen worden. Solche Rückfälle wie auf den Gesellschaftsinseln sind daher auch auf den beiden in Rede stehenden Archipeln mehrfach vorgekommen. Das Volk hat die Stimme einzelner Häuptlinge vernommen, auf einmal seine alten Gewohnheiten wieder ergriffen, sich von Neuem tatuirt, seine indecenten Tänze aufgeführt, der neuen

Religion entsagt, der sie fünf allgemeine, in wenigen Jahren durch Orkane und Krankheit erlittene Unglücksfälle Schuld gab, und ist eine Zeitlang — indem inzwischen Bereitung von Brantwein erlernt worden war — in tiefere Völlerei gerathen, als je in den Tagen seiner Unbekanntschaft mit Europäern. Was soll man wohl von dem moralischen Werth einer Bekehrung halten, die, wie Williams an zwei Orten versichert, nur auf dem Reize europäischer Frauenkleidung für die Indierinnen beruhte, die ohne englische Shawls und Mützen keine Christinnen sein zu können behaupteten? Eine traurige Erscheinung bilden die unter den Insulanern entstandenen Spaltungen. Auf Mangaia, einer der Herveyinseln, fand sich Sonntags stets die Gegenpartei vor dem Bethause ein, und führte da herausfordernd ihre Tänze auf, oder sie drohte den Proselyten ihre Häuser anzuzünden, „aus ihren Schädeln Trinkgeschirre zu machen". Es kam endlich zu einem Gefecht, in welchem die Christen drei, ihre Gegner zwanzig Todte verloren, denn man focht gegen die Gewohnheit nicht im Walde, sondern aus Erbitterung auf einer offenen Ebene, wo an Verbergen oder Fliehen nicht zu denken war. Selbst die Weiber nahmen Theil. Die Sieger hieben auf sehr unchristliche Weise die um das Leben Bittenden in Stücken, eine Barbarei die Williams vermuthet von der Blutrache (Ono) ableiten zu müssen, die ehedem in ganz Polynesien geherrscht hat. Die eine Hälfte des Volks blieb der andern entgegen, und die gewaltsamen Versuche der Unterwerfung hatte einen mehrjährigen inneren Krieg zur Folge. Als Williams 1831 diese Insel zum letzten Male besuchte, gelang es ihm, wenigstens für einige Zeit, die kämpfenden Parteien auszusöhnen. Die getauften Eingebornen waren zu Zeloten geworden, und hatten sich fest entschlossen, ihre heidnischen Landsleute um irgend einen Preis zur Annahme der neuen Religion zu bewegen. Sie waren übereingekommen die Insel zu durchstreifen, und hatten zur Bedingung gemacht, daß ein Jeder wenigstens einen Convertiten zurückbringen müsse. Die Gegenpartei hörte dieses, vermuthete daß die Christen Gewalt anzuwenden vorhätten, und nahm sich vor, dem Plane durch einen plötzlichen Angriff zuvorzukommen. Williams begab sich in das Innere der Insel, suchte die feindlichen Häuptlinge auf, überredete einige sich den Christen anzuschließen, und stellte die Ruhe wieder her. Es ist merkwürdig, wenn auch nicht erfreulich, daß die Sucht des Proselytenmachens unter jenen einfachen und sonst sinnlichen Wilden so schnell Wurzel gefaßt hat. Die Sprache und Thaten des Mittelalters scheinen in Po-

lynesien in dieser Beziehung wieder aufzuleben; das Volk zerfällt in Parteiungen und liefert wegen Dogmen die erbittertsten Gefechte. „Faka devolo, Teufelsmann", nennt der getaufte Wilde den Anbeter der Etus, „Satans Kleidung" wird von den europäisch gekleideten Weibern der altherkömmliche Anzug der unbekehrten Frauen genannt. Solche Erscheinungen sind sehr traurig, müssen aber um so mehr Glauben erhalten, da sie von Williams selbst, obgleich nicht in Worten der Mißbilligung mitgetheilt werden. Intoleranz der schlimmsten Art muß sich freilich entwickeln, wo das erste, einem ergraueten Häuptling gepredigte Dogma unwiderrufliche ewige Verdammniß der Nichtchristen war, und diese von den Lehrern selbst „Veteranen in Satans Diensten" genannt werden.

Zu den interessantesten Fragen der Ethnographie gehört jene über die Ableitung der Polynesier von einem großen Stamme des Menschengeschlechts. Sie ist seit Cook vielfach und theilweise mit Gründlichkeit behandelt worden, allein noch immer nicht so gelöst, daß alle Zweifel als beseitigt angesehen werden könnten. Die Navigatorgruppe liegt auf der Gränze des Gebietes, welches die polynesische Race behauptet, und hat auch Williams veranlaßt seine Meinung auszusprechen, auf die wir jedoch im Einzelnen nicht Rücksicht nehmen können, da sie einmal von einer ziemlich verjährten sich nicht unterscheidet und von jenem weder mit Geist durchgeführt noch durch neue oder wissenschaftliche Gründe unterstützt wird. Mit um so größeren Vergnügen wenden wir uns aber zu Moerenhouts Ansichten, die durch Originalität sich auszeichnen, aber keineswegs als Hypothesen allein hintreten, sondern auf einer Menge natürlicher Thatsachen und Erfahrungen beruhen, wie der tüchtige Beobachter sie sammelt, der wohlunterrichtete und freisinnige Mann sie deutet. Die Bevölkerung der Inseln des großen Oceans und des australasischen Meeres besteht aus zwei sichtbar verschiedenen Menschenraçen. Nähern sie sich durch einige gemeinsame Züge ihres Charakters und durch Uebereinstimmung mancher Sitten, so tritt ihre Verschiedenheit im Körperbau, Farbe und Sprache um so deutlicher hervor. Der eine von jenen Stämmen ähnelt den Negern Afrika's durch schwarze Farbe, das krause fast wollige Haupthaar, die platte außerordentlich breite Nase, die dicken Lippen, aber mit dem hohen Körperbau verbindet er eine entstellende Magerkeit. Der andere Stamm zeigt eine helle Kupferfarbe der Haut, langes und straffes Haar, schönes Ebenmaaß des ganzen Körpers. Während die erstere Raçe durch meist unzähmbare Wild-

heit sich auszeichnet, nur geringe Spuren einer religiösen Ueberzeugung bemerken läßt, keinen Kunstfleiß besitzt, oft nicht einmal Häuser bauet, unbekleidet oder nur in Thierfelle gehüllt einhergeht, entwickelt die andere einen ungleich sanfteren Charakter und viele Gelehrigkeit, besaß von jeher einen Cultus und Industrie, erfreuete sich einer gewissen Civilisation, kannte mindestens eine Art von patriarchalischer Regierung und wohnte in festen Ansiedelungen. Jener behauptet das westliche Oceanien und einen Theil der asiatischen Inseln, dieser erfüllt alle Eilande des großen Oceans, von Neu-Seeland bis zum Sandwicharchipel, von der Navigatorgruppe bis zu der entlegenen einsamen Osterinsel. Der bei Weitem größere Theil der kupferfarbenen Polynesier ist in den Bereich europäischer Civilisation gezogen worden, und in wenigen Jahren dürfte nur auf wenigen und geringfügigen Punkten die Bevölkerung noch im ursprünglichen Zustande zu finden sein. Auf die negerartigen Oceanier hat aber bisher der Weiße noch nicht eingewirkt, denn theils haben sie selbst jede Verbindung mit Fremden entschlossen abgewiesen, und die Gelandeten getödtet, theils hat ihre Cannibalen-Gewohnheit, ihre List und Gehässigkeit von allen Versuchen abgeschreckt.

Je ähnlicher die kupferfarbenen Oceanier unter sich sind, obwohl sie auf zahllosen, oft aller Verbindung beraubten Inseln verbreitet leben, um so näher lag die Frage, wo sie ursprünglich herstammen, durch welches besondere Schicksal sie so weit verstreuet worden seien. Die älteste und verbreitetste Meinung giebt ihnen, gestützt auf unverkennbare Familienähnlichkeit, mit den Malaien des Festlandes und der Inseln von Asien einen gemeinsamen Ursprung. Eine sehr große Verwandtschaft der Sprachen kömmt hinzu, und beweist jedenfalls, daß in alten Zeiten genaue Verbindung zwischen den jetzt weit getrennten Völkern geherrscht haben müsse. Eine andere, gleichfalls der älteren Zeit angehörende Hypothese, die aber vor wenigen Jahren durch Ellis (in den „polynesischen Untersuchungen") wieder hervorgezogen und mit Vorliebe behandelt worden ist, läßt Oceanien von Amerika aus bevölkert werden, und hält also die Insulaner und die amerikanischen Indier für Menschen desselben Stammes. Beiden Annahmen steht aber ein großer, schwer lösbarer Einwurf entgegen. Die ersten Bewohner der Inseln müssen entweder von Asien oder Amerika über das Meer her gekommen sein. Es hat wirklich Schriftsteller gegeben, die mit einem Federstriche Völker von der Nordwestküste bis Otaheiti schiffen ließen, ohne zu erwägen, daß die gebrechlichen Barken der Polynesier

zur Durchmessung solcher Entfernungen sich nicht eignen, und daß ihre kühnsten Schiffer sich nicht aus der Gesichtsnähe des Landes wagen. Der herrschende Ostwind würde freilich eine Fahrt von der amerikanischen Küste nach den Archipeln begünstigen, allein diese Thatsache ist das einzige Argument zu Gunsten jener Vermuthung, denn alle übrige sind schwankend oder beruhen wohl gar auf unrichtiger Anwendung der über die Amerikaner vorhandenen Nachrichten. Einige Sitten wiederholen sich zwar an beiden Orten, aber weder das Aeußere noch die Sprachen der beiden Raçen deuten auf Verwandtschaft hin. So brachten Mexicaner und Südseeinsulaner ihren Göttern Menschenopfer, und bei beiden Völkern prophezeiheten die Priester aus ihren Träumen den Ausgang des eben unternommenen Krieges. Beiden großen Stämmen hat von jeher der Tod durch Krankheit als Bezauberung, und das Ende auf dem Schlachtfelde oder durch sonstige Gewaltsamkeit allein als natürliches gegolten. Daher begegnet man hier und dort zahlreichen Zauberern, und allen den Mißbräuchen und Ceremonien, die aus der abergläubischen Furcht der Menge und aus der List und Herrschsucht der Priester unter wilden Völkern entstehen. Man verurtheilte auf den Inseln und eben so in Amerika den der Hexerei Angeklagten zum Tode; auf Neu-Seeland ermordete man auf dem Grabe eines Häuptlings einige seiner Frauen; der Indier von Chili sendete seinem Caziken seine Weiber, gegenwärtig wenigstens sein Lieblingspferd in die andere Welt nach. Aeltere Geschichtsschreiber, besonders die Chronisten von Peru, erwähnen die Sitte einiger Indierstämme, zu gewissen Zeiten ihre Todten auszugraben, sie von Neuem zu beweinen, ihre Skelette mit dem Besten ihrer Habe zu schmücken. Auch in Neu-Seeland thut man dieses; die Leidtragenden zerfleischen sich dann den Körper mit tiefen Wunden, und wiederholen die Scenen des wilden Schmerzes, die sonst allein am Sterbetage gewöhnlich sind. Persönlicher Muth gilt bei beiden Völkern sehr viel, und daher treten Einzelne vor dem Anfange der Schlacht aus den Reihen und fordern einen Gegner heraus. Die betäubende Wurzel des Ava, eines Pfefferstrauches der Inseln, vertritt die Coca und ähnliche nervenreizende Substanzen, denen der Amerikaner außerordentlich ergeben ist; das Anmalen und Tatuiren des Körpers war in beiden Weltgegenden gebräuchlich, die Form der Kähne und einzelner Stücke des Hausrathes hier und da gleich. Solche Annäherungen ließen sich noch viele aufzählen, und auf ihnen ist die gemeinsame Abstammung der Völker basirt worden. Wie aber dieselben Bedürfnisse dieselben Erfindun-

gen herbeiführen, so entstehen auch aus gegebenen gleichen Verhältnissen dieselben Tugenden und Laster wilder Nationen. Aberglaube und religiöse Intoleranz haben überall dieselben Resultate gehabt, und ihnen sind Menschenopfer unter Völkern gebracht worden, die in keiner anderen Beziehung die geringste Aehnlichkeit haben. Die Glaubensätze wilder Völker können eben so wenig als Beweismittel ihrer Verwandtschaft dienen, denn in seiner Kindheit kömmt das Menschengeschlecht überall auf ziemlich gleiche Ideen über Weltregierung und erschafft sich daher einen Cultus, der sich bis in Fernen wiederholt, die nie Verbindungen unterhalten haben.

Die Verwandtschaft mit den Malaien ist hingegen allzu deutlich nachgewiesen, um Zweifel zuzulassen. Bisher hat die Meinung gegolten, daß das eigentliche Vaterland dieser Menschenraçe Asien gewesen sei, und einer seiner Zweige durch gradweise Wanderungen sich über Oceanien verbreitet habe. Man konnte freilich nicht in Abrede stellen, daß die Natur der Ausbreitung eines rohen Geschlechts in der Richtung von Westen nach Osten dort ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegengesetzt habe, indem nicht allein die vorherrschenden Winde, sondern auch große Strömungen alle Versuche kleinerer Fahrzeuge vereiteln mußten, um aus Asien nach den östlichen Archipeln überzugehen. Vielfache Anstrengungen sind dennoch gemacht worden um die Möglichkeit zu beweisen, man hat sogar den Malaien einen ehemaligen weit höheren Bildungsgrad und eine Nautik zugeschrieben, die dergleichen Hindernisse wohl überwinden konnte, und Williams verwechselt sie sogar mit den muhammedanischen Völkern, deren große Flotten Tausende an Bord führten, mit Kanonen bewaffnet waren und einst den Portugisen einen gefährlichen Widerstand leisteten. Moerenhout schlägt einen neuen und sehr eigenthümlichen Weg ein um die ganze Frage aufzuhellen, und bringt eine solche Zahl von Thatsachen herbei, daß man sich bald geneigt fühlen muß ihm beizustimmen. Ganz im Gegensatze zu seinen Vorgängern hält er die Bevölkerung Oceaniens nicht nur nicht für eine eingewanderte, sondern vielmehr für den eigentlichen Stamm, dessen Aeste sich bis auf das Festland von Asien verbreiteten. Doch ist ihm das Volk Polynesiens, soweit es kupferfarbig erscheint, nicht das, was es in einer weitentlegenen Periode der Urzeit gewesen sein muß, ehe noch eine unübersehlich große Erdrevolution sein Vaterland zerriß, zertrümmerte oder versenkte, den Untergang von Millionen verursachte, und die Ueberlebenden in zahlreiche kleine Stämme spaltete, die ungeachtet ihrer Isolirt-

heit und gegenseitiger, vielleicht tausendjähriger Trennung, dennoch Aehnlichkeit der Sitten und Sprache, der Körperform und Gesichtsbildung im überraschenden Grade bewahrt haben. Wo jetzt zahllose Inseln, meistens in Gruppen zusammengestellt, seltener vereinzelt die Fläche des größten aller Meere unterbrechen, da lag einst ein weit ausgedehntes Festland, dessen äußerste Gränzen noch jetzt durch besonders hohe Eilande angedeutet scheinen. Die erstaunliche vulkanische Thätigkeit, die noch jetzt kleine Inseln in jenen Weltgegenden plötzlich emporhebt, die meisten aber wieder versenkt, ehe noch ein Seefahrer sie gewahrt und zur Warnung der Nachfolger in der Charte verzeichnet, mag jenen Continent vernichtet haben, oder es mögen ungeheure Wasserfluthen über ihn hereingebrochen sein, allein der ungleich größere Theil ging unter, und was als Inseln von ihm noch übrig ist, sind die Spitzen der Berge, zum Theil die ausgebrannten Krater, aus denen sich einst Verwüstung ergoß. Als jene furchtbare Katastrophe die Bevölkerung ergriff, befand sich diese auf einer ziemlich hohen Bildungstufe. Eine dunkle Ueberlieferung hat sich erhalten, denn die Insulaner erzählen von einer Fluth, die ihre Vorfahren auf die höchsten Bergspitzen trieb, von dem höheren Wissen, den weiten Seereisen derselben. Die Theilung des Jahres in zwölf oder dreizehn Monate, von welcher die Polynesier unserer Zeit wußten, die sie aber nicht anzuwenden verstanden, die Kenntniß der Aequinoctien und der Reste anderer astronomischen Sätze stammte noch von jenem Urvolke her. Ihm ist die Errichtung der colossalen Bildsäulen zuzuschreiben, die auf der Osterinsel und später auf Laïvavaï und andern Orten entdeckt, zahllose Hypothesen zum Vorschein gebracht haben. Auf der ersten Insel, einem verschwindenden Punkte in der Unendlichkeit des Oceans, der zweitausend Meilen vom südamerikanischen Continent, sechzehnhundert von jedem nächsten Land entfernt ist, aber dennoch eine zahlreiche Bevölkerung enthält, befinden sich Statuen, von vierzig Fuß Höhe, acht Fuß Breite in der Schultergegend, die aus einem einzigen Block gearbeitet, auf dem Haupte als eine Art von Mütze einen enormen Stein von anderer Art und röthlicher Farbe tragen. Ein Volk ohne bessere Werkzeuge als steinerne Beile, hätte nimmermehr diese Colosse aus einem so harten Material zu verfertigen vermocht, noch ohne höhere Kenntniß der Mechanik ihre ungeheuern Massen bewegt, sie aufrecht gestellt und mit einem andern Gewicht beschwert.

Die Bewohner Oceaniens sind allen Entdeckern bisher in viel zu

roher Gestalt entgegen getreten, als daß man sie für die nächsten Nachkommen eines Volkes hätte halten mögen, dem unbezweifelt manche bessere Kenntnisse zu Gebote standen. Diese Uncultur kann aber leicht aus dem Schicksale entsprungen sein, das die Ueberlebenden nach der Zerstörung ihres Landes ergriff. Sollte irgend ein ähnliches furchtbares Ereigniß auf einmal das ganze Europa zerstören, sollten die Gewässer es so überfluthen, daß nur einige Alpenjoche hervorragten, so dürfte von unsern ausgebildeten Wissenschaften und Künsten, die doch meistens auf den Ebenen ihre Hauptsitze aufgeschlagen haben, wenig übrig bleiben, so verbreitet auch gegenwärtig Kenntnisse sein mögen. Es würde nicht zu verwundern sein, wenn nach einer solchen Periode des Schreckens und der Zerstörung die Menschen schnell in Barbarei zurückfielen, die Kunst des Schreibens verloren ginge, und sowohl die schöne Moral des Christenthums als seine Dogmen vergessen würden oder höchstens als ungewisse Sagen so fort beständen, wie auf Otaheiti die Reste eines reinen und philosophischen Cultus der Vorzeit sich im Munde des Volkes fortpflanzten. Jenes Urvolk war aber nicht nur in der Masse ungebildeter als die Nationen des jetzigen Europa, das Wissen wahrscheinlich nur Eigenthum der höheren Kasten oder der Priester, sondern es erlag nach Zerstörung seines Vaterlandes einem Schicksal, welches wohl vermochte Verwilderung zu erzeugen. Die dem Tod Entgangenen fanden sich in enge Räume, zum Theil auf Inseln zusammengedrängt, die als ehemalige Spitzen hoher Berge kahl über die Wasserfläche emporragten, oder jene Palmen und Brotfruchtbäume, von welchen man einen Theil der Nahrung zu entnehmen gewohnt gewesen, in geringen Zahlen trugen. Hungersnoth mußte einreißen, alle die Uebel sich ausbilden, die ein Volk schnell in Barbarei zu stürzen vermögen, der Mangel an Boden und die Vermehrung der Bevölkerung zu Anfeindungen, zu Kriegen, zum Kindermorde führen. Es mußte sich endlich ein Zustand entwickeln, in welchem das Recht der Stärke allein geltend war, Gewaltsamkeit allein entschied, und die Menschen mochten auf die niedrigste Stufe sinken, durch Noth gezwungen sich gegenseitig auffressen, nachdem die Verwüstungen innerer Kriege sie um die sparsamen Quellen des Unterhalts gebracht hatten. Wirklich zeigt noch heute sich ein solcher Zustand auf allen kleinen, in neuerer Zeit erst bevölkerten Inseln. Dort herrschen alle Unordnungen eines Zustandes, wo Selbsterhaltung das erste und mächtigste Gebot ist, und der Besitz eines Fisches ein Gefecht nach sich ziehen kann. Blutdurst und Rachsucht werden

unter solchen Verhältnissen zu festen Zügen des Charakters, und so entsteht jene Neigung zu Bürgerkriegen, die aus manchen Inseln Wüsten gemacht hat, und auch dann noch fortdauert wenn die Bevölkerung, auf wenige Individuen herabgeschmolzen, hinreichenden Raum zur friedlichen Ausbreitung hat. Auch Williams bestätigt dieses, denn das Volk von Manono hatte in wenigen Jahren ziemlich zweihundert Gefechte geliefert, und auf Mauke schmolz die Zahl der Bewohner auf einmal um die Hälfte dadurch herab, daß der Häuptling einer nahen Insel die Bestürzung über eine verheerende Epidemie zu einem allgemeinen Angriff benutzte.

Müde des Mangels und der Gefahren mögen Familien oder Gesellschaften freiwillig solche Sitze des Elends verlassen haben, andere durch die Sieger zur Auswanderung getrieben worden sein. Alte Sagen der Otaheitier sprechen von großen Reisen, welche die Vorfahren in jener Absicht, theilweise durch die Priester veranlaßt, unternommen haben, die von den Erscheinungen früherer Auswanderer in Träumen, und ihrer Versicherung, daß sie hochbeglückte Inseln erreicht hätten, erzählten. Diese Versuche, ein neues Vaterland zu finden, begünstigte die Natur. Während zehn Monaten im Jahre weht der Wind auf jenem unermeßlichen Ocean in der Richtung von Osten nach West, und selbst die veränderlichen Winde des Decembers und März haben nur einen beschränkten Bezirk, sind ohne große Heftigkeit und dauern gewöhnlich allein einige Stunden. Die Stärke des herrschenden Luftstromes ist dabei so groß, daß die gebrechlichen Fahrzeuge der Insulaner bei jedem Versuche des Widerstandes verloren sein würden. Sie sehen sich genöthigt vor dem Winde zu laufen, und werden daher oft in weite Fernen verschlagen. Die Meeresströmungen befolgen dort zwischen den Wendekreisen ebenfalls eine östliche Richtung, und bringen ein neues, den Piroguen unüberwindliches Hinderniß hervor, um nach Osten zu segeln. Selbst die gutgebaueten und wohlbemannten Wallfischfänger, welche die Umgegend der Gallipagos-Inseln besuchen, erfahren diese Nachtheile. Nach kurzem Aufenthalte finden sie sich so weit nach Westen getrieben, daß ihnen nichts übrig bleibt als eine große Rundreise zu machen, um ihren vorigen Standort wieder zu gewinnen. Andere, die diese Vorsicht vernachlässigten, sind so weit zurückgetrieben worden, daß sie genöthigt gewesen sind Neuholland zu umsegeln, um unter dem Aequator, wo Wallfische häufig sind, ihren Platz von Neuem einzunehmen. Allein es giebt noch andere Argumente, um die Wanderung der Völker in

jener Richtung zu beweisen. Auf den asiatischen Inseln, wo die Malaien als Einwanderer oder Eroberer auftraten, zeigt sich eine auffällige Vermischung mit andern Raçen, ja es besteht dort, wie schon erwähnt, ein häßlicher schwarzer Menschenschlag fort, der in keiner Weise Verwandtschaft mit den Malaien hat, und auf den neuen Hebriden das letzte Verbindungsglied zwischen der Menschheit und den Thieren bildet. Es ist ein entarteter Stamm, der im Elend lebt, ohne bessere Geisteskräfte zu entwickeln vegetirt, von Fischen und Kräutern sich nährt, kaum eine articulirte Sprache besitzt, nur bis zehn zu zählen weiß, und selbst im Aeußeren mehr dem Orang-Utang als dem Menschen gleicht. Wenn es wahr ist, daß man den Herd einer jeden Bevölkerung an der Reinheit des nationalen Stempels erkennen möge, so sind die Eilande des großen Oceans sicher die Wiege der malaiischen Raçe gewesen. Dort allein verbindet der Eingeborne eine hohe Statur mit schönen Verhältnissen, eine Regelmäßigkeit und Schönheit der Formen, die je näher den asiatischen Inseln immer mehr schwindet, zuletzt der Häßlichkeit weicht, und von einem Aeußeren verdrängt wird, welches sichtbar durch Vermischung mit andern Völkern modificirt worden ist.

So wie aber auf diesen äußersten Gränzen der polynesischen Bevölkerung der reine Charakter der physischen Organisation schwindet, so verhält es sich auch mit Sitte und Sprache. In beiden ist überall Vermischung und Verschlechterung wahrnehmbar. Kaum nähert man sich den Fidjiinseln im Westen von Otaheiti, so findet man, daß die über das östliche Polynesien allgemein verbreitete Sprache ihre Geltung verliert, daß nur einzelne Worte derselben vorkommen. Wohl darf man hieraus folgern, daß die Emigration nicht von dort ausgegangen sein könne, denn warum sollte im Mutterlande das Idiom sich verloren haben, und in den Colonien mit Reinheit gesprochen werden? Im Gegentheil finden sich häufige Anklänge der polynesischen Sprache soweit irgend Malaien gedrungen, obgleich auf Borneo mehr als einhundert Dialekte gebräuchlich sind. Selbst die schwarzen Urbewohner der asiatischen Inseln haben das Andenken an die Ankunft der kupferfarbenen Raçe bewahrt, die auf ihre Sitten und Sprache durch gradweise Vermischung einen sehr großen Einfluß zu üben bestimmt war. Sie sagen, daß die Ankömmlinge in Zeuche aus Baumrinden verfertigt gekleidet waren, und (wie noch jetzt viele Polynesier) die Baumwolle nicht kannten. Dieses Ereigniß fällt aber in eine sehr frühe Zeit, so daß die Einführung der polynesischen Sprache nicht mit der histori-

schen Gewißheit nachgewiesen werden kann, wie die viel spätere Verbreitung der arabischen. Endlich ist es gewiß im hohen Grade sonderbar, daß die Sprache der Polynesier für die großen Raubthiere Asiens keine Namen besitzt. In den mit reicher Einbildungskraft ausgeschmückten Sagen von den Kämpfen ihrer Helden, ihrer Riesen und ihrer Götter, kömmt nichts dem Tiger, den großen Schlangen Asiens Vergleichbares vor, wie verderblich diese Thiere dem Menschen auch sein mögen. Die Erfinder der Mährchen kannten kein größeres Thier als das Wildschwein, um den Muth und Tapferkeit ihrer Götter zu bezeichnen. Menschen, die in ihren Huldigungen und der Austheilung göttlicher Ehren ungemein freigebig waren, Vögel, Haifische und Eidechsen anbeteten, würden ohne Zweifel das eben so furchtbare als häßliche Krokodil, die Giftschlangen, den Tiger, den Elephant und andere Thiere Asiens, den Kaiman, die Onze, die Riesenschlange und den Jaguar Amerika's in ihren Erinnerungen bewahrt haben, hätten sie diese gekannt, wenn auch allein durch Ueberlieferung seit der Zeit, wo ihre frühesten Vorfahren jene entlegenen Continente verließen, um die großen Archipel zu bevölkern.

Nach reiflicher Erwägung dieser Gründe vermag man kaum die Ansicht von der Hand zu weisen, welche den Polynesiern ein hohes Alterthum zuschreibt, und weit entfernt sie als Auswanderer anzusehen, sie vielmehr als ein Volk betrachtet, dessen einzelne Aeste bis in die größten Entfernungen sich verzweigt haben. Demgemäß können auch die Malaien der südlichen Inseln und des Continents von Asien nicht als die ursprünglichen Bewohner der von ihnen bewohnten Länder gelten, sondern vielmehr als Nachkommen der von den Südseeinseln ausgegangenen Colonisten. Sie haben sich in lang vergangenen Zeiten neue Heimathen erobert, die häßlichen negerartigen Urvölker theilweis unterworfen, sie verjagt oder sich mit ihnen verschmolzen, und hierdurch ein fremdartiges Aeußere erlangt, welches frühere Forscher um so leichter zu Fehlschlüssen bringen konnte, je abweichender es da erscheint, wo die Zahl des schwarzen Urvolks am stärksten war.

Libanon.

Durch ganz Syrien erstreckt sich der Länge nach eine Bergkette, die, den größeren Theil der bewohnbaren Provinzen einnehmend, als ein entfernter Ausläufer des Kaukasus angesehen werden muß, gegen ihre Mitte die größte Höhe erreicht, aber bei dem Austritte im Süden bedeutend absinkt, zum Theil in steinige niedrige Hügelreihen sich auflöst, und zuletzt mit den öden Bergen Arabiens sich verbindet. Zwar gilt der Name Libanon eigentlich nur für den Theil der Kette, der, die höchsten Gipfel einschließend, durch Reichthum an Wasser, Fruchtbarkeit, dichte Bevölkerung und Naturschönheit sich auszeichnet, und unter dem vierunddreißigsten Breitegrade liegt, allein hin und wieder ist jene Benennung auf die weitere Ausdehnung des Gebirges übergetragen worden. Wir sprechen indessen hier nur von dem Libanon im strengen Sinne, der schon in den ältesten Urkunden unseres Geschlechts mit Bewunderung genannt, von arabischen Dichtern in den glühenden Ausdrücken orientalischer Poesie später besungen wurde, selbst den kälteren Menschen des Nordens und die Reisenden unserer Tage zu enthusiastischen Beschreibungen veranlaßte, und dem Talente ausgezeichneter Künstler ein neues, schwer erschöpfbares Feld geliefert hat.

Von welcher Seite man sich auch nähern möge, so erscheint der Libanon immer unter sehr großartigen Umrissen. Auf See, schon in Entfernung von mehr als dreißig Stunden, wie ein ebener Wall sichtbar, spannt er die Erwartung des Reisenden, der zwar bei einer Fahrt durch jene Theile des mittelländischen Meeres häufig Land sieht, aber weder durch großartige noch lachende Ansichten immer erfreuet wird, sondern vielmehr in mancher, seit uralten Zeiten hochberühmten Insel nur einen öden unfruchtbaren Kalkfelsen entdeckt. Aber mit noch weit größerer Sehnsucht begrüßt der Wanderer die heraufdämmernde Kette, der durch glühende, wasserlose Ebenen vom Euphrat herbeizieht, und viele Tagereisen hindurch den Schrecken der Wüste, dem Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, den Gefahren räuberischer Anfälle in der Mitte einer unbewohnten und rechtslosen Einöde, dem verderblichen Einflusse der Sonnenhitze und den sengenden Winden Preiß gegeben

war. Das Gebirge gewährt ihm das Gegentheil von allen diesen Leiden, denn seine Luft ist kühl, aus den Felsen entspringen zahllose Quellen, und eine dichte, arbeitsame Bevölkerung gewährt dem Ankömmling entweder Gastfreundschaft, oder versorgt ihn zu unerhört billigen Preißen mit allen Bedürfnissen des täglichen Lebens. Unter dem Gesichtspunkte malerischer Schönheit ist der Libanon mit den Gebirgen Europas vollkommen vergleichbar; er übertrifft sie vielmehr in manchen Beziehungen, wie unter andern durch die eigenthümliche Vegetation des Südens, und durch die Nähe des Meeres, das in jede Landschaft ein eigenthümlich großartiges Leben bringt. In den Umgebungen von Beirout ist der Libanon überall sichtbar. Die schönste Ansicht eröffnet sich aber auf der Höhe der Halbinsel, die das Cap Beirout bildet. Sie wurde von Fakr el Din, einem freigebigen Verschönerer der Stadt, vor langen Jahren in einen Spaziergang umgeschaffen, wo Türken, Araber und Europäer ihre Pferde tummeln, oder die ersteren in dem ritterlichen Spiele des Dscherid-Werfens sich üben, wo aber auch syrische Frauen in ihrer sonderbaren Nationaltracht, mit hohen silbernen Hörnern als Kopfputz und in lange Schleier gehüllt, einsame Gruppen bilden, die kein Mann bemerken darf, will er die Sitte des Landes nicht verletzen. Die Stadt, mit manchem Thurm im maurischen Baustyl versehen, erscheint von dieser Höhe angenehmer als bei näherer Betrachtung, da sie weder gut gebauet noch reinlich gehalten ist. Während zur Linken der Blick sich in die blauen Fernen des syrischen Meeres verlieren mag, findet er an der jenseits einer geräumigen und unbewegten Bai kühn emporstrebenden Gebirgskette einen fesselnden Gegenstand. Zwar sind die Einzelnheiten, die tiefen Schluchten, die zahlreichen Klöster und Dörfer aus solcher Ferne nicht erkennbar, aber um so großartiger tritt dafür die gesammte Masse der verschmolzenen Gipfel hervor, die unter der Einwirkung einer besonders reinen Luft und hellen Beleuchtung nicht sowohl das blaue Colorit der Bergketten Europas annehmen, sondern violetgefärbt dastehn, und deren höchste die Schneelinie überragende Spitzen oft sogar in einem rosigen Lichte glänzen. Diese Schönheit der Umgegend hat Beirout zu einem vorzüglich beliebten Aufenthaltsorte der in Syrien angesiedelten Europäer erhoben, die unter sich einig, ein in vielen Hinsichten sehr angenehmes Leben führen.

Die inneren Gegenden des Libanon sind nicht besonders zugänglich, denn alle Pfade sind eng, steil und oft sehr gefährlich, aber die Mühe eines Streifzuges wird meistens überall reichlich belohnt. Die



BEIROUT



Die Ansichten sind sehr mannichfaltig, indem die Thäler ohne ein festbestimmtes System verlaufen, und die ungleiche Vertheilung von fruchtbarem Boden eine große Abwechselung in der Bekleidung durch Wälder und in der Menge von Dörfern hervorbringt. Es entstehen auf diese Weise auffallende Contraste. Manche, namentlich die nordwestlichen Abhänge, sind, weil sie der Sonne minder ausgesetzt liegen, dicht bewaldet, ihre tieferen Stufen mit Weinbergen überdeckt; durch Häuser, Klöster und ganze Dörfer belebt, tragen sie einen wahrhaft arkadischen Charakter. Andere treten ohne Pflanzenschmuck kühn und ernst dem Beschauer entgegen; ihre Umrisse sind zwar großartig, aber der Landschaft entziehen sie alles Freundliche, Alles, was das mildere Gemüth anspricht. Solche abgelegene Hochthäler enthalten eine wilde Vermischung; rauhe Höhen und unangebauete Thäler, Felswände von schwindelnder Steile, dunkle Engschluchten, die, von der Sonne nie vollkommen beleuchtet, von unersteiglichen Abgründen eingeschlossen, großen Gefängnissen gleichen. Sie erfüllen zwar Anfangs mit Staunen, denn sie überraschen durch ihren furchtbaren Ernst, allein sie bringen in kurzer Zeit entweder verstimmende Gefühle oder Sehnsucht nach minder düstern Scenen hervor. Im Einklange mit diesen wilden Felsenformen steht der Mangel einer kräftigen oder nach allen Richtungen verbreiteten Pflanzenwelt. Ganze Strecken des Gebirges entbehren diesen Schmuck, und wenn auch vereinzelte Baumgruppen dünn verstreuet an den Abhängen zu sehen sind, so gleichen sie doch verirrten Fremdlingen, und gewähren weder Schatten gegen die Sonne, noch Schutz gegen den herbstlichen Sturm. In den am wenigsten begünstigten Gegenden des östlichen Abhanges ist das cultivirbare Land überhaupt nie von großer Ausdehnung, wegen der besondern Steilheit der Abdachung, der Zerrissenheit in Schluchten und der in großen Massen herumgeworfenen Felsen. Bald liegen die letzteren als hochherabgestürzte Trümmer umher; bald durchbrechen sie den Boden als große Kegel oder als Endspitzen der unten verlaufenden Schichten. Jedoch tritt der Libanon nicht überall unter dieser unfreundlichen Gestalt auf. So kahl die schroffen Seiten der Thäler fast überall sich zeigen, so endigen doch sehr viele nach oben in ziemlich breite Ebenen, hinter welchen zwar andere und höhere Felswände emporstreben, die aber dem Landmanne Raum zum Anbau gestatten. Wo der menschliche Fleiß die ursprüngliche Beschaffenheit solcher Bergebenen noch nicht verändert hat, sind sie gemeinhin mit Wäldern von Kiefern und Pinientannen verdeckt, die durch die Schirmform ihrer

Kronen auffallen, und vermöge ihrer schwarzgrünen Färbung von den weißlichen Kalksteinwänden malerisch abstechen. Weiter hinab finden sich immer mehrere stufenartige Terrassen, die in den bewohnten Gegenden sorgfältig benutzt werden. Die höchsten Kämme des Gebirges sind aber unbewohnt; sie dienen den Thalbewohnern zum Sommeraufenthalte, da sie im Winter mit tiefem Schnee überdeckt werden. Ueber sie hin führen jedoch zahlreiche Pfade, indem ein nicht unbedeutender Vertrieb zwischen Damascus und selbst zwischen Bagdad und den syrischen Küsten herrscht. Selten eröffnet sich nach mühsamer Erreichung der höchsten Pässe eine befriedigende Fernsicht. Nur da, wo mehrere nahgelegene Thäler zu übersehen sind, gewinnt die Landschaft ein bedeutenderes Interesse. Die nächsten Umgebungen des Beschauers sind nicht geschaffen den verstimmenden Eindruck einer gleichsam erstorbenen Natur zu verbessern, wenn im Vordergrunde nur kahle Felsenmassen sich aufthürmen, und weiter hinab Alles in wilde Schluchten zerrissen erscheint. Das Auge sucht umsonst in weiten Fernen nach fesselnden und angenehmeren Punkten. Es findet selbst von der Höhe des Antilibanon keinen solchen auf den entlegenen Ebenen Asiens, die vergelbt und ohne Zeichen der Bewohntheit sich mit dem Horizonte vermischen. Von den Städten, die in grauer Vorzeit dort blüheten, sind selbst die Spuren verschwunden, und der Mangel an grünen Punkten in der weiten Wüste beweist, daß nicht einmal geringe Dörfer dort fortbestehen, wo ein mächtiges Verhängniß gewaltet hat.

Die westliche Seite des Libanon ist vom Fuße bis zu den höchsten bewohnbaren Gegenden dicht bevölkert, und verdient diesen Vorzug vor der östlichen Abdachung durch ihre große Fruchtbarkeit, den Reichthum an Quellen, die man zur Bewässerung der Felder verwenden kann, und die Milde ihres Klimas. Es ist nicht zu verwundern, daß eine alte Sage das biblische Eden sogar in diese Gegenden verlegt, obgleich die alpinische Beschaffenheit von der Unrichtigkeit einer solchen Annahme überzeugen muß. Noch giebt es ein Dorf dieses Namens, das wie ein Adlernest zwischen Himmel und Erde aufgehängt, vorzüglich von den die Küstenstädte bewohnenden Europäern besucht wird, wenn in den niederen Regionen die trockene Hitze die Gesundheit eines jeden Ungewohnten bedroht. Die Nähe des Libanon zu der Küste, dem dichter bewohnten Theile Syriens, ist in mehreren Beziehungen eine Wohlthat. Die stufenweise Verschiedenheit des Klimas veranlaßt, daß im Gebirge eine Menge Gaben der Natur auf einen engen Raum zusammengedrängt sind, die sonst weit vertheilt zu sein pflegen. Mit

Unrecht nennt man Syrien das glühendste Land der Erde, denn nur während des Sommers kann dieses von den sandigen Küstengegenden gelten. In der unangenehmen Zeit des Juli und August bringt eine wenigstündige Reise von den verdorrten Ebenen des Strandes nach den kühlen Gebirgsthälern, und umgekehrt versetzt man sich im Winter an die Küste schnell zurück, wo eine laue Frühlingstemperatur den Rückkehrenden empfängt, eine schöne, aber vergängliche Vegetation ihn erfreuet, zu einer Zeit wenn im Gebirge Stürme tosen und Schnee die höheren Pässe völlig verschüttet. Auf diese Weise stehen in Syrien sehr unähnliche Jahreszeiten sich auf engem Raume entgegen, denn die letzten Monate des Jahres, an dem Meeresstrande die angenehmsten, sind im Gebirge diejenigen des tiefen Winters. Indessen gleicht der letztere nur unvollkommen derselben Jahreszeit des nördlichen Europas. Regengüsse von großer Heftigkeit, wohl auch von langer Dauer sind die vorherrschende Erscheinung seines Verlaufs, denn Schnee fällt nur in höheren Gegenden, oder er schmilzt nach wenigen Tagen. Die Wärme des Sommers wird selten drückend empfunden, indem theils beständig ein starker Luftzug herrscht, theils die vielfachen Windungen der Thäler und die hohen Felsenwände abwechselnd Schatten hervorbringen. Nur auf dem obersten, langgestreckten Kamme des bis zu zehntausend Fuß über das Meer aufstrebenden Gebirges bleibt Schnee in allen Jahreszeiten liegen. Als schöner Schmuck der Landschaft erregte der letztere einst die Bewunderung eines römischen Geschichtschreibers, und wurde von den arabischen Dichtern besungen, soll sogar zufolge etymologischer Forschungen den ursprünglich hebräischen Namen des ganzen Gebirges veranlaßt haben. Die Vegetation ist daher in den Thälern der Westseite sehr kräftig und die Zahl der Pflanzen so groß, daß Botaniker verschiedener europäischer Völker sich den Libanon mehrmals zum Aufenthaltsort erwählt haben, und keiner ohne reiche Erndte wiedergekehrt ist. Der Ackerbau wird mit vieler Sorgfalt betrieben, und wo keine natürlichen Abstufungen sich darbieten, da bereitet sie der Einwohner, indem er von einem Felsenvorsprung zum andern Mauern führt, den Zwischenraum mit Steinen anfüllt und die obere Fläche mit Erde deckt, bis die gewünschte kleine Ebene erlangt ist, die Bepflanzung beginnen kann. Mit außerordentlicher Sparsamkeit wird ein jeder Raum benutzt, der irgend zur Anlegung einer Baumpflanzung oder eines Saatfeldes sich eignet, und auf den schmalsten Terrassen sind mindestens Maulbeerbäume angepflanzt. Diese machen in der Landschaft des Libanon einen eben so eigenthümli-

chen Zug aus, wie die Dattelpalme in Aegypten. Sie verdecken während des größten Theils des Jahres mit ihrem frischen Grün die sonst allzusehr vorherrschenden Gestalten kühner, aber nackter Felsen. Der Zweck ihrer Cultur ist übrigens nicht die Gewinnung der Frucht, sondern der Blätter, zur Nahrung der Seidenwürmer, deren Zucht, wenigstens ehedem, ein äußerst bedeutendes Geschäft gewesen sein muß, als noch erstaunliche Mengen von syrischer Seide im Handel erschienen. Die in regelmäßige Reihen gepflanzten Bäume bedürfen keiner weiteren Vorsorge, als des einmaligen Auflockerns des Bodens im Spätjahre, damit die nährenden Regen des Winters um so leichter eindringen mögen. An ähnlichen Stellen wird auch der Weinstock gepflegt, dessen Product von ausgezeichneter Güte ist. Nicht weniger als zwölf Sorten Wein werden im Libanon gewonnen, und sie sind das beste und nirgends fehlende Labsal des Reisenden, der in den armen und unreinlichen Hütten der syrischen Landleute sonst seine Bedürfnisse selten alle befriedigen kann. Alle diese Weine sind süß, stark und von aromatischem Geschmack, und vor allen berühmt ist eine nach ihrer Goldfarbe benannte Sorte.

Die Menge der Bevölkerung und der Mangel an Raum hat auch in Hinsicht der Dörfer eine ähnliche Art der Anlegung bedingt. In einzelnen besonders fruchtbaren Thälern, z. B. dem heiligen Thale (Kadesha), wo eine große Gesellschaft arbeitsamer Mönche fast ausschließlich die Bevölkerung darstellt, macht sich jene gesteigerte Industrie und jener geduldige Fleiß besonders bemerkbar. Die scheinbar unbequemsten Orte sind in den Kreis der Cultur gezogen worden; auf den schmalsten Firsten, an den steilsten Abhängen, auf kühn hervorspringenden Spitzen hat man durch Wegschaffung und Abebenen des Felsens Platz für die Wohnungen und Kapellen zu gewinnen verstanden, und bei einigen ist sogar ein Theil der Gemächer im Gestein der Berge ausgehauen worden. Bisweilen scheint aus der Entfernung jeder Zugang unmöglich, und wirklich führt zu den meisten dieser luftigen Baue allein ein langer Stufenweg, der bald am äußersten Rande des Abgrundes sichtbar wird, bald wieder zwischen den Vertiefungen der Felsen verschwindet. Noch mehr Mühe muß die Anlegung der kleinen, die Klöster umgebenden Gärten verursacht haben, denn man ist genöthigt gewesen, mittels langjähriger Arbeit das Erdreich aus den Thälern hinaufzuschaffen, um die Cypressen, Pappeln und Fruchtbäume pflanzen zu können, welche jene Niederlassungen meistens zu sehr malerischen Punkten machen. Die Mönche haben das Bedürfniß



SCENE AUF DEM LIBANON



gefühlt, mehr als Felsen um sich zu haben. Die Aussicht über tiefe Thäler und wohl selbst bis zum Meer hat sie auf die Länge unbefriedigt gelassen. Sie haben sich in den engen Umkreis kleiner, aber schattiger Gärten zurückgezogen, wo sie mit einer freundlicheren Natur in enger Berührung sind, arbeiten oder beten, denn sie gehören dem Orden der Maroniten an, der mindestens das für sich hat, durch den Fleiß seiner Mitglieder sich zu erhalten, ohne die Unterstützung des Staates oder die Mildthätigkeit der Einzelnen in Anspruch zu nehmen. Die Menge der Klöster in allen Gegenden des Libanon erleichtert sehr seine Bereisung, und gestattet dem unbegleiteten Reisenden, seinen Aufenthalt in einer ihn ansprechenden Gegend nach Gefallen zu verlängern. Den Fremden wird nicht allein eine freundliche Aufnahme zum Theil, sondern sogar manche, sonst im Orient eben nicht gewöhnliche Bequemlichkeiten. Unter den Mönchen sind immer Einige, die entweder Europa besucht oder sonst eine mittelmäßige Bildung zu erlangen sich bemüht haben, und dem gastlich aufgenommenen Reisenden zwar selten belehrende, gewöhnlich aber angenehmere Gesellschafter sind, als die sehr unwissenden Bauern der syrischen Dörfer oder die umherstreifenden Araber. Der Libanon ist überhaupt eine angemessene Heimath der Mönche. Zurückgezogen von den näheren Berührungen mit der Gesellschaft, durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnorte gesichert gegen Zudringlichkeit und selbst gegen Bedrückungen, wie in andern Gegenden des Orients die Bewohner christlicher Klöster sie täglich erleiden, sind sie dennoch nicht gezwungen, der Welt sich ganz zu entfremden. In einigen der Klöster findet sogar einige Thätigkeit zum öffentlichen Besten statt, indem sie Buchdruckereien besitzen, und durch Verbreitung von religiösen Werken und kleinen Abhandlungen Einfluß auf das Volk üben. Indessen sind diese Ordensbrüder, zufolge der Berichte vieler Beobachter deutschen und englischen Ursprungs, den poetischen Idealen ehrwürdiger Einsiedler und zurückgezogener, aber wohlthätig einwirkender Philosophen wenig ähnlich, zu welchen sie ein dichterischer Reisender in der neuesten Zeit zu erheben gesucht hat. Giebt es auch ausgezeichnetere Individuen unter ihnen, und dürfen einzelne Klöster einer wissenschaftlichen oder doch humanen Richtung sich rühmen, so ist doch die Masse der Maroniten sehr unwissend. Eine sehr geringe Zahl versteht zu schreiben; die Menge hat durchaus keine geistigen Bedürfnisse, und ist vollkommen zufrieden, kann sie ihr Leben hindurch ungestört vegetiren. Die Mönche wären übrigens zu bedauern, besäßen sie eine hohe Bildung, indem die äußeren Ver-

hältnisse, unter welchen sie zu leben gezwungen sind, ihnen schwerlich lange Zeit zusagen würden. Der unterrichtete Europäer könnte mindestens eine solche Einförmigkeit des Lebens und den Aufenthalt in einem Lande ohne alle wissenschaftliche Verbindung und in der Mitte einer bigotten Bevölkerung für die Dauer nicht ertragen. Die Beschäftigungen der gewöhnlichen Maroniten bestehen in dem Hersagen von Gebeten zu bestimmten Stunden, als mechanischem Geschäfte, und höchstens im Feldbaue, durch welchen sie sich erhalten. Auf die Bildung des Volkes wirken nur sehr wenige wohlthätig ein, die Masse mißbilligt sogar solche Versuche. Der Geist der Intoleranz und des Fanatismus zeichnet ihre Kirche vor allen andern aus. Eben so gleichgültig, wie sie gemeiniglich gegen Alles sind, was ihr Interesse nicht berührt, eben so regt sie der geringste Versuch der Neuerung und die leiseste Antastung ihrer Lehrsätze zur größten Heftigkeit auf. Sie wachen daher mit Strenge und Aufmerksamkeit über die Landleute, und suchen vor Allen das alte, aus Religionshaß entstandene und in seinen Folgen sehr unglückliche System aufrecht zu erhalten, welches die unverbrüchlichste Absonderung ihrer Gemeinden von allen Andersdenkenden gebietet. Auf dieselbe Weise verhalten sich aber auch andere Secten, und so wird die gehässige Spaltung des Volkes, sein Mangel an Uebereinstimmung und gemeinsamen Wirken erklärlich, denen es allein zuzuschreiben ist, daß die ungleich zahlenarmeren Muhammedaner seit Jahrhunderten die Herrschaft über Syriens Christen behaupten konnten.

Das Bedürfniß der Sicherheit mag vielleicht nicht minder als die Natur des Gebirgslandes es verursacht haben, daß die bei Weitem größere Zahl der gewöhnlichen Dörfer des Libanon auf eben so schwer zugänglichen Orten angelegt worden ist, als die kirchlichen Niederlassungen. Seit dem ersten Erscheinen der muhammedanischen Eroberer ist Syrien, und namentlich der Küstenstrich, ein Theater von Kriegen, Volksunruhen und Aufständen ehrsüchtiger Paschas gewesen. Der Landmann sah sich gezwungen, Asyle aufzusuchen wo er der Bedrückung und den Folgen häufiger Umstürze der bisher gültigen Verhältnisse zu entgehen hoffen durfte. Die einzelnen Häuser nicht nur, sondern oft ganze Dörfer sind wie Vogelnester an den höchsten Felsenwänden aufgehängt, und nur ein völlig schwindelfreier Wanderer darf es unternehmen zu allen hinaufzusteigen. Wenige entschlossene Männer würden vermögen, einen solchen Zugang gegen ein ganzes Heer erfolgreich zu vertheidigen. Aus der Entfernung gesehen, haben diese

Dörfer oft sehr viel Malerisches, denn ihre Häuser sind von gleicher Größe, und symmetrisch in ihren Verhältnissen. Allein nur da, wo der Hintergrund hell ist, treten sie deutlicher hervor, denn kein syrisches Bauernhaus wird je mit weißem Anwurf versehen, und daher haben jene, wenn sie in einer Felsenschlucht gelegen sind, wo weder ein beschneieter Bergrücken noch ein grünender Wald von Fruchtbäumen sich hinter ihnen erhebt, etwas sehr Unheimliches und Abschreckendes. Durchgängig sind die Dächer platt, und mit einer starken Schicht gewöhnlicher Erde bedeckt, die festgestampft und geebnet zwar die Regen abhält, aber auch in kurzer Zeit von Gras und Unkraut überzogen wird. Die Erwähnung dieses Umstandes in den Psalmen läßt vermuthen, daß die beschriebene Bauart uralt sein müsse. Kein Dorf enthält regelmäßige Gassen, vielmehr liegen die aus Bruchsteinen erbaueten Häuser über den Abhang verstreuet wie Nothwendigkeit oder Laune des ersten Ansiedlers es gebot. Ihr Inneres ist schmucklos, oft sogar sehr unbequem und vernachlässigt, und da sie ohne Ausnahme die Glasfenster entbehren, so sind sie während der Winterstürme, wenn jede Oeffnung verstopft werden muß, dunkle und feuchte Wohnungen, die jeder Europäer zu verlassen eilt, sobald das Aufhören der Regengüsse ihm gestattet, seinen Rückweg nach der dann sonnigen und grünenden Küstenebene anzutreten. Ungeachtet dieser äußern Erscheinung bergen jene Alpendörfer bisweilen nicht unbedeutenden Wohlstand, denn wenn auch Syrien keinen Hafen besitzt von hinreichender Tiefe für größere Schiffe, so ist die Zahl der Küstenfahrer um so größer, und der Handel über das Gebirge für Diejenigen ziemlich gewinnreich, die Capital, Unternehmungsgeist, Muth und Ausdauer in hinlänglichem Maaße besitzen, um auf die langen und beschwerlichen Reisen zu gehen, die nach der beibehaltenen primitiven Sitte im Oriente eine jede Speculation und größere Waarensendung vom Besitzer derselben erfordert.

Die Bevölkerung des Libanon besteht aus sehr verschiedenartigen Elementen. Griechen, Türken, Araber und seit einigen Jahren auch Aegypter bilden zwar die Hauptbestandtheile, aber sie sind unter sich wiederum in Stämme und Secten getheilt, die theils lange um die Oberherrschaft gekämpft und die alte Feindschaft nicht vergessen haben, theils in zu viel Dingen von einander abweichen, und daher eine zu große und zu nationale Antipathie fühlen, um je verschmelzen zu können. Der schönste Theil des Libanon befindet sich unter der Herrschaft der Drusen, eines von den arabischen Eroberern des Landes abstam-

menden Volkes, das von den übrigen Zweigen sich aus religiösen Gründen getrennt hat. In der Geschichte des Libanon spielen zwar die Drusen eine bedeutende Rolle, aber diese Annalen bestehen nur aus der immer wiederkehrenden Erzählung widerrechtlicher oder blutiger Thaten. Ein Häuptling suchte immer den andern zu verdrängen und beide verwickelten die christliche Bevölkerung in ihre Streitigkeiten. Der Unterliegende hatte es als Glück zu betrachten, wenn ihm gestattet wurde, in irgend einem Winkel des Gebirges seine Tage im Dunkel des Privatlebens zu verbringen. Nicht allein in dem Volkscharakter, sondern auch in der politischen Lage scheint der Grund dieser unaufhörlichen Kämpfe zu liegen. Der Despotismus der türkischen Sultane, die Eifersucht und Kriege der syrischen Paschas unter einander, mußte wohl die Fürsten der Drusen zu der Ueberzeugung bringen, daß nur der Alleinbesitz der Macht Sicherheit und Stärke in der Mitte so unruhiger Nachbarn gewähren könne. Darum führte der geringste Versuch eines untergeordneten Stammhauptes, sich unabhängig zu machen von dem Ganzen, zu rücksichtslosen Vertilgungskriegen, die das Land mit Blut überschwemmten und Plünderung über alle irgend verdächtige Dörfer verhingen. Auch den Türken leisteten die Drusen nicht selten langen Widerstand, wenn jene entweder ihre Macht auszudehnen versucht, oder irgend ein rebellischer Pascha des Küstenlandes die Bergbewohner für sich zu gewinnen verstanden hatte. In den neuesten Zeiten sind sie gezwungen gewesen, sich dem Herrscher Aegyptens zu unterwerfen, und mit ihm in Gemeinschaft den Zug gegen die Truppen des Sultans zu unternehmen. Seit einhundertundvierzig Jahren besitzt eine Familie die Herrschaft über den eigentlichen Libanon. Sie fand es jedoch seit längerer Zeit der Politik angemessen, sich öffentlich zum christlichen Glauben zu bekennen, obwohl ihr Oberhaupt bei Besuchen der Küstenstädte als Muhammedaner auftrat, und in seinem Innern vielleicht der alten, aber nur durch Vermuthungen gekannten Religion seines Volkes ergeben war. Die letztere entzieht sich, soweit es irgend möglich ist, den Blicken der Menge. Die Kapellen der Drusen sind zwar häufig genug, allein so versteckt in tiefen Schluchten, daß sie von den besuchten Pfaden aus selten zu gewahren sind. Kein Fremder darf es wagen, ihr Inneres zu erforschen, Zeuge des in ihnen geübten Cultus sein zu wollen. Indessen dürfte die Hoffnung, dabei irgend etwas Neues oder Großartiges zu gewahren, kaum erfüllt werden. Allem Anscheine nach ist die Religion der Drusen weit davon entfernt das zu sein, was eine alte Vermuthung von ihr

vorausſetzt, die Bewahrerin der Ehrfurcht erweckenden, reinen Sätze der Kirchen des Alterthums. Sie beſteht vielmehr aus einem Gemiſch von Muhammedanismus und übelverſtandenen Lehren des Chriſtenthums, mit einem Zuſatze von nichtsſagenden Ceremonien eigener Erfindung, ein Ganzes, über welches zuletzt der Schleier des undurchdringlichen Geheimniſſes geworfen wurde. Das letztere verrathet nie ein Eingeweiheter, ſo düſter und wenig tröſtlich am Ende ein ſolcher Glaube auch ſein mag. Druſen und Chriſten haſſen ſich gegenſeitig und ſind beide kriegeriſch; jene machen den wohlhabenderen Theil der Bevölkerung aus, dieſe den zahlreicheren, der eben deshalb ſich niemals der Herrſchaft eines Druſenfürſten ohne Religionsveränderung deſſelben unterworfen haben würde. Im Nothfalle vermag der Emir der Druſen zwanzigtauſend Krieger zu verſammeln. Ohngefähr zwei Drittheile dieſer Macht beſtehen aus eigentlichen Druſen, einem kräftigen Menſchenſchlage mit heiterer, oft etwas verwogener Miene, weißer Haut und geringem Bartwuchſe, von lebhaftem Weſen und halb räuberiſchen Sitten, die den kleinen Krieg wohl verſtehen, Feldſchlachten durchaus nicht lieben und daher ſelten große Verluſte an Mannſchaft erleiden.

Unter ſich ſelbſt zerfallen die Druſen in mehrere Stämme, und ſind daher nicht zu allen Zeiten einig geweſen. Einer der mächtigſten, der Stamm der Yezdeky, war unter der Herrſchaft ſeines Scheicks ſogar eine Zeitlang vom Emir unabhängig, bis jener auf Befehl der Pforte verrätheriſch ergriffen und hingerichtet wurde. Das Oberhaupt der ganzen Nation iſt oder war vor wenigen Jahren Emir Beſchir, ein Mann von vorgerücktem Alter, aber von kräftigem Körperbau, einfachen Sitten, vielem Muthe und berechnender Klugheit, einer unter jenen heftigen Bergvölkern ſonſt ſeltenen Eigenſchaft. Seine Macht über das Volk iſt orientaliſch unbeſchränkt, und auf ſeinen Befehl müſſen alle waffenfähige Männer ſich um ihn verſammeln. Der Politik des Emirs hat Anſchließung an den Eroberer Syriens vortheilhaft geſchienen, und die ungetheilte Gewalt über einen großen Theil des Libanon verſchafft. Sollten aber die Türken je wieder Syrien unter ihr Joch bringen, ſo wird das Volk der Druſen der Rache nicht entgehen, ſo tapfer es auch ſein mag. Der Pallaſt des Emirs, Bettedein, iſt von den meiſten ſyriſchen Reiſenden beſucht und beſchrieben worden. Auf dem Vorſprunge einer Felſenwand, hoch über dem Thale angelegt, ſtellt er eine unangreifbare Feſte dar. Ein einziger Stufenpfad führt bis zu dem viereckigen Hofe, von welchem drei Seiten mit

Gebäuden geschlossen, die vierte aber nur durch eine Brustwehr vom Abgrunde geschieden, eine freie aber eigenthümliche Aussicht gewährt. Hoch oberhalb des dunkeln Engthales liegt auf einer breiten Stufe der Berge der Flecken Deir-el Kama, höhere Bergrücken streben hinter diesen empor. Die Seiten des Thales sind mit Wald bekleidet, und wenig ist von der Nacktheit zu sehen, die auf dem entgegengesetzten Abhange des Libanon so unangenehm auffällt. Der Charakter der Landschaft würde im Allgemeinen nur wenig von dem der Alpengegenden Europas abweichen, wäre das Meer nicht am Horizonte sichtbar. Hierdurch erhält der Libanon eine auszeichnende Eigenthümlichkeit. Es soll den Reisenden im höchsten Grade überraschen, wenn er, nach mehrtägiger Wanderung in beschränkten Thälern, plötzlich das Meer durch einen tiefen Einschnitt der Berge da gewahrt, wo er solchen Anblick nicht für möglich gehalten hätte. Das sichtbare Stück des Sees leuchtet dann zwischen den fernen Bergen wie ein Bild aus einem dunkeln Rahmen hervor. So groß ist die Klarheit des Himmels und die Durchsichtigkeit der Luft, daß man, ungeachtet einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Stunden, von der blauen Fluth die unter vollen Segeln befindlichen Schiffe wie weiße Punkte deutlich unterscheidet. Kunst hat den an sich romantischen Sitz des Emirs der Drusen noch verschönert. Man hat dem schroffen Abhange Terrassen abgezwungen, diese zu Gärten umgewandelt, und Wasser mit großen Kosten vermittelst einer Leitung von fünf geographischen Meilen bis auf den Schloßhof gebracht. Die Gebäude selbst vereinen im Innern und Aeußern Alles, was der orientalische Geschmack schön findet und den Reichthum des Besitzers beweisen kann. In einem Pavillon besteht der Fußboden aus Marmorgetäfel, und die mit eingelegtem Elfenbein und Vergoldungen gezierten Wände tragen arabische Inschriften in großen goldenen Buchstaben. Des Emirs Audienzzimmer ist mit den kostbarsten Kaschemir-Shawls drappirt; Zahl und reicher Anzug der Dienerschaft entsprechen dem Luxus der Gebäude, und die Menge der Gehör Suchenden, so wie der kleinen auf den ersten Befehl erscheinenden Häuptlinge in den Vorhöfen, der Secretaire und Beamteten, geben keine geringe Idee von der Macht des Drusenfürsten.

Außer der an feste Wohnsitze gebundenen Bevölkerung, durchstreifen noch verschiedene kleine Nomadenhorden den Libanon. Es sind Araber, die während des Winters an der Küste um Tripoli und Tartous sich aufhalten, mit dem Frühjahre zu wandern beginnen, und gradweis in den Bergen immer höher hinaufgehen, wenn die Weide



BETEDDEIN

[illegible]ast des Drusen Fürsten im [illegible]ban[illegible]

Carlsruhe [illegible]



in den untern Regionen abnimmt. Alle sind Hirten und im Besitz von zahlreichen Pferden, Schaafen und Kameelen. Sie besuchen besonders die Gegenden des Libanon, wo wie in den Alpen grünende Triften sich ausbreiten, die wegen häufiger Quellen und starker Nachtthaue im Sommer nie verdorren können. Dort errichten sie Hütten aus Baumzweigen, denn selten sind sie im Besitze von Zelten, und verbringen dann den Sommer im halbwilden Zustande. Den Beduinen in Sitte, aber nicht in Gesichtsbildung ähnlich, haben sie mit diesen keinen gemeinsamen Ursprung, und sprechen auch einen verschiedenen Dialekt. Nach Burckhardt, der mit ihnen gleichfalls ganz unerwartet auf einem der höchsten Bergjoche zusammentraf, sind sie den Gouverneurs der Küstenstädte tributpflichtig und leben übrigens in Frieden mit den Landleuten, indem man sie außer der Neigung zum Diebstahl keines von jenen Lastern zeihen kann, die in den übelregierten Ländern des Ostens oft ganz volksthümlich sind, Kriege oder doch einen ziemlich ähnlichen Zustand fortwährender Schlagfertigkeit verursachen, und die alte Anarchie unausrottbar machen.

O m a n.

Das seit uralten Zeiten berühmte Arabien ist noch immer dem größ-ten Theile nach unerforscht und unbeschrieben. Die Natur des Landes hat vielleicht eben so wie der Charakter der Eingebornen europäische Reisende zurückgeschreckt, oder ihre Versuche, in das Innere der Halb-insel einzudringen, vereitelt. Man hat diese nicht mit Unrecht einem Gewande, aus gröbsten Stoffen verfertigt, aber mit Gold am Rande besetzt, verglichen. Wirklich begegnet man nur an den Gränzen und Küsten fruchtbaren Orten; das weite Innere ist wenig mehr als eine Wüste, bedeckt mit trocknem Sande oder mit kahlen Felsenbergen. Zwar ist der nördliche, an Syrien gränzende Theil häufig untersucht worden, Laborde und Andere haben in unserer Zeit sich dort neue Wege geöffnet und merkwürdige Entdeckungen antiquarischer und geschichtli-cher Art gemacht. Deutsche und Engländer haben die Thiere und Pflanzen gesammelt und beschrieben, Burckhardt ist bis in die unmit-telbare Nähe von Mekka vorgedrungen, Niebuhr hat Yemen besucht. Selbst die unglücklichen Heerzüge des Beherrschers von Aegypten haben Einiges beigetragen zur Vermehrung der Kenntniß jenes Lan-des, und die Engländer haben durch große Expeditionen zu See nicht allein die geographische Lage zahlloser Punkte festgestellt, sondern auch Vieles über die Natur jener Küsten und die Verhältnisse ihrer Bewohner bekannt gemacht. Eine Menge von Nachrichten finden sich außerdem durch periodische Blätter zerstreuet, indem ihre Verfasser, Offiziere von Kriegs- und Handelsschiffen, weder Material noch Zeit zu allgemeinen und umständlichen Darstellungen besaßen. Alles dieses bezieht sich aber auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Landes, besonders auf die westliche Küste. Besondere Umstände hatten die in-dische Regierung veranlaßt, eine genaue Aufnahme der südlichen und östlichen Küsten Arabiens zu veranstalten. An der Küste des persischen Golfs behauptete seit alten Zeiten ein räuberischer Menschenschlag einen Strich von mehr als achtzig Meilen in der Länge. Der Besitz einiger Häfen an der Mündung jenes Busens gab ihnen Gelegenheit, auf

Schiffe zu lauern, die bei der geringen Breite des Golfs kaum jemals unbemerkt vorübersegeln konnten. Diese Räubereien dehnten sie bis zur Südspitze Arabiens, endlich bis zur Nordküste Indiens aus. Eben so wie die Portugisen in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft, so hatten auch die Engländer viele Ursache, sich über diese Nachbarn zu beklagen. Ihre Kühnheit und Grausamkeit waren sich gleich. Unbekümmert um die Uebermacht des Feindes griffen sie an, nahmen durch Entern das Schiff, und mordeten dann unter religiösen Gebräuchen jeden der gefangenen Fremden. Blutige Gefechte fielen zwischen ihnen und den indischen Kreuzern vor; einzelne ihrer Fahrzeuge, mit mehr als zweihundert Seelen an Bord, wurden ohne Weiteres versenkt, wenn sie ein Kriegsschiff auf der That ertappte; aber solche furchtbare Züchtigungen machten keinen Eindruck. Wahhabis, geschlagen im Innern Arabiens von den Türken während des blutigen Religionskrieges von 1808, flohen an die Küste. So unruhigen, räuberischen und kühnen Menschen mußte das herumstreifende und abenteuerliche Leben eines Piraten ungemein zusagen. Sie hatten nichts zu thun als den Schauplatz der Feindseligkeit, in welcher der Beduine mit der übrigen Menschheit lebt, von der Sandwüste des Festlandes auf die öde Fläche des Meeres zu verlegen, und daher wuchs die Zahl der Seeräuberschiffe bald so, daß man ernste Besorgnisse in Indien zu fühlen begann. Schon 1809 hatte eine britische Land- und Seemacht mehrere der Piratenforts genommen, ihre Dörfer zerstört, an funfzig ihrer sehr großen Fahrzeuge verbrannt, aber zehn Jahre später war das Uebel wiederum so gewachsen, daß eine zweite, noch kräftigere Züchtigung erfordert wurde. Man ließ den geschlagenen Räubern kaum ein Fischerboot, und vernichtete die meisten ihrer Niederlassungen. Damals erhielt man zuerst Nachricht von einer großen Menge von Schlupfwinkeln und Buchten der Piratenküste, und erfuhr, daß die Mehrzahl der Fahrzeuge der Räuber in ihnen Sicherheit finde, wenn Kriegschiffe nahten. Genaue Kenntniß dieser Oertlichkeiten schien unumgänglich nöthig, sollte das angeordnete System der Bewachung dnrch Kreuzer Erfolg haben. So entstanden die Expeditionen, welchen die Welt eine vollständige Aufnahme der Küsten Arabiens und des persischen Golfs verdankt. Die Kosten sind zwar sehr groß gewesen, allein abgesehen von der Gewinnung wissenschaftlicher Resultate, wurde der Hauptzweck vollkommen erreicht. Durch Aufdeckung ihrer Schlupfwinkel wurden die Seeräuber zerstreuet. So lange ihnen die Gewißheit blieb, an ungekannten Orten sich verbergen zu können,

folgten sie ihren räuberischen Gewohnheiten. Sie entsagten ihnen nothgedrungen, sobald sie gesehen, daß die Engländer, wie sie sich ausdrückten, „ihre Küste niederschrieben“ und die Ueberzeugung eintrat, daß man sie überall zu finden wissen werde.

Einer der Offiziere jener Expedition, der Lieutenant Wellsted, hatte während des mehrjährigen Herumkreuzens an den Küsten Arabiens den Wunsch vielfach empfunden, mit dem Innern des Landes sich bekannt zu machen. Mehrere Versuche waren ihm schon mißlungen, als er, bewogen durch das freundliche Verhältniß, welches zwischen dem Imam von Maskat und der britischen Regierung besteht, sich entschloß, das Gebiet des letzteren zum Schauplatze seiner Forschungen zu machen. Seiner Erwartung wurde vollkommen entsprochen, denn Sayyid Said, der Fürst von Oman, oder Imam wie er bei gewissen Stämmen der Araber genannt wird, nahm ihn so freundlich auf und unterstützte ihn so kräftig, daß es ihm gelang, eine ziemliche Strecke des noch von keinem Europäer durchwanderten Landes zu erforschen und eine solche Zahl von werthvollen Nachrichten zu sammeln, daß sein neulich erschienenes Werk durch Gediegenheit und Ernst bedeutend über die gewöhnlichen und flachen Reisebeschreibungen hervorragt, die jetzt in England nur zu häufig vorkommen. Vielleicht dürfte es kein zweites Land im Orient geben, wo der Europäer vom eingebornen Fürsten selbst so viel Unterstützung seiner Absichten empfangen würde, als Oman. Die Regierung des Imam an sich bildet schon eine Abweichung von dem dort Gewöhnlichen. Sie zeichnet sich aus durch Befreiung der Unterthanen von bedrückenden Abgaben und willkührlichen Strafen, durch Aufmerksamkeit gegen die fremden, nach Maskat kommenden Kaufleute und die Forderung ihres Interesses, endlich durch eine unumschränkte Duldung jedes Glaubens. Rechtlichkeit, Unparteilichkeit, Milde bei Bestrafungen, und Aufmerksamkeit auf den Gang der Verwaltung und die Wohlfahrt der Unterthanen haben Sayyid Said die Gunst und den Beifall seiner sonst schwer zu regierenden Unterthanen, der Araber der Städte und der Beduinen der Wüste, im gleichen Maaße verschafft, und veranlaßt, daß diese ihm den Namen eines zweiten Omar geben. Im Umgange und Geschäftsverhältnissen mit Europäern benimmt er sich stets eben so rücksichtsvoll als gütig, und seine Anhänglichkeit an England hat in den politischen Verhältnissen zwischen ihm und Indien eine sonst ungewöhnliche Herzlichkeit und Offenheit herbeigeführt. In seinen persönlichen Gewohnheiten einfach wie ein Sohn der Wüste, enthaltsam,

ohne irgend eine Neigung zu Glanz und Luxus, ist er dennoch gegen Andere ungewöhnlich, man möchte sagen, großartig freigebig. Es ist bekannt, daß er vor wenigen Jahren dem verstorbenen König von England ein in Maskat erbauetes, vollständig ausgerüstetes Linienschiff zum Geschenk machte. Auch Wellsted, dessen Schilderung von Oman in gedrängter, aber möglichst vollständiger Form folgt, hatte während seines Aufenthaltes vom November 1835 bis April 1836 sich der größten Theilnahme und der thätigsten Unterstützung des Imams Sayyid Said zu erfreuen, und spricht sich oft in Ausdrücken der herzlichsten und wärmsten Dankbarkeit über ihn aus.

Oman stellt einen schmalen Landstreifen dar, dessen Breite zwar häufig wechselt, aber nirgends dreißig geographische Meilen übertrifft. Die allgemeinen Züge der Provinz sind ohngefähr folgende. Eine Reihe von Bergen, jener großen Kette angehörig, welche fast ganz Arabien umgiebt, streicht auch durch diese Provinz. Sie erhebt sich nahe an der Küste, reicht aber weit landeinwärts. Die höchsten Spitzen reichen zwar über sechstausend Fuß nicht hinaus, jedoch ist die mittlere Höhe des Gebirgskammes von drei- bis viertehalbtausend Fuß. Mit Ausnahme eines Theils, der den Namen Yebel Akdhar, die grünen Berge, trägt, ist die ganze Kette ohne Gehölz, meist sogar ganz pflanzenlos. Glimmerschiefer bildet die Grundlage; die obern Bergreihen bestehen aus Alpenkalkstein. Einen großen Theil des Küstenlandes nehmen ausgedehnte dürre Ebenen ein, die ohne Städte nnd Dörfer sind. In einzelnen Gegenden fließen aber das ganze Jahr hindurch Flüsse dem Meere zu. Sie allein bringen Leben in das Land, denn an ihren Ufern drängt die nicht nomadische Bevölkerung sich zusammen. Jenseits der Berge, also in der Richtung nach dem Innern, giebt es nur wenige fruchtbare Orte. Oft liegt nur ein meilenweiter Streifen besseren Landes zwischen dem Fuße des Gebirges und der Wüste. Von der Schneide jener Gebirgskette gesehen, erscheint die Wüste als eine unterbrochene Ebene von unabsehlicher Ausdehnung, bedeckt mit feinem Flugsand, durch welchen kaum der auf guten Kameelen reitende Beduine seinen Weg zu nehmen wagt. Kein Hügel, nicht einmal eine Abwechselung in der graugelben Färbung unterbricht die Einförmigkeit und Oede dieser Scenen. In den Küstengegenden giebt es aber zahlreiche, sehr fruchtbare Oasen und in den Gebirgen manches angenehme Thal. Indessen sind diese weit von einander entfernt, und der Umfang des cultivirbaren, meist benutzten Landes steht zu demjenigen der dürren und verödeten Wüste in keinem

günstigen Verhältnisse. Der Boden der Wüste ist entweder sandig oder thonig, aber in keinem Falle je zur Cultur zu benutzen. Ueber die Flächen zwischen den Oasen sind Bäume und Büsche dünn verstreuet; selten vereinigen sich einige Arten von dornigen Acacien zu kleinen Buschwaldungen. Eine von ihnen giebt jedoch das arabische Gummi, und dient, die Beduinen zur Zeit des Nahrungsmangels vor Hunger zu schützen. Kein Bauholz findet sich im ganzen Lande, denn die leicht verfaulenden und zur Errichtung der Hütten verbrauchten Stämme der Dattelpalme verdienen jenen Namen nicht. Die Acacie liefert allein den Bedarf zur Verfertigung von Ackergeräthschaften, von Gewehrschäften und ähnlichen Dingen. Die orientalische Tamariske, obwohl überall häufig, kann das Land mit ihren kleinen Blättern und durch ihre graue Färbung eben nicht verschönern, aber den Kameelen sind ihre zarteren Zweige ein angenehmes Futter. An manchen Orten sind diese sandigen Ebenen von breiten Flußbetten durchfurcht, die nur im Winter Wasser führen, aber mit gewaltigen Geröllmassen des den Bergen entrissenen Kalksteins erfüllt sind. In ihnen nimmt die Unfruchtbarkeit zu, denn entweder fehlt alle Vegetation, oder höchstens kommen da einige Saftpflanzen fort, die nur vom nächtlichen Thau genährt werden, so die Aloe, die den Boden nur als Stützpunkt, als Vermittler der Existenz, nicht als Ernährer bedürfen.

Tröstliche Abwechselungen bilden die Oasen, die aber der Mehrzahl nach nicht wie in Afrika natürliche sind, sondern vielmehr der Kunst und dem angestrengten Fleiße ihre Entstehung danken. Sie sind die einzigen Standorte der Dörfer und Städte, und meistens flache Vertiefungen des Bodens, die man mühsam ausgrub, und die sich im Laufe vieler Jahrhunderte gradweis mit vegetabilischer Erde anfüllten. Nur durch Hinleitung von Wasser war dieses möglich, aber gerade in diesem Geschäft entwickeln die Bewohner von Oman mehr Scharfsinn und Geduld, als die Chinesen oder die übrigen Araber. Da das ebnere Land fast durchgängig ohne fließendes Wasser ist, so haben die Araber in den Bergen Quellen gesucht und entdeckt, eine nicht leichte, aber von einer gewissen Classe wohlverstandene Kunst. Zwei bis drei Stunden weit leitet man das Wasser herbei, und so groß ist die aufgewendete Sorgfalt, daß die größeren Flecken vier oder fünf solcher Bäche von reinem, kühlem Wasser in hinreichender Menge erhalten. Der Boden der wohlbewässerten Oasen ist so fruchtbar, daß fast jede Frucht oder Getreideart Indiens, Arabiens und Persiens auf

ihnen fortkommt. Die Erzählung von der Schönheit der Oasen ist keine Fabel; ein einziger Schritt versetzt den Reisenden aus dem Sande, der Gluth und dem blendenden Reflex der Wüste auf einen grünenden, von hundert kleinen Wasserfäden befruchteten Boden, der mit der üppigsten Vegetation geschmückt ist und stellenweis Baumgruppen trägt, deren dichtes Laub selbst den senkrechten Sonnenstrahlen keinen Durchgang gestattet. Wallnuß-, Feigen- und Mandelbäume erlangen an solchen Orten eine überraschende Größe, und an Orangen und Limonien hängen die Früchte in zu großer Menge, um je vollständig abgenommen werden zu können. In dem Augenblicke des Eintritts in die Oase empfindet man eine bedeutende Veränderung in der Atmosphäre. Die Luft ist kalt und feucht, der Boden in allen Richtungen mit Wasser durchzogen, und die Dichtigkeit des Schattens wirft über das Ganze etwas Düsteres und Ernstes. So groß ist die letztere, daß sie selbst die Ausstrahlung des Bodens auffällig vermindert. Ein Thermometer sinkt, dem Boden genähert, um zehn Grad tiefer, als es innerhalb eines Hauses stand. Solche Orte haben so viel Eigenthümliches, daß etwas ihnen völlig Aehnliches vielleicht nirgends weiter auf der Erde anzutreffen sein möchte. Daher bringen sie aber auch innerhalb eines geringen Umfanges eine überraschende Menge von verschiedenen Producten hervor, die in sich eine vollkommene Ausbildung und Ueppigkeit des Wuchses verbinden. Wo jenseits der Berge tiefere Thäler durch wasserreiche Bäche durchschnitten werden, gestaltet sich bisweilen die Scene um so überraschender, je weniger der Reisende durch Uebersteigung felsiger und kahler Berge auf sie vorbereitet wurde. Der Ackerbau wird da in offenen Feldern getrieben: grünende Aecker mit Hirse und Zuckerrohr dehnen sich bis in die Ferne aus, kühle Bäche laufen in allen Richtungen und durchschneiden die Wege, Gruppen von duftenden Fruchtbäumen wechseln mit ihnen ab, und der Reisende kann sich kaum überreden, daß er noch in Arabien sich befinde, einem Lande, welches er nach langer Erfahrung endlich für eine nur den Beduinen bewohnbare Wüste zu halten geneigt war, und das dem von Dichtern erschaffenen Bilde und dem uralten Volksglauben an seine Schönheit nicht entfernt entspricht.

Die höchste Bergkette von Oman trägt den Namen Jebel Akhdar, oder der grünen Berge. Wer den Erzählungen übertreibender Araber Glauben beimessen und sich eine Reihe grünender Hügel, mit Wiesen geschmückt und mit Forsten gekrönt, denken wollte, würde sich eben so täuschen als Derjenige, der dort einen einfachen und

unverdorbenen Menschenschlag erwartete, dessen Gewohnheiten und alte Ueberlieferungen der Forschung ein weites Feld öffneten. Der ganze Gebirgszug ist durch zahlreiche, meist bewohnte Thäler zerschnitten; aber der größere Theil der Oberfläche besteht aus nackten Kalksteinfelsen, die in große tafelförmige Massen zerspalten, weder malerischer noch fruchtbarer sind als die ödesten Stellen der ebenen Wüste. In den günstiger gelegenen Thälern ergiebt sich Gelegenheit zum Ackerbau, wenn auch sparsam, aber dem Wein und Obstbau sind sie besonders angemessen, obwohl man bei Beschränktheit des Raumes meistens zur Anlegung von Terrassen gezwungen ist. In der besten Jahreszeit sind diese Thäler nicht ohne Reiz, denn außer dem Zuflusse der Bäche sind sie mit Regen weit mehr gesegnet als die Ebenen, und namentlich fallen in den letzten Monaten des Jahres sehr heftige, aber wohlthätige Güsse. Manche der bewohnten Orte liegen sechstausend Fuß über dem Meere und genießen daher ein sehr mildes Klima, sehen sogar nicht selten während der Regenzeit Eis sich bilden, welches jedoch nie länger als einige Stunden liegen bleibt; der Mangel an Pflanzenerde zwischen den dürren Felsen erlaubt jedoch nicht, die Gunst des Klimas zur Ausdehnung des Feldbaues zu benutzen. Wie in allen Kalkgebirgen, sind schroff abfallende Wände und enge, tiefe Schluchten ungemein häufig; sie sind ein eben so großes Hinderniß der Agricultur als der Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern. Der europäische Reisende ist zwar Anfangs geneigt, die Beschreibungen der an die unübersehbaren Ebenen der Wüste gewöhnten Beduinen für übertrieben zu halten, allein er gesteht sich bei dem Eindringen in das Gebirge Jebel Akhdar, daß die Gefahren der Unwegsamkeit in keinem andern Bergzuge von derselben verhältnißmäßig geringen Höhe größer sein können. Die Kahlheit und Glätte der Felsplatten, auf welchen der schmale Pfad am Rande tiefer Abgründe hinläuft, drohen jeden Augenblick einen schrecklichen Sturz herbeizuführen. Mit Pferden ist auf solchen Wegen nicht fortzukommen. Die Bergbewohner bedienen sich fast nur der Esel, die überhaupt auch in andern Gegenden Omans viel als Reitthiere benutzt werden, obgleich ein Scheik es hin und wieder unter seiner Würde achten mag, einen solchen zu besteigen. Man hat die Raçe jedoch so sehr veredelt, daß einzelne Thiere an funfzig Thaler werth sind; namentlich gilt dieß von denjenigen des Jebel Akhdar, die an Schnelligkeit ziemlich den Maulthieren gleichen, und ohne einen falschen Schritt zu thun die beschwerlichsten und gefährlichsten Gebirgswege in kurzer

Zeit zurücklegen. Eine andere große Gefahr bereiten die Bergströme, die während der Regenzeit außerordentlich anschwellen und selbst Felsen mit sich fortreißen. Die Dörfer sind daher nie in der Tiefe des Thales, sondern meistens an ihren steilen Seitenwänden angelegt. Gemeiniglich führen stufenartige Wege zu den Vorsprüngen der Felsen hinauf, welche sie einnehmen. Die Häuser sind fest und wohnlich, hängen aber oft wie Vogelnester über einander, manche gleichsam in der Luft. Auf den sie umgebenden Terrassen grünen üppig wachsende Bäume von großer Mannichfaltigkeit; Büsche von Kaffee, Muskatnuß, indische Fruchtbäume wechseln da mit Granaten, Citronen, Mandeln, Wallnüssen, Weinreben und andern in Europa gewöhnlichen Gewächsen. Im Sommer machen sie eine schöne Zierde der übrigens sehr ernsten und düstern Felsenschlünde aus. Wasser fließt an vielen Orten von den Hügeln herab, und wird unten in kleinen Behältern gesammelt, um weiterhin in Canälen sich zu verbreiten. Die Enge der Schluchten gestattet das Einfallen der Sonnenstrahlen allein innerhalb beschränkter Perioden, und daher ist die Temperatur der Luft und nicht minder des fließenden Wassers an solchen Orten bemerklich kalt, nicht selten sogar ziemlich unangenehm. Wo das Erdreich durch Kunst nicht befestigt und geschützt ist, da ist es gemeiniglich schon in uralten Zeiten weggewaschen worden oder herabgefallen, und daher entwickelt der bei weitem größere Theil der Gebirgskette eine unmalerische Nacktheit und Dürre. Mineralische Reichthümer sind in der letzteren nicht anzutreffen. Arabien gilt überhaupt in dieser Beziehung für ein uninteressantes Land, jedoch fehlt es noch zu sehr an genauen Forschungen, um die Frage als entschieden annehmen zu dürfen. In Oman hat man, wie es scheint, als große Ausnahme von der eben erwähnten Eigenthümlichkeit der Halbinsel, bis jetzt allein einiges edle Metall entdeckt, und zwar Silber in Verbindung mit Blei. Zwischen den Flecken Semed und Neswah wird sogar eine Kupfergrube von den Arabern bearbeitet. Von jenen Edelsteinen, deren reichste Fundorte von uralten Sagen und Dichtungen nach Arabien verlegt werden, hat sich bis jetzt weder in Oman noch sonst auf der Halbinsel irgend eine Spur ergeben. Die Armuth an Thieren ist nicht minder groß, sowohl in den höchsten Gebirgen als den Wüsten von Oman. Außer den gewöhnlichen Bewohnern der letztern, den Schakals, Hyänen, Springmäusen und der gemeinen Antilope, führt Wellsted keine Säugthiere von Interesse an, was bei Erwägung der unzureichenden Bewässerung des Landes und seinem Pflanzenmangel

nicht auffallen kann. Unter den Vögeln ergiebt sich eben so wenig Neues; wie in Aegypten streifen Rebhühner von der Farbe des Sandes in der Wüste herum; Geier und kleine Raubvögel theilen mit ihnen diese öden Wohnsitze. Nur die Seeküste ist belebter durch eine große Zahl von Schwimmvögeln und von Fischen, die aber beide von den an der Westküste Indiens vorkommenden sich nicht unterscheiden sollen. Die Vegetation endlich scheint botanisch wenig Anziehendes zu haben. Wahrscheinlich stimmt sie sehr mit derjenigen des nordwestlichen Arabiens überein, die man seit längerer Zeit ziemlich genau kennt, und eben nicht geneigt sein kann für schön zu halten. Wellsted hat zwar aus Oman keine Pflanzen mit sich genommen, aber er bezieht sich fortwährend zur Vergleichung auf die Floren der Ostküste des rothen Meeres, die er sammelte und für ähnlich erklärt.

In einem Lande ohne andere Hilfsquellen als Ackerbau muß nothwendig Alles besonders hohen Werth haben, was die Ergebnisse des letzteren vermehren könnte. Boden von mittelmäßiger Fruchtbarkeit ist daher in Oman theurer als in Europa, und die widerrechtliche Besitznahme desselben hat schon manchen sehr blutigen Kampf unter den Arabern herbeigeführt. Wasser aber hat noch weit größeren Werth, indem unter jenem glühenden Himmel ohne Bewässerung in kurzer Zeit auch das vortrefflichste Erdreich in Staub zerfallen und von den Winden fortgeweht werden würde. Wellsted war Zeuge, daß vierhundert Thaler für das Recht bezahlt wurden, künftig an jedem vierzehnten Tage eine Stunde hindurch das Wasser eines Canals auf ein gewisses Feld führen zu dürfen. Aus diesem Grunde hat Ackerbau in jenem Lande nirgends bedeutende Fortschritte gemacht, namentlich nicht auf den Ebenen, indem sie, soweit sie außerhalb der Wüste liegen, zwar erträglicheren Boden besitzen, ihre Fruchtbarkeit aber ganz vom Regen und den Bergwassern abhängt, welche beide die Hoffnungen des Landmannes täuschen können. Gleiche Umstände haben die Viehzucht verhindert. Pferde sind Gegenstände des Luxus und allein im Besitze der Reichsten, in manchen Gegenden sogar kaum bekannt. Sie stammen jedoch von den edelsten Raçen und entwickeln daher einen Grad von Intelligenz und Anhänglichkeit an ihren Herrn, den man in Europa nie beobachtet. Hält eine Gesellschaft in der Wüste an um ihr Lager zu beziehen, so gestattet man dem entsattelten Pferd ohne Aufsicht frei herumzuschweifen. Mit Sonnenuntergang kömmt es freiwillig herbei um sein Futter aus des Reiters Hand zu empfangen, gehorcht seinem Zuruf, und bleibt unangebunden während der Nacht

in seiner Nähe. So edle Geschöpfe sind jedoch bis zweitausend Thaler werth, und folglich nicht im Besitze der heimathslos herumstreifenden Horden. Für diese ist das Kameel ein wichtiger Ersatz. Die in Oman gewöhnliche Race ist schon in den ältern Gesängen der Araber als die schnellfüßigste gepriesen worden; ihre Füße sind zierlicher, aus ihren Augen leuchtet größere Lebhaftigkeit, ihr ganzes Ansehen verrathet eine höhere Abstammung. Man erzählt von ihnen eine Menge kaum glaublicher Geschichten. Ein Courier soll auf einem dieser Kameele einen Weg von sechs gewöhnlichen Tagereisen innerhalb sechsunddreißig Stunden zurückgelegt haben. Die Beduinen sehen in diesen Thieren eine der größten Wohlthaten des Himmels, denn sie verkennen nicht wie alle Gewohnheiten und der Instinct des Kameels ganz dem Lande angemessen sind, in welchem es zu leben bestimmt ist. Sie beweisen ihm eine zärtliche Vorsorge, nehmen das auf einer Wanderung geborne mit dem freudigen Ausrufe, daß ihnen ein anderes Kind geboren sei, in die Arme und pflegen es sorgsam innerhalb der ersten Stunden. Das Niederknieen auf sehr steinigem Boden ist dem Kameel ungeachtet der hornartigen Callositäten ihrer Gelenke sehr schmerzhaft. Der Beduine erspart ihm diese Pein, denn entweder befiehlt er dem Thiere seinen Nacken zu beugen und schwingt sich so hinauf, oder er klettert von hinten in den Sattel. Die Zärtlichkeit des Wanderers der Wüste gegen seinen treuen und schwer ermüdlichen Gefährten spricht auch noch darin sich aus, daß sie ihm um den Hals bunte mit Cauris gezierte Tuchstreifen befestigen, denen die Scheiks Silberzierrathen von bedeutendem Werthe hinzufügen. Diese Vorsorge und Zuneigung findet in den Diensten des Thieres reiche Vergeltung. Es legt sechs bis acht englische Meilen in einer Stunde im kurzen schnellen Trabe zurück, und vermag dieses vierundzwanzig Stunden ohne größere Unterbrechung auszuhalten. Verlangen es die Umstände, so kann der Reiter durch Antreiben die Schnelligkeit bis auf drei deutsche Meilen innerhalb einer Stunde steigern. Schwerlich möchte die Kunst auf dem sandigen Boden der Wüste ein Mittel zum Transporte von Waaren zu erfinden vermögen, welches das lasttragende Kameel ersetzte. Mit fünf bis sechs Centnern beschwert legt es, ohne Rasttage zu erfordern, Wege von zwanzig und mehr Tagereisen zurück. Der Beduine sorgt wo er irgend kann für das Futter, und verliert während der Wanderung dadurch sehr viel Zeit, daß er Saftpflanzen und alles irgend grünende Gestrüpp zusammensucht und seinem Thier bringt. Jedoch deutet der Besitz eines solchen schon auf

gewissen Wohlstand, denn einzelne von der besseren Art werden mit einhundertundfunfzig Thalern bezahlt; andere freilich sind um die Hälfte wohlfeiler, indem zwischen den Raçen ein eben so großer Unterschied herrscht, als in Europa zwischen denjenigen der Pferde.

Das Klima von Oman ist nach Maaßgabe der sehr ungleichen Oberfläche sehr verschieden. Von der Küste landeinwärts und westlich von den Bergen ist die Luft in der kalten Jahreszeit außerordentlich trocken, in den warmen Monaten aber bis zur Unerträglichkeit heiß. Nur in einigen gegen die heißen Meereswinde geschützten Landstrichen ist die Atmosphäre kühl und feucht. Während dieser Zustand der Luft der Vegetation vortheilhaft ist, bedroht er das Leben oder doch die Gesundheit eines jeden Fremden. Heftige Fieber mit tödtlichem Ausgange herrschen die kalte Jahreszeit hindurch. Die schon erwähnten Oasen sind einladend für den von der Sonnenhitze der Wüste gesengten Reisenden, allein sie sind höchst verrätherische Aufenthaltsorte. Eine einzige in ihnen zugebrachte Nacht mag Fieber herbeiführen, die kaum je wieder zu vertreiben, den Ergriffenen langsam hinrichten. Selbst die acclimatisirten Bewohner dieser feuchten Haine tragen den Stempel schlechter Gesundheit in ihrem Aeußern, sind nie völlig wohl und dürfen mit den Söhnen der Wüste, den Beduinen sich nicht entfernt vergleichen. Ihre Häuser sind feucht und dunkel, und werden nie von einem Sonnenstrahl getroffen, da sie von Bäumen fast ganz verdeckt sind. Rings umher liegen sumpfige Felder und Pfützen von stehendem Wasser, die nächsten Mittel des Ackerbaues, aber die Orte, aus welchen ein giftiges Miasma sich entwickelt. Wenige Schritte versetzen aus diesen ungesunden Hainen in die glühende, schattenlose Wüste. Schon dieser Umstand würde genügen, um eine Menge von Krankheiten hervorzubringen. Augenentzündungen sind die nächste Folge des Ueberganges aus dem Dunkel in das grellste Licht, aus feuchtem Schatten in eine trockne Hitze, die nach wenigen Stunden die Haut dahinbringt schmerzhaft aufzureißen; Blinde sind daher ungemein häufig. An der Küste ist wiederum der Wechsel der Temperatur, je nach den Jahreszeiten, ungemein schädlich. Wenn selbst in den kühlsten Monaten Mittags das Quecksilber bis neunzig Grad (Fahrenheit) steigt, so läßt sich wohl abnehmen, welche Verhältnisse in den entgegengesetzten Perioden herrschen mögen. Kaum sinkt aber die Sonne hinter die Berge, so tritt eine durchdringende Kälte ein. Für die Eingebornen haben solche Wechsel wenig Gefährliches, und mindestens leiden sie nicht an Fiebern, vielmehr erklären sie die Küsten-

gegenden für die gesundesten des Landes, allein kein Europäer entkam noch ohne Krankheit, und schon viele bezahlten mit ihrem Leben den Besuch von Oman. Der unter allen halb- oder ganzwilden Völkern mit Ehrfurcht betrachtete Charakter eines Arztes verschafft in Oman die erheblichsten Vortheile. Im Mittelalter besaßen die Araber bedeutende Kenntniß der Heilkräfte der Pflanzen, und noch jetzt sind manche von jenen zuerst angewendete Mittel im Gebrauche. Im Verhältniß zu ihrer Zeit hatten die Araber zahlreiche Erfahrungen gesammelt und richtig zu benutzen gewußt. Ihre Nachkommen sind wie in den meisten anderen Dingen, auch hier von der Höhe der Vorzeit gesunken. In einem Orte von mehr als tausend Einwohnern fand Wellsted nicht Einen, der das Aderlassen verstanden hätte, und der Zufall oder die kräftigen Constitutionen heilen allein die Wunden, die da häufig sein müssen, wo Jedermann Luntenflinten und Säbel trägt, und bei der geringsten Veranlassung gebraucht. Die Araber von Oman scheinen sonderbare Ansichten über Medicinen zu haben, denn sie erwarten keine besondere Wirkung von jedem einzelnen Mittel, sondern betrachten alle als gleich. Daher verschlingen sie mit Begierde Alles was ihnen unter jenem Namen gegeben wird. Der als Arzt auftretende Europäer ist mancher Plage ausgesetzt. Nicht nur wird oft Rath verlangt, wo durchaus keiner erforderlich ist, sondern man führt wohl auch Kameele, Pferde, Esel und selbst Katzen als hilfsbedürftige Kranke vor. Wollte der Europäer diese Art von Praxis stolz von sich weisen, so würde er sich das Mißfallen des Eingebornen zuziehen. Ein Araber begreift nicht wie ein Fremder sich bereitwillig der Pflege eines Sclaven unterziehen kann, dessen Verlust mit vierzig Thalern auszugleichen wäre, und warum derselbe Thieren, die einen ungleich höheren Werth haben, eine ganz gleiche oder bessere Behandlung nicht gewähren wolle.

Die Bevölkerung zerfällt in zwei verschiedene Classen. Die eine hält sich beständig in festen Wohnungen, sei es in den Städten oder den Oasen auf, die andere durchstreift die zwischenliegende Wüste, und verweilt nie lange an demselben Orte. Die letztere besteht aus den Beduinen, die alle im Lande selbst geboren durch ihren Nationalcharakter beweisen, daß sie wahre Söhne Ischmaels sind. Die Araber der Städte sind zwar von weißerer Hautfarbe und nicht ganz so mager wie die Beduinen, allein der Unterschied ist nicht so bemerklich wie in den civilisirteren Gegenden Arabiens. Beide haben sich unter einander und mit einem dritten Stamme, den Khuwarijiten

verschmolzen, der sie einst mit den Waffen unterwarf, aber ein altes, auf den verschiedenen Ursprung bezügliches Vorurtheil dauert fort, und daher betrachten sich jene beiden Classen mit gegenseitigem Hasse. Nicht zufrieden mit dieser mächtigen Quelle ewigen Unfriedens, erkennen die beiden Hauptstämme unter sich eine Menge von Horden, die sich mit Wuth bekämpfen. Ein Zwist, in welchem Blut floß, kann eine unabsehliche Reihe von andern nach sich ziehen, denn das Gesetz der Blutrache wird mit unabänderlicher Strenge aufrecht erhalten. Selten sind die Veranlassungen von großer Wichtigkeit, oft lächerlich unbedeutend, aber dennoch werden sie mit größtem Ernste erwogen und führen sehr leicht zur Ergreifung der Waffen, da die Araber unglaublich empfindlich, heftig und sehr schwer zu versöhnen sind. Glücklicherweise leiden die unbetheiligten Nachbarn der kämpfenden Horden nicht durch ein solches Ereigniß, indem von beiden Parteien ihre Neutralität stets geachtet wird. Die Regierungsweise durch Scheiks führt zunächst diese Uneinigkeiten herbei, denn die geringste, diesem Oberhaupte zugefügte Beleidigung, wäre sie auch noch so verdient, würde vom Stamme zur öffentlichen Angelegenheit erhoben und gemeinsam gerächt. Jahrelang kann ein Mißverhältniß zwischen zwei Stammesoberhäuptern ohne offenen Ausbruch bestehen, aber bei erster Gelegenheit wird aus der Privatsache eine Sache des Volks, und Rache ereilt den Beleidiger. Der Scheik übt zwar über seine Anhänger keine unumschränkte Gewalt, er stellt sich ihnen während der Züge durch die Wüste und im Gefecht vollkommen gleich, aber dennoch ist sein Einfluß groß genug, um auf den ersten Wink den ganzen Stamm unter die Waffen bringen und gegen seinen persönlichen Feind führen zu können. Immerdar bleibt diese Regierungsform ein politisches Phänomen, denn weder Republik noch Aristokratie oder Monarchie in reiner Form, vereint sie diese drei Elemente dennoch in sich. Es ist wunderbar, daß sie, ungeachtet der geringen über das Volk verhängten Beschränkung, sich seit drei Jahrtausenden erhalten hat. Ihre Wirksamkeit hat sie in den Heerschaaren bewiesen, die von Zeit zu Zeit aus dem Innern Arabiens hervorbrachen, sich bis in weitentlegene Länder verbreiteten, sie verwüsteten oder für immer in Besitz nahmen. Arabien war das erste von der Civilisation berührte Land. Dort traten zuerst zahlreiche Gesellschaften zum gegenseitigen Schutze zusammen, aber durch eine in der Weltgeschichte nicht wiederholte Anomalie, ist die Regierung, abgesehen von wenigen unwesentlichen Zusätzen, seit den ältesten historischen Zeiten bis jetzt ihrer ursprüng-

lichen, einfachen und patriarchalischen Form treu geblieben. Oman und die nächsten Provinzen werden durch einen Fürsten beherrscht, über dessen Stellung man in Europa lange Zeit keine genauen Begriffe erlangen konnte. Die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in der Würde des Imam hat den Glauben verursacht, daß diese dem Pabstthume gleich sei. Es herrscht zwar unleugbar eine solche Vermischung, allein es ist darum nicht nöthig, daß der Imam jene beiden Eigenschaften in sich vereine um seinen Platz zu behaupten. Das Gesetz verlangt von ihm, daß er vor Uebernahme der geistlichen Regierung durch eine Disputation mit besonders gelehrten Mollahs sich seiner Stellung würdig ausweise, und daß er später nie eine Seereise mache, allein beides ist dem gegenwärtigen Imam erlassen worden.

Der Begriff der Verfassung von Oman ist nicht leicht festzustellen, indem etwas ihr vollkommen Entsprechendes sich nirgends vorfindet. Niebuhr hat zwar bei Gelegenheit seines Aufenthaltes an der Westküste Arabiens (1761) die Regierungsform von Sana umständlich beschrieben, allein der dortige, gleichfalls die kirchliche und bürgerliche Gewalt in seiner Person vereinigende Fürst ist minder unabhängig als der Imam von Maskat, steht vielmehr unter einem Divan der Häupter der Stämme, und muß sich Gegenreden und Beschränkung seines Willens gefallen lassen. Das Haupt von Oman überläßt zwar in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung dem Kadi, allein er behauptet das Recht unabhängiger Bestimmung in allen wichtigeren Fällen. Die gegenwärtige Regierung von Oman ist unter Sayyid Said zwar aller Wahrscheinlichkeit nach die mildeste, gerechteste und regelmäßigste aller in Arabien, vielleicht aller im Orient bestehenden, allein sie verspricht keine Dauer. Unruhen und Bestrebungen den Regierenden zu stürzen gehen in allen östlichen Monarchien von den höheren Beamteten aus, die meistens zur Verwandtschaft des Fürsten gehören. Kaum ist der Sohn volljährig, so verschwört er sich auch schon gegen den Vater, und da es eine Folge der Vielweiberei ist, die natürliche Succession nach dem Geburtsrechte zu stören, so sucht eine Menge von Nebenbuhlern zeitig und lange vor dem Tode des regierenden Oberhauptes ihre Ansprüche zu befestigen und sich eine Partei zu bilden. Wird der Platz endlich frei, so entspinnt sich ein allgemeiner Kampf; die verschiedenen Beduinenstämme vermiethen sich als Söldlinge der einen oder andern Partei, und das Fechten und Plündern dauert fort, bis der Geschicktere oder Mächtigere seinen Preis

erringt. Man kann einige Aehnlichkeit zwischen der jetzigen Verfassung von Oman, und derjenigen von Europa im Mittelalter nicht verkennen. Der Imam stellt die königliche Gewalt dar; die Häuptlinge der Stämme, die mit gewissen Bezirken belehnt sind unter der Bedingung, ihn auf Verlangen mit Truppen zu unterstützen, gleichen den feudalen Baronen, während das Volk, wie ehedem die Vasallen, allein auf die Bedingung militairischer Dienstleistung von den Baronen Land erhalten. Alle mächtigeren Scheiks besitzen eine Art Schloß oder einen befestigten Thurm, und vereinen sich um offen die Spitze zu bieten, wenn irgend Etwas in dem Verfahren des Imams ihnen mißfällt. Das letztere ist ein sehr gewöhnliches Ergebniß, indem die Araber sich ungern den civilisirten Formen unterwerfen, welche der gegenwärtige Regierer von Oman einzuführen gesucht hat. Der Einfluß des letzteren auf die Stämme entlegener Gegenden ist daher nicht groß, besteht bisweilen nur dem Namen nach. Die unablässigen Streitigkeiten der einzelnen Horden gegen einander erschweren dabei das Geschäft und Durchgreifen der Regierung im höchsten Maaße. Die ganz unabhängigen Beduinen bilden ein anderes Hinderniß gegen die Feststellung einer geregelten Form der Verwaltung, denn theils sind sie zu allen Zeiten bereit den Unruhestiftern die Hand zu bieten, theils sind sie so unbändig, daß sie bei ihren Besuchen des Gebiets des Imam auf fremden Boden ihre Streitigkeiten ausfechten, sich plündern und tödten als befänden sie sich in ihren Wüsten und dabei nicht selten die Araber von Oman in ihre Händel verwickeln.

Oman zerfällt in Districte, die unter verschiedenen Namen von Scheiks beherrscht werden, von welchen ein jeder für gute Regierung verantwortlich ist und die Oberherrlichkeit des Imam anerkennen muß. Gefangenschaft und Einziehung der Besitzthümer straft den Häuptling, welcher entweder der Rebellion sich schuldig macht, oder die verlangte Kriegshilfe verweigert. Die Scheiks der größeren Volkstämme besitzen in einigen Fällen das Recht über Leben und Tod, mögen Krieg ankündigen und Frieden schließen, allein diese Macht wird durch den Einfluß der ältesten Männer und des Imams sehr beschränkt. In Civil- und Criminal-Sachen sind sie mehr Schiedsrichter als eigentliche Richter, und wichtige Dinge werden gemeiniglich vom ganzen Volkstamme verhandelt. So beschränkt ihre Autorität auch ist, so genießen die Scheiks nicht allein die Achtung ihres Stammes, sondern können fast immer auf seine Liebe und unverbrüchliche Anhänglichkeit zählen. Das Volk ist seiner uralten Verfassung so ernstlich zuge-

than, daß kein Unterjochungsversuch auf die Dauer Erfolg hatte und keiner eine allgemeine Veränderung der Sitte oder Vergessen der patriarchalischen Regierung herbeiführen konnte. Diesem Umstande hat es Arabien zu danken, daß es von den gewaltigen Stürmen wenig getroffen worden ist, welche manche Nachbarvölker so vollständig von der Erde vertilgten, daß uns allein ihre Namen geblieben sind. Selbst Muhammeds Sendung, die doch die größere Hälfte der damalichen civilisirten Welt erschütterte und umkehrte, hat in Arabien keine dauernde Veränderung hervorgebracht. Eine Geschichte des heutigen Arabiens, eine genaue Schilderung aller Verhältnisse des Volkes würde daher zugleich ein Gemälde vergangener Jahrtausende sein. Die Scheiks sehen sich des eigenen Interesses wegen zur guten Regierung genöthigt. An jeden größeren Namen schließen sich kleinere an und vermehren daher die Macht des ersteren, allein dieses Bündniß hängt an so dünnen Fäden, daß es von der geringsten Kleinigkeit zerrissen werden kann. Sollte das allgemeine Haupt zur Unzufriedenheit Veranlassung geben, so fallen die kleinen Stämme von ihm ab, und er mag sich in kurzer Zeit nur mit seinem ursprünglichen Gefolge, dem Skelett seiner geschmolzenen Macht umgeben sehen. Es entwickelt sich aus diesen Bedingungen ziemliche Gewißheit einer gerechten Regierung und persönlicher Freiheit. Unter sich führen die Stämme zwar häufige, aber weder sehr blutige noch langdauernde Kriege. Der gesetzlich eingeführte Gebrauch eines Blutpreises, den der Besiegte für jeden Getödteten zahlen muß, widerspricht zwar unserm Gefühl, hat aber die gute Wirkung vor muthwilliger Raubung des Lebens, selbst wenn es dem Feinde gehört, zu warnen. Der Tod einiger weniger Individuen bringt gewöhnlich die angreifende Partei zum Nachgeben. Die Entscheidung über Recht und Unrecht der Parteien wird endlich einem dritten Stamme überlassen, und nach den Vorschriften des Koran gegeben, die alle andere Gesetzbücher vertreten müssen, aber, wenn sie richtig angewendet werden, völlig auf alle Fälle passen, die in solchen Ländern und bei einem solchen Zustand der Gesellschaft gewöhnlich vorkommen können. Die Regierung empfängt wenig Unterstützung durch Abgaben von den Scheiks; die des Innern bezahlen nicht das Geringste. Die Einkünfte des Imam beschränken sich daher allein auf die Hafenzölle von Maskat, und die Producte der persönlichen Arbeit, welche die niederen Classen dem Staate zu leisten gehalten sind.

Die Bevölkerung des Landes hat keiner Bildung sich zu rühmen,

und die Bewohner der Küste stehen in dieser Beziehung keineswegs höher als die Nomaden der Wüste, alle aber weit unter den Arabern von Yemen, welchen manche Wissenschaften nicht fremd sind. Der Grund dieses Zustandes ist in der Abgeschiedenheit des Landes zu suchen, denn ungeachtet seiner günstigen Lage als Stapelplatz des indischen Handels, hat Oman nie an demselben Theil genommen, selbst nicht in den Zeiten wo er noch auf dem Landwege mit Europa unterhalten, alle berührte Gegenden bereicherte. Der Mangel an Häfen mag einen Theil der Schuld tragen, allein die gewichtigere Ursache dürfte in der Gleichgültigkeit des Volks selbst zu suchen sein, welches ohne Kenntniß künstlicher Bedürfnisse, leicht in dem Landbaue die Mittel der Zufriedenheit entdeckte. Das auf diese Weise unabhängige Volk ist zu stolz auf seine Geburt, seine Freiheit und sein Land, um sich gutwillig mit seinen weniger glücklichen Nachbarn zu vermengen, ist aber ebendeswegen auch in der Sittigung hinter ihnen zurückgeblieben. Der Zustand der Wissenschaften und Manufacturen ist daher in Oman nichts weniger als versprechend. Wellsted fand keine Spur von jenen astronomischen Kenntnissen, die in der Vorzeit die Araber auszeichneten, und eben so wenig einen Wunsch sich dieselben aneignen zu können. Indessen ist dieses nicht Folge von Unfähigkeit, sondern vielmehr von Trägheit, denn ein in Calcutta erzogener Eingeborner besaß hinreichende Kenntniß, um ein Schiff zu leiten und mit Chronometern umzugehen. Man würde umsonst nach alten Handschriften in Oman forschen, denn kein Eingeborner mißt ihnen Werth bei, und höchstens bewahrt man Erklärungschriften des Koran auf. Eben so gering ist der Kunstfleiß. Man verfertigt zwar in einigen Städten aus einem übrigens sehr vortrefflichen Rohre eine Art von Zucker, indessen ist derselbe von sehr geringer Beschaffenheit. Da Zucker der wichtigste Ausfuhrartikel von Maskat ist, so fällt diese Gleichgültigkeit gegen Verbesserung der Bereitungsweise um so mehr auf. Segeltuch und grobe Zeuche weben die Männer aus dem von den Weibern gesponnenen Baumwollengarne. An einigen Orten wird Seide gewebt, allein die Stoffe sind sehr grob, die Muster kunstlos und nur die Farben gut. Handwerker sind überall selten. Nur in den größeren Städten wohnen Schmidte, welche Lanzenspitzen, krumme Dolche und Messer auf sehr kunstlose Weise verfertigen, während eine andere Classe in Kupfer arbeitet. Silberarbeiter sind aber zahlreicher als beide, denn die Frauen verwenden beträchtliche Summen auf den Ankauf von dergleichen Zierrathen, mit welchen sie ihre Kinder oft im buchstäbli=

chen Sinne beladen. Funfzehn Ohrringe auf jeder Seite und eine verhältnißmäßig eben so große Zahl von Spangen an Armen und Füßen sind keine Seltenheiten.

Hinsichtlich des moralischen Charakters zeigt sich in Oman eben so wie in andern Gegenden der Welt ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern der Küstenstädte und des Innern, soweit dieses eine feste Bevölkerung enthält. Unverborgne Verderbtheit der Sitten legt sich in den ersteren dar, wo selbst unter den höheren Classen grobe Sinnlichkeit und moralische Erniedrigung gewöhnlich sind, obwohl der Umstand, daß Vornehmere diese Gebrechen zu verheimlichen suchen, andeutet, daß das öffentliche Urtheil ihnen nicht günstig sei. In Handelsgeschäften unter einander beobachten diese Araber wenig Zuverlässigkeit, nehmen sich dergleichen aber auch nicht übel. Dafür werden aber die Pflichten der Gastfreundschaft mit um so größerer Pünktlichkeit erfüllt, der Fremde mit Achtung empfangen, und ihm, namentlich im Innern, oft die Moschee als Wohnort angewiesen. Die in den Oasen und in den Städten derselben lebenden Araber sind ein stolzer, edelsinniger Menschenschlag, und nicht entfernt so verdorben als die Eingebornen anderer Gegenden Arabiens, wo man das primitive Hirtenleben mit den Beschäftigungen des Landbaues vertauscht hat. Sie verlassen selten die allen andern vorgezogene Gegend wo sie geboren sind, und verdanken diesem Umstande die Bewahrung mancher die Araber der Wüste auszeichnende einfache Tugend. Sie sind gastfrei, brav und edel, aber auch rachsüchtig, jähzornig, und ungemein leicht zu verletzen. Der vorherrschende und sehr empfehlende Charakterzug aller unverdorbenen Araber ist ihre Geradheit und Einfachheit. Er zeigt sich nicht allein in jeder Handlung und den geselligen Verhältnissen, sondern auch in ihren Gerichtshöfen und dem System ihrer Regierung. Den Europäer spricht dieses Unterlassen des Pomps und der Prahlerei sehr an, die sonst im Orient sich überall aufdrängen, und gelernt werden müssen, wenn man als einzelner Fremder unter den Eingebornen eine günstige Aufnahme wünscht. Das Volk von Oman bekennt sich zu dem Glauben der Khuwarijiten, einer muhammedanischen Secte, die sonst nur in weitentlegenen Ländern z. B. in den Städten Nafusa und Jarba im nördlichen Africa, und in Jebel Musib in den Staaten von Marocco vorkömmt. Sie wird von den Rechtgläubigen als ketzerisch angesehen, verachtet, wohl auch verfolgt, und lehrt eine Art von Puritanismus, indem sie behauptet, die Lehren Muhammeds in ihrer ursprünglichen Form ohne

die Zusätze späterer Zeiten zu befolgen. Unverfälscht findet sich die Doctrin der Khuwarijiten nur bei den Bewohnern der Wüste und kleiner Binnenstädte, denn die Bürger der Seestädte sind schlaffer in der Beobachtung der religiösen Sätze geworden, und mit Bekennern von drei andern muhammedanischen Secten gemengt, die erst in neueren Zeiten in Oman eingewandert sind. Im Ganzen herrscht aber viele Toleranz, und nur die fanatischen Wahhabiten werden von allen Secten gleich gehaßt und verfolgt. Sie zu sehen und zu tödten ist gewöhnlich eins. Die räuberischen Einfälle dieser schonungslosen Secte mag zum Theil eine so große Feindlichkeit aller Nachbarvölker gegen sie erklären.

An Städten ist Oman nicht reich. Maskat, die Hauptstadt und der Wohnort des Imam, der aber auch die Küste von Zanzibar beherrscht und daher häufig seinen Aufenthalt verändert, ist eine alte Niederlassung und war vermuthlich schon dem Ptolemäus bekannt. Maskat liegt am Ende einer kleinen Bucht und am Ausgange einer nach dem Innern des Landes sich erweiternden Felsenschlucht. Hügel von drei bis fünfhundert Fuß Höhe erheben sich unmittelbar hinter den Häuserreihen, und tragen mehrere ziemlich gut erhaltene Forts. Dem von der Seeseite sich Nähernden bietet Maskat einen ungewöhnlichen und romantischen Anblick. An den Felsen ist nicht nur kein Strauch, sondern nicht einmal eine geringe Spur von Vegetation zu bemerken; von seinen dunkelgesengten aschenfarbigen Flächen stechen die weißen Häuser und die mit kleinen Thürmen gekrönten Forts auf sonderbare Weise ab. Die platten Dächer, die Kuppeln der Moscheen, die hohen Minarets bilden ein anziehendes Ganze, allein wie in allen orientalischen Städten schwindet der Zauber bei der Annäherung. Man sieht nur enge, vollgedrängte Straßen und schmutzige Bazars, wo kaum ein Weg zwischen den Lastträgern mit ihren Ladungen von Kaffee, Zucker, Datteln und Getraide bleibt. Ueble Gerüche strömen von allen Seiten herbei aus den elenden Hütten, welche in unordentlichen Reihen mit niedrigen und armseligen Häusern untermischt sind, und aus den zerfallenen Trümmern von anderen, die aber ungeachtet dieses Zustandes noch immer bewohnt sind. Die wenigen besseren Gebäude sind mehr im persischen als arabischem Style errichtet. Die Bevölkerung ist im höchsten Grade gemischt, weil zumal der Mittelstand häufig Ehen mit seinen aus Abyssinien und Zanzibar stammenden Sclaven schließt. Ungeachtet seines unvortheilhaften Aeußeren, bietet Maskat dem Seefahrer reichliche Vorräthe, und

wird daher von denjenigen englischen und indischen Fahrzeugen oft besucht, welche den Handel des persischen Golfs betreiben.

Die Bevölkerung der Wüsten des Innern besteht ausschließlich aus Beduinen, die weder Häuser noch Zelte besitzen. Man zählt gegen einhundert Stämme auf, hat aber von ihrer jedenfalls sehr beträchtlichen Menschenzahl durchaus keine genügende Kenntniß. Unter sich einig haben die Beduinen in allen Zeiten ihre Unabhängigkeit zu schützen gewußt. Sie sind ihrem öden Vaterlande und ihrem Volke so ergeben, daß sie zu seiner Vertheidigung oder für seine Ehre willig das Leben opfern. Unbedenklich darf man die Beduinen über alle ihre Nachbarn setzen. Vaterlandsliebe und angeborne Neigung zur Freiheit stellen ihn hoch über den Perser, größere körperliche Stärke, Kühnheit und Muth geben ihm den Vorzug vor dem milden, entnervten Hindu. Der Araber der Wüste weiß dieses und verrathet sein Bewußtsein durch Benehmen und Wort. Er hält sich für Abkömmling der reinsten und besten Menschengattung, und um diesem Glauben frei nachhängen zu können, zieht er seine heimische Wüste dem Wohlleben der Städte weit vor. Obwohl ein natürlich hitziger Charakter häufige Streitigkeiten herbeiführt, die mit heftigen Bewegungen und Lärm verbunden sind, läßt sich der Beduine nie zum Gebrauche gemeiner, in Persien und Indien viel gehörter Schimpfworte hinreißen. Seine Worte sind kurz, der Ausdruck der Rede männlich; denn sollte er sich Ausdrücke zu Schulden kommen lassen, die des Gegners Ehre oder eines andern Stammes Ruf geradezu angriffen, so würde sein Blut allein die Beleidigung abwaschen können. Jedoch finden sich im Charakter dieses Volkes manche sonderbaren Widersprüche. Mit Geisteskräften die der größten Anstrengungen fähig sind und einer unbesiegbaren Willenskraft ausgerüstet ist der Beduin dennoch indolent. Er vermag Wochen in seinem Lager zuzubringen ohne andere Beschäftigungen als zu essen, Kaffee zu trinken und seinen Nargyl zu rauchen, allein auf einmal besteigt er sein Kameel, und bricht auf zu einer Reise von sechzig bis achtzig Meilen durch die Wüste, ohne während der Dauer derselben lange zu rasten, ohne je eine Klage laut werden zu lassen, welche Noth und Entbehrungen auch zu ertragen sein mögen. Mit ein paar zerrissenen Sandalen an den Füßen, die keinen genügenden Schutz gegen den glühenden Sand gewähren, ohne irgend eine Kopfbedeckung gegen die sengenden Strahlen der Sonne, geht der Beduine Tagelang neben seinem belasteten Kameele her, ohne je ein Zeichen der Ungeduld zu geben, zufrieden

wenn er am Abend in seinem Lager einen Trunk Wasser und einige Datteln besitzt. Gastfrei gemeinhin in einem mit seinen Mitteln in keinem Verhältnisse stehenden Grade, zuverlässig in allen Verhandlungen mit dem Gastfreunde, theilt der Beduine mit vielen halbwilden Völkern den Zug der List und der Neigung den nicht Empfohlenen oder Unbekannten zu übervortheilen, giebt aber der Vorstellung, noch mehr aber den überzeugenden Gründen seines Gegners leicht nach. Er verabscheuet die Dieberei, allein er hält den völlig Ungekannten und Ausländer leicht für seinen natürlichen Feind, den er bei unvorsichtiger Reizung sogleich angreift und wenn er ihn zu besiegen vermag ausplündert. Männlicher Muth, Ernst und das Gefühl der Kraft, welche in dem Beduinen wohnen, sind schöne und vielversprechende Eigenthümlichkeiten, die unter besondern Umständen klug benutzt, die Erziehung des zahlreichen Volkes zu etwas Großem sehr erleichtern müßten, wäre nicht die Liebe zur Freiheit der Wüste in Aller Herzen unausrottbar festgewurzelt. Die Vergleichung der Geschichte von mehr als einem Jahrtausend beweist, daß noch keinem Eroberer die Unterjochung jenes Volkes gelang. Sollte sie aber dennoch einst mit Erfolg durchgeführt werden, so wird der Beduine entweder zum charakterlosen und den Vorfahren unähnlichen Sclaven schnell hinabsinken, oder sein Stamm wird, was weit wahrscheinlicher ist, unfähig den Druck zu ertragen die alten Bande lösen, sich zerstreuen oder aussterben, so daß sein Name sich der langen Reihe von asiatischen Völkern anreihet, von denen allein die Geschichte das Andenken bewahrt hat.

Inhaltsverzeichniß.

Die Ansichten gehören zu folgenden Seiten:







